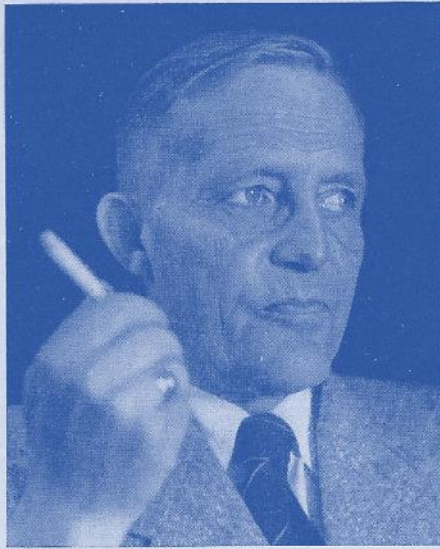


Lutz Graf Schwerin von Krosigk

ES  
GESCHAH  
IN  
DEUTSCHLAND

Menschenbilder  
unseres Jahrhunderts

RAINER WUNDERLICH VERLAG HERMANN LEINS IN TÜBINGEN



Ludwig Graf Schwerin von Krosigk

Man kann Geschichte schreiben, indem man die Menschen zeichnet, die sie gemacht haben. So überlegte Graf Schwerin von Krosigk, als er dieses Buch begann. Er wollte keine Memoiren herausgeben, keine Rechtfertigung verfassen, aber in den langen Jahren der Haft bedrängten ihn die Gestalten, denen er in seiner Laufbahn als preußischer Beamter, als Etatreferent im Reichsfinanzministerium, als Reichsfinanzminister und in den letzten Tagen des Deutschen Reichs als Außenminister der Regierung Dönitz begegnet ist. So wie ein anderer Gemälde sammelt, sammelte er in seinem Gedächtnis Menschenbilder. Es ist der Mensch, der handelt, ihn muß man erkennen, wenn man die Zeit begreifen will, dachte er. Aber je länger er an der Aufgabe arbeitete, desto deutlicher erfuhr er auch, daß der Hauptakteur der Geschichte der »Zeitgeist« ist, der sich in den Menschen die Werkzeuge wählt und bildet. So wurde dem Autor dieses Buch zum abenteuerlichen Erlebnis der Rückbezüglichkeit von Historie und Mensch. Als er die Linie der Entwicklung vom Reichskanzler Fürst Bernhard von Bülow über Bethmann-Hollweg, Moltke, Schlieffen, Stresemann, Groener, Schleicher, Brüning, Papen, Hitler, Rommel, Niemöller, Goerdeler durch insgesamt 60 geschichtliche Gestalten bis zu Dönitz gezogen hatte, sah er, daß er unwillkürlich der Linie des deutschen Wesens gefolgt war, wie sie in der politischen Welt verläuft.

Er mußte schließlich bekenen: das Leben selbst, bezahlt mit Freuden und Leiden, mit Erfolgen und Fehlern, Bewährung und Versagen, mit den Freisprüchen und Verdammungen des Gewissens, hatte ihm die Feder geführt.



## Hans Speidel · Invasion 1944

EIN BEITRAG ZU ROMMELS UND DES REICHES SCHICKSAL

20.—22. Tausend. Mit einem Vorwort von Ernst Jünger und zwei Kartenskizzen.

204 Seiten. In Halbleinen gebunden mit Schutzumschlag DM 9.80

A  
d  
f  
i  
t  
s  
l  
d  
f  
i  
e  
s  
e  
m  
B  
e  
r  
i  
c  
h  
t  
e  
n  
t  
h  
a  
l  
t  
e  
n  
.  
D  
e  
n  
S  
t  
o  
f  
f  
s  
c  
h  
u  
f  
d  
i  
e  
G  
e  
s  
c  
h  
i  
c  
h  
t  
e  
;  
d  
e  
r  
V  
e  
r  
f  
a  
s  
s  
e  
r  
i  
n  
f  
o  
r  
m  
t  
e  
i  
h  
n  
m  
i  
t  
m  
e  
i  
s  
t  
e  
r  
l  
i  
c  
h  
e  
r  
H  
a  
n  
d  
.  
D  
e  
r  
m  
e  
n  
s  
c  
h  
l  
i  
c  
h  
e  
W  
e  
r  
t  
d  
e  
r  
S  
c  
h  
r  
i  
f  
t  
l  
i  
e  
g  
t  
i  
n  
d  
e  
r  
t  
r  
ö  
s  
t  
l  
i  
c  
h  
e  
n  
G  
e  
w  
i  
ß  
h  
e  
i  
t  
,  
d  
a  
ß  
e  
s  
g  
e  
n  
u

## Adolf Heusinger · Befehl im Widerstreit

S  
1  
S  
C  
H  
I  
C  
K  
S  
A  
L  
S  
S  
T  
U  
N  
D  
E  
N  
D  
E  
R  
D  
E  
U  
T  
S  
C  
H  
E  
N  
A  
R  
M  
E  
E  
1  
9  
2  
3  
—  
1  
9  
4  
5

14.—17. Tausend. Mit einem großen Kartenblatt, einer Zeittafel und vier Übersichtstafeln.

396 Seiten. In Ganzleinen gebunden mit Schutzumschlag DM 13.80

F  
I  
C  
H  
I  
e  
r  
h  
a  
t  
e  
i  
n  
e  
m  
a

Dr. Herbert Hupka im Bayerischen Rundfunk

## Enno von Rintelen · Mussolini als Bundesgenosse

1  
I  
M  
i  
t  
z  
w  
e  
i  
K  
a  
r  
t

1  
I  
u  
s  
s  
e  
n  
o  
v  
.  
R  
i  
n  
t  
e  
l  
e  
n  
w  
a  
r  
v



R  
A  
I  
N  
E  
R  
W  
U  
N  
D  
E  
R  
L  
I  
C  
H  
V  
E  
R  
L  
A  
G  
H  
E  
R  
M  
A  
N  
N  
L  
E  
I  
N  
S  
T  
Ü  
B  
I  
N  
G  
E  
N

DRITTE, ÜBERARBEITETE AUFLAGE

ERSTE AUFLAGE 1951

ZWEITE AUFLAGE 1951

**DRITTE AUFLAGE 16.-24. TAUSEND 1952**

Copyright 1951 by Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins Tübingen und Stuttgart. Printed in Germany. Satz und Druck der Buchdruckerei Chr. Scheufele in Stuttgart. Gebunden bei G. Lachenmaier in Reutlingen. Schutzumschlag von Carl Keidel in Stuttgart.

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

UND WIR SIND SELBST GENÖTIGT,  
UNSERN FEHLERN IN DIE ZÄHNE  
EIN ZEUGNIS ABZULEGEN . . .

*Shakespeare, Hamlet*

## INHALT

### VORWORT

#### ERSTES BUCH: DER NIEDERGANG DER MONARCHIE

1. Kapitel: Der höfische Komödiant: Fürst Bernhard von Bülow..... 15
2. Kapitel: Der philosophische Kanzler: Theobald von Bethmann-Hollweg ..... 35
3. Kapitel: Die Generalität von Moltke zu Moltke
  - Der Feldherr mit Mass und Ziel: Graf Helmuth von Moltke 46
  - Der «Weltmarschall»: Graf Alfred von Waldersee ..... 49
  - Der Dogmatiker der Umfassung (Cannä): Graf Alfred von Schlieffen..... 55
  - Der kranke Mann: Helmuth von Moltke ..... 58

#### ZWEITES BUCH: DIE TRAGÖDIE DER DEUTSCHEN

##### DEMOKRATIE

4. Kapitel: Noblesse aus dem Volk
  - Vom Patteipolitiker zum Staatsmann: Friedrich Ebert .... 63
  - Der Prophet in seinem Vaterlande: Gustav Stresemann ... 70
5. Kapitel: Der Staatsbankerott
  - Der Finanztheoretiker im Dilemma: Rudolf Hilferding .... 78
  - Der sorgsame Hausvater: Otto von Schlieben..... 84
  - Der «Unternehmer» am Rand des Defizits: Peter Reinhold 88
  - Der Kläger gegen die «Interessentenhaufen»: Hermann Dietrich ..... 91
6. Kapitel: Die Generalität zwischen Demokratie und Diktatur
  - Der Demokrat im Generalsrock: Wilhelm Groener ..... 97
  - Der unnahbare Chef: Hans von Seeckt ..... 106

	Der lässige Seigneur: Kurt von Hammerstein – Equord. ...	111
	Der politische Soldat: Kurt von Schleicher .....	115
7.	Kapitel: «Irgendwie muss Deutschland schliesslich regiert werden»	
	Der Oberbürgermeister für die Ordnung: Hans Luther. . .	123
	Der letzte Kämpfer für die Demokratie: Heinrich Brüning	130
	Der Herrenreiter in der Politik: Franz von Papen .....	140
8.	Kapitel: Helfer aus dem Ausland	
	Der «Kollaborateur»: Pierre Laval .....	150
	Der über seinen Schatten sprang: Edouard Herriot.....	153
	Der Prediger Europas: Ramsay Macdonald.....	156
	Der Werber für den Frieden: Neville Chamberlain.....	159
	Historiker und Politiker: Carl Burckhardt.....	162
	Helfer und Warner: Herbert Hoover .....	166

### DRITTES BUCH: DIE DIKTATUR

9.	Kapitel: Die Sattelhelfer	
	Der «starke Mann»: Alfred Hugenberg .....	171
	Der ewige Kriegsteilnehmer: Franz Seldte .....	179
	Der eigenwillige Experte: Hjalmar Schacht.....	183
10.	Kapitel: Der Diktator	
	Putsch oder Legalität .....	193
	Führertum oder Diktatur .....	197
	Evolution oder Revolution.....	205
	Krieg oder Frieden.....	213
	Volk oder Führer .....	219
11.	Kapitel: Der engste Kreis	
	Der grosse Versager: Hermann Göring .....	224
	Der teuflische Intellekt: Joseph Goebbels.....	231
	Der Lehrling als Aussenminister: Joachim von Ribbentrop .	235
	Der bescheidene Stellvertreter: Rudolf Hess .....	239
	Die Eminenz der Halbbildung: Martin Bormann.....	243
	Der Methodiker des Schreckens: Heinrich Himmler ....	247
12.	Kapitel: Geistige Auseinandersetzungen	
	Der ehrliche Makler im Kirchenkampf: Hans Kerrl ....	254
	Der Theoretiker der Herrenrasse: Alfred Rosenberg .....	260
	Der Rassenkampf der Minderwertigen: Julius Streicher . .	264
	Der braune Kollektivist: Robert Ley .....	268

13.	Kapitel: Die Generalität zwischen Widerstand und Gehorsam	
	Der letzte Nachfahr Moltkes: Ludwig Beck.....	273
	Der Parteigeneral: Werner von Blomberg.....	278
	Der Kämpfer ohne Tadel: Werner von Fritsch.....	280
	Der Oberbefehlshaber ohne Einfluss: Walter v. Brauchitsch	283
	Der Feldmarschall am Scheidewege: Erwin Rommel . . .	286
14.	Kapitel: Die Techniker	
	Der Schatzgräber: Paul Pleiger .....	291
	Der Strassenbauer: Fritz Todt .....	296
	Der Baumeister des Führers: Albert Speer.....	300
15.	Kapitel: Der Gewissenskonflikt	
	Der Anwalt des Völkerrechts: Bernhard von Bülow.....	307
	Der kaltgestellte Diplomat: Konstantin von Neurath ....	310
	Der Sisyphos am Berg des Unrechts: Franz Gürtner.....	317
16.	Kapitel: Der aktive Widerstand	
	Der streitbare Gottesmann: Martin Niemöller.....	326
	Der bürokratische B.evolutionär: Carl Friedrich Goerdeler	333
	Die tapfere Intelligenz: Johannes Popitz.....	359
	Der Opfergang der Aristokraten	
	• Claus Graf Schenk von Stauffenberg .....	345
	Ulrich Wilhelm Graf Schwerin von Schwanefeld . .	349
	Peter Graf Yorck von Wartenburg	352
	Fritz Graf von der Schulenburg	355
	Der Militärbefehlshaber: Alexander von Falkenhausen . . .	358
17.	Kapitel: Die Exekution: Karl Dönitz	364
	Personenregister	381



## VORWORT

Dieses Buch entwirft, indem es Menschen zeichnet, denen ich begegnet bin, ein Charakterbild der deutschen Geschichte, eine «Biographie» des 20. Jahrhunderts. Nur die Persönlichkeiten des ersten Buches habe ich nicht selbst erlebt. Ich musste aber auf sie zurückgehen, weil die Kenntnis ihres Wesens das Wirken der Nachfolger und den Ablauf des Geschehens erst recht verstehen lässt. Manche wichtige Gestalt liess ich aus, oft verzichtete ich auch darauf, vollständige Lebensbilder zu geben. Wesentlich war mir nur, die historischen Kräfte zu zeigen, wie sie durch Menschen bewusst oder unbewusst vertreten wurden, die Entscheidungen der Handelnden herauszustellen, durch die sie in der seltsamen Wechselwirkung von menschlichem Willen und Schicksalsabsicht zu Gestaltern, aber auch zu Werkzeugen der Geschichte wurden.

Was gibt mir das Recht, über andere zu urteilen, der ich selbst in den Jahren unseligen Geschehens an verantwortlicher Stelle gestanden habe?

Ich war gewiss mehr als nur ein ausführendes Organ. Ich habe nicht am Widerstand teilgenommen. Seit 1929 war ich Etatdirektor im Reichsfinanzministerium, von 1932 bis 1945 Finanzminister unter Papen, Schleicher, Hitler und Dönitz. Ich bin in Nürnberg zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt und im Februar 1951 begnadigt worden. Dem einen von den drei Richtern, der in abweichender Stellungnahme für meinen Freispruch eintrat, bin ich dankbar. Mit den beiden anderen hadere ich nicht. Mir ist bewusst, wie schwer es ist, zwischen Irrtum und Schuld, gutem Willen und bösem Erfolg zu scheiden. Die Jahre der Haft gaben mir Zeit zur Rückschau und Selbstbesinnung. Ich mochte sie in meinem Leben weniger missen als manche Jahre meiner Amtstätigkeit.

Der Anklagen, die in Nürnberg gegen mich erhoben wurden, habe ich mich nicht schuldig gefühlt. Doch vor dem Gericht meines Gewissens spreche ich mich nicht frei. Im Konflikt widerstreitender Pflichten habe ich nicht immer den rechten Weg gefunden. Deshalb darf und will ich mich nicht über andere erheben, wenn ich Mangel an Einsicht und Entschluss tadle. Ich stelle mich unter den gleichen Spruch. Aber eben weil ich selbst Irrwege gegangen bin, wage ich es, den Pfaden nachzuspüren, die Männer der jüngsten Geschichte, richtungsweisend und fehlend, eingeschlagen haben.

Den guten Willen, der mich in allem Handeln geleitet hat, glaube ich für mich in Anspruch nehmen zu dürfen. Guter Wille rechtfertigt nicht, aber er verpflichtet zur Einsicht und Aussage dessen, was falsch war. Ich habe mich bemüht, gerecht zu urteilen. Denn «nothing is settled until it is justly settled»: nichts ist geklärt, bis es gerecht geklärt ist, sagte Washington. Dazu aber bedarf es vieler Zeugnisse.

**ERSTES BUCH**

**DER NIEDERGANG DER MONARCHIE**

## *1. Kapitel*

### DER HÖFISCHE KOMÖDIANT

### **FÜRST BERNHARD VON BÜLOW**

Bernhard Bülow war ein Glückskind. Dem eleganten Bonner Husaren flogen die Herzen zu. Nicht nur auf die Frauen übte er eine Anziehungskraft aus, die der Altgewordene in seinen Erinnerungen in nicht immer geschmackvoller Form wehmütig nachkostete; auch gereifte Männer konnten sich seinem Zauber nicht entziehen. Der geschmeidige Diplomat war an den Stätten seines amtlichen Wirkens beliebt. In Bukarest wie in Rom stand er bei der Regierung, der Gesellschaft und den Diplomaten anderer Länder in hoher Achtung. Frühzeitig suchte und fand sein Ehrgeiz den Weg zur kaiserlichen Gnade. Als der alte Chlodwig Hohenlohe, der kluge, welterfahrene, aber auch matt gewordene süd-deutsche Grandseigneur, der die Last des Amtes als dritter Kanzler des Deutschen Reiches auf seine schmalen Schultern genommen hatte,

einen tüchtigen Mitarbeiter für die auswärtige Politik brauchte, da bedurfte es nur einer kleinen Nachhilfe durch Bernhards und des Kaisers gemeinsamen Freund, Philipp Eulenburg, um den deutschen Botschafter in Rom zum Staatssekretär des Äusseren in Berlin aufsteigen zu lassen. Der Vielgewandte bewährte sich auch auf dem glatten Parkett der Berliner Politik. Er gewann die Gunst des Kaisers und entwickelte im Reichstag eine geschliffene, mit gut ausgesuchten Zitate geschmückte Redekunst, die ihm die Aufmerksamkeit des Hohen Hauses sicherte und bis in die Reihen der Linken hinein ein stilles Wohlwollen erwarb, dessen sich Mitglieder der Regierung sonst selten erfreuten.

Das neue Jahrhundert liess ihn an das heiss ersehnte Ziel gelangen. Als «Onkel Chlodwig» die Bürde des Dienstes zu schwer geworden war, ging im Rennen um die Nachfolgerschaft Bülow mit vielen Längen als Sieger hervor. Geschlagen waren die Mitbewerber, die seit Bismarcks Abgang sich auf dem Stuhle des Gewaltigen als Inhaber des Amtes sahen, das der grosse Kanzler geschaffen, auf seine Masse zugeschnitten und mit dem Stempel seiner Persönlichkeit geprägt hatte. Drei waren es gewesen, die in der Öffentlichkeit als Anwärter genannt wurden und die wohl auch der Kaiser, nicht im Einfall eines Augenblicks, sondern nach reiflicher Überlegung in Betracht gezogen hatte. Da war «Phili» Eulenburg, den Wilhelm II. wiederholt in Wort und Brief seinen einzigen wirklichen Freund genannt hat, der Dichter und Komponist der «Rosenlieder», der begabte Amateur in Poesie und Politik, der langjährige Begleiter und Berater seines kaiserlichen Herrn. Und doch hat der Kaiser den empfindsamen Freund wohl lieber in dieser persönlichen Rolle gesehen als auf dem Posten des verantwortlichen Staatsmanns, und Eulenburg selbst mag Genüge daran gefunden haben, das Amt mit dem Mann besetzt zu sehen, den er selbst empfohlen hatte und der ihm deshalb zu Dank verpflichtet war. Später wurde Eulenburg durch die für jene Zeit beispiellosen Angriffe Hardens in der «Zukunft» in einen Beleidigungs- und Meineidsprozess verwickelt, der durch des Fürsten Verhandlungsunfähigkeit während seiner letzten Lebensjahre nicht mehr zur Entscheidung kam. Johannes Haller hat ihm eine auf persönliche Bekanntschaft und genaue Kenntnis des Dokumentenmaterials gegründete Ehrenrettung zuteil werden lassen, die den Charakter und die Fähigkeiten des Fürsten Eulenburg

in einem günstigeren Lichte erscheinen lässt. Sicherlich hätte aber die weiche, sensible, Gefühlswallungen unterworfenen Wesensart des Fürsten die Kraft nicht aufgebracht, die erforderlich war, das Schiff des Deutschen Reichs in stürmischer See zu steuern.

Auch dem Generalstabschef Graf Waldersee, der zum ersten Male im Deutschland des 19. Jahrhunderts den Typus des «politischen Generals» verkörperte, ging es um die höchste Stellung, den Kanzlerposten. Er war einer der Generale, die unter Wilhelm II. den damals noch von der Gloriole vergangener preussischer Siege umstrahlten Rang und Titel eines Feldmarschalls im Frieden erhielten. Seine vom Kaiser den anderen Mächten mit wenig Takt aufgenötigte Ernennung zum Oberbefehlshaber der europäischen Truppenkontingente, die zur Strafexpedition nach China entsandt wurden, liess ihn keine kriegerischen Lorbeeren gewinnen, da bei seinem Eintreffen die von den aufständischen, «Boxern» belagerten ausländischen Botschaften in Peking bereits befreit waren. Sie trug ihm nur den Spitznamen des «Weltmarschalls» ein, seinen Ehrgeiz befriedigte sie nicht. Viele Jahre waren mit den Intrigen ausgefüllt, die der ehrgeizige Mann spann, um sein Ziel zu erreichen. Dass er dabei scheiterte, mag ebenso in der Unzulänglichkeit seines Charakters wie in dem Wunsch des Kaisers begründet gewesen sein, den Soldaten auf sein Soldatenhandwerk zu beschränken.

Der dritte, der Finanzminister Miquel, war sicher eine der geistvollsten Persönlichkeiten der Zeit nach Bismarck und einer der besten in der langen Reihe bedeutender Männer, die seit Motz und Maassen Herren im Haus am Kastanienwäldchen, im preussischen Finanzministerium, gewesen waren; der Ausbau des modernen preussischen Einkommensteuer- und Kommunalabgabensystems ist sein persönliches Werk. Der kluge und parlamentarisch gewandte Mann hätte sicherlich auch auf einem höheren Posten Gutes geleistet. Seine politische Laufbahn nahm jedoch brüsk ein Ende. Er war unter den preussischen Ministern, die im Zusammenhang mit der Ablehnung des Mittelland-Kanals durch das preussische Abgeordnetenhaus vom Kaiser entlassen wurden.

Bülow musste den Kaiser gewinnen, wollte er in die erstrebte Stellung gelangen und sich in ihr behaupten. Weil die Berufung des Kanzlers nur vom Kaiser abhing, war die Auswahl, nicht in der Theorie, aber sicherlich in der Praxis, auf einen kleinen Kreis führender Persönlich-



keiten aus den Adelsschichten der Generalität, der Diplomatie, der Verwaltungsbürokratie beschränkt. Dadurch war die im gesamten Volk vorhandene Begabung ausgeschaltet. Das Volk blieb von jeder Mitwirkung an der Auswahl des führenden Staatsmanns ferngehalten. Nicht einmal seine gewählte Vertretung, der Reichstag, hatte darauf Einfluss. Heute ist es fast unvorstellbar, dass die Bestellung des Mannes, dessen Befugnisse und Verantwortung erheblich grösser waren als die des Reichs- oder Bundeskanzlers nach 1918, ausschliesslich in *einer* Hand, der des Kaisers, lag, und dass Ratschläge Unverantwortlicher und im Dunkeln gesponnene Intrigen eine wichtige Rolle spielten. Aber der Kanzler verdankte nicht nur seine Wahl allein dem Kaiser, er war auch nur ihm, keiner anderen Stelle, verantwortlich, und des Kanzlers Bleiben oder Gehen hing allein von des Kaisers Entscheidung ab. Kein Misstrauensvotum des Parlaments konnte den Kanzler stürzen, wenn der Kaiser ihn hielt. Kein Parlament konnte den Sturz des Kanzlers aufhalten, wenn der Monarch, wie Friedrich Wilhelm III. einst bei der Entlassung Steins und Wilhelm II. selbst bei der Entlassung Bismarcks, sich des Beraters als «ungehorsamen Dieners» entledigte. Doch hatte auch in Deutschland das Parlament Mittel, einen ihm nicht genehmen Kanzler zu bekämpfen. Zu jedem Gesetz, besonders auch zum Reichshaushalt, war die Mitwirkung des Parlaments erforderlich. Ein «Notverordnungsrecht» des Kaisers oder des Kanzlers gab es nicht. Der Kanzler war also, sollte die Reichsmaschine nicht stillstehen, darauf angewiesen, eine ihm folgende Mehrheit im Parlament zu finden. Doch war der Kanzler selbst nicht Parteimann. Er konnte mit wechselnden Mehrheiten regieren, wie Bismarck es getan hatte und wie Bülow selbst es tun sollte, als er gegen das bisher zur Regierungsmehrheit gehörende Zentrum in einer Neuwahl den «Bülowblock» aus der Taufe hob, der aus Konservativen, Nationalliberalen und Fortschrittlichen bestand. Gelang es dem Kanzler nicht, für seine Politik eine Mehrheit zu bekommen, wie es Bülow nicht gelang, seinen Block für die von ihm vorgeschlagene Erbschaftsbesteuerung zu gewinnen, dann stürzte zwar der Reichstag den Kanzler nicht unmittelbar, aber der Kaiser musste den Kanzler gehen lassen, weil er im Kampf um oder gegen das Parlament «versagt» hatte. So war das Parlament zwar bei der Bestellung des Kanzlers ausgeschaltet, aber nicht einflusslos auf die Frage seines Bleibens oder Gehens. Der

Kanzler musste sich nicht nur des dauernden Vertrauens des Kaisers, sondern auch der Stützung durch das Parlament versichern.

Nach Bismarcks Entlassung hatte es der Kaiser mit einem General versucht, mit Caprivi, der nicht so «total unzureichend» war, wie die laute Kritik der Agrarier behauptete. Ihm ist erst eine spätere Geschichtsschreibung gerecht geworden, aber die starke Stellung Deutschlands, die Bismarck seinem Land aussenpolitisch errungen hatte, bekam unter ihm die ersten Risse. Dann hatte der Kaiser seinen klugen, aber müden und alten Onkel, den Fürsten Hohenlohe, berufen. Und nun war die dritte Wahl auf einen Diplomaten gefallen, den Staatssekretär des Auswärtigen, Bernhard Bülow, den der Kaiser schon 1897 als «Prachtskerl» bezeichnet hatte. Bülow schien viele Eigenschaften zu haben, die diese Charakteristik rechtfertigten. Er war ein Causeur, der in der Unterhaltung eine Grazie zeigte, wie man sie in Deutschland nur selten antrifft. Er war ein Menschenfänger, dessen Liebenswürdigekeit Vorgesetzte und Untergebene, Parlamentarier und ausländische Gesandte bestrickte. Er besass ein Gedächtnis, aus dessen unerschöpflichem Archiv er nach Belieben Anekdoten und Zitate hervorholte. Er verfügte über eine Schlagfertigkeit, die ihn selten um eine Antwort verlegen werden liess. Seine rasche Auffassungsgabe befähigte ihn, eine Lage schnell zu überblicken. Als Redner glänzte er durch eine sorgfältig vorbereitete Diktion. Vom Vater her, der unter Bismarck einmal Staatssekretär des Äusseren gewesen war, schien er die Begabung für Aussenpolitik ererbt zu haben. Der Kaiser war kein Menschenkenner. Er sah die Untiefen nicht, welche die glänzende Oberfläche überdeckte. Bülow war nicht nur ein heiterer Geniesser, dessen lebensfrohes Temperament aus den Grübchen in seinem Gesicht sprach, er war ein Ichmensch, dessen Ehrgeiz und Machtstreben über Leichen ging. Der kalte Egoist hatte keinen sittlichen Ernst, Moral galt ihm als eine bürgerliche Fessel, die ein Genie – für das er sich hielt – nicht binden durfte. Sein Vorbild war Talleyrand. Von ihm hatte er auch die Gewohnheit übernommen, die Lüge, von der harmlosesten Art bis zu dem gefährlichsten Grad des Selbstbetrugs, in seinen Dienst zu stellen. Seine Liebenswürdigekeit war nicht echt; er salbte mit Schmeicheleien und goss, wenn sein Rachebedürfnis es erforderte, eine Schale hässlicher Verleumdungen über den Geschmeichelten aus. Seine Eitelkeit verführte ihn dazu, mit einem angelesenen Wissen, in

dem er nur an der Oberfläche geblieben war, zu renommieren und Aphorismen auch da anzubringen, wo sie nicht am Platz waren. Jede Rede bereite er bis ins kleinste Detail vor dem Spiegel vor. Sein Pressechef musste dabei das Publikum spielen und Zwischenrufe machen, auf die Bülow «schlagfertig» erwiderte. Als er in einem Prozess als Zeuge aufzutreten hatte, probte er die Szene vorher mit einem von Herren des Auswärtigen Amts gestellten Gericht so lange durch, bis er sich von seinem Auftritt die erhoffte Wirkung versprach. Die Leichtfertigkeit, mit der er wichtige aussenpolitische Fragen behandelte und die ihn an die Tripel-Entente England – Russland –, Frankreich nicht glauben liess, als diese schon unmittelbar vor dem Abschluss stand, drückt sich in dem erschreckenden Wort aus: «Wir können diese Dinge gar nicht pomadig genug nehmen.» Bülow war ein Komödiant, dem es nie um die Sache, immer nur um das Glänzen der eigenen Person ging, dessen Worte in Schrift und Rede nicht dem Gefühl entsprangen; sie waren gekünstelt und einstudiert, sie waren ebenso wenig echt wie die Religiosität, die er in seinen Briefen überreichlich betonte.

Dass Wilhelm II. gerade diesen Mann als Kanzler aussuchte und sich von der glitzernden Aussenseite blenden liess, lag in seinem Charakter begründet. Während der Jahrhunderte ihrer Herrschaft in Brandenburg, Preussen, Deutschland haben die Hohenzollern zwei grundverschiedene Herrschertypen hervorgebracht: der eine war einfach, sparsam, nüchtern, von begrenztem Blick und Ziel, entweder hart, energisch und tüchtig wie der «Soldatenkönig» Friedrich Wilhelm I., oder kleinlich und pedantisch wie sein Urenkel Friedrich Wilhelm III., der Sieger malgré lui im Befreiungskrieg. Der andere Typ war voll romantischer Ideen und phantastischer Ziele, von lebendigem, viele Dinge erfassendem, aber unstemem Geist, auf Glanz und Prunk gerichtet wie Preussens erster König Friedrich I., reich begabt, aber ohne festes Ziel, entschliesslos, aber eigensinnig wie Friedrich Wilhelm IV., der als Kronprinz die Hoffnung, als König die Enttäuschung des jungen Deutschland war. Diesem Grossonkel, dessen tragisches Leben in der Nacht der Gemütskrankheit versank, glich Wilhelm II. Jener hatte selbst Männer wie Humboldt und Ranke bezaubert – «er ist unser aller Meister» –, so schlugen auch Wilhelms II. sprühender Geist und seine vielfältigen Kenntnisse alle Welt, selbst nüchterne Geschäftsleute wie den grossen Generaldirektor der Hapag, Ballin, und den «König von Südafrika»,

Cecil Rhodes, in seinen Bann. Auch *er* verfügte über eine Rednergabe, an deren Klang, Schwung und Augenblickseinfällen er sich berauschte. Wie Friedrich Wilhelm IV. sah er im Wort schon die Tat, vor dem gebotenen Entschluss flüchtete er gerne in ein Bild der Phantasie. Auch er ertrug keinen Widerspruch, keinen Zweifel am «Gottesgnadentum» des Königs. Auch er hatte Freude an Scherzen auf Kosten anderer, auch ihm fehlte der Takt. Unter dem Einfluss von Ratgebern, deren Vorschläge er nie ganz zu beherzigen pflegte, schwankte Wilhelm II. zwischen dem Streben, durch eine moderne Sozialpolitik ein König der Enterbten zu werden, und der Gewalt gegen die «vaterlandslosen Gesellen», zwischen der heimlichen Bewunderung für englisches Wesen und dem Neid des Emporkömmlings auf Grossbritanniens festgefügte Macht, zwischen dem laut betonten Vertrauen auf die «schimmernde Wehr» und dem Bedürfnis der Anlehnung, bald an Russland unter Berufung auf die seit Tauroggen alterprobte Freundschaft, bald an England in impulsiven Ausbrüchen blutsverwandter Zuneigung. Dem Kaiser, der oft das Richtige fühlte, der manchmal sogar intuitiv der Wahrheit näher war als seine Ratgeber, fehlte die Sicherheit, die einheitliche Linie, die Stetigkeit. Wie sein Grossonkel liebte er die bedächtigen Warner nicht, die den Sprüngen seines unruhigen Geistes nicht folgen konnten oder wollten. Er besass nicht die Selbstbescheidung, die sich an der richtigen Wahl und dem freien Wirken der Besten genügen lässt. Dem Kaiser wurden die Gaben zum Verhängnis, die einen nicht zur Krone Berufenen vielleicht eine glänzende Wirksamkeit hätten entfalten lassen.

Die der Schmeichelei zugängliche Art des Kaisers machte sich Bülow zunutze, um den Kanzlerposten zu gewinnen. Schon bevor er Staatssekretär des Auswärtigen wurde – ein Posten, den Bülow immer nur als Durchgangsstellung zu Höherem angesehen hat –, liess er in seine Briefe an den Freund Phili Eulenburg Lobhudeleien auf den Kaiser einfließen. Sie waren dazu bestimmt, dem Monarchen vorgelegt zu werden, und sie wurden es auch. Bülow verglich Wilhelm II. mit «den heldenhaften Salier- und Hohenstaufenkaisern». Er trug noch dicker auf, wenn er schrieb: «Er ist aus dem Holz geschnitzt, aus dem unser Herrgott die grossen, die sehr grossen Herrscher schnitzen liess.» Auch als Staatssekretär setzte er die Bewunderungskampagne in Briefen an den Freund fort, der zur Weitergabe an den Kaiser stets bereit war.

Die Grenze des Geschmacks erreichte er mit dem Byzantinismus: «Er ist so bedeutend, der bedeutendste Hohenzoller, der je gelebt hat.» Er liess es nicht bei solchen Worten bewenden. Er stellte sein ganzes Verhalten auf das Wesen des Monarchen ein und suchte sich ihm unentbehrlich zu machen. Er folgte Eulenburgs Rat, dass man den Kaiser mit leichter Hand führen, durch Liebe und Bewunderung beeinflussen müsse. Wilhelms II. Lieblingsgedanken, den Flottenbau, hat er als Staatssekretär des Auswärtigen kritik- und bedingungslos gefördert. So konnte es nicht ausbleiben, dass er den Kanzlerposten gewann.

Auf den für den Wuchs eines Riesen berechneten Stuhl setzte sich ein Mann durchschnittlicher Grösse, der mit dem Reichsgründer nur die Zugehörigkeit zu einer der grossen Familien des niederen preussischen Uradels teilte. Aber im Übrigen war die Unähnlichkeit zwischen ihnen nicht weniger gross als zu Anfang des Jahrhunderts diejenige zwischen Stein und Hardenberg. Wohl fiel es dem Gewandten nicht schwer, sich gegen seine beiden Vorgänger abzuheben. Aber man mass ihn auch an dem grossen Kanzler, der zehn Jahre zuvor das Haus in der Wilhelmstrasse geräumt hatte. Es war keine leichte Erbschaft, die Bismarck hinterliess: die Last des grossen Vorbilds, die Fülle der auch von ihm nicht gelösten, aber der Lösung dringend bedürftigen Probleme, die charakterliche Rückenmarkserweichung, die des Fürsten Persönlichkeit und Politik in seiner Umgebung hervorgerufen hatte. In meinem Vaterhaus lernte ich Bismarck früh als einen der Gewaltigen sehen, bei dem auch die Fehler gewaltig waren, und ich begann, die groteske Verzeichnung seines Bildes durch seine Anhänger zu erkennen, die ihn entweder als den Mann «von Blut und Eisen», den Kanzler mit den «Kürassierstiefeln», oder, entsprechend einem Bedürfnis des deutschen Volkes, das seine Helden mit allen Tugenden des Normalbürgers ausgestattet sehen will, als einen Ideal typ deutschen «Gemüts» darzustellen liebten. Er war beides nicht. Das erste Bild verkennt den feinnervigen und sensiblen Mann, bei dem sich jede seelische Erregung in körperlichen Qualzuständen entlud und jede gesundheitliche Störung Depressionen oder Ausbrüche des Zorns und der schlechten Laune herbeiführte. Es verwandelt zu Unrecht den Odysseus listenreicher Politik, den vollendeten Meister diplomatischer Kunst in einen Säbelrassler, der seine Erfolge nur der Machtanwendung verdankte. Es war eine Fälschung, wenn Hitler sich zur Rechtfertigung seiner Gewalt-

methoden auf den Mann berief, der zwei Jahrzehnte lang ein Hort des Friedens in Europa war. Aber auch das zweite Bild ist falsch. «Ottochen», wie ihn die Fürstin Johanna bis zuletzt nannte, war weder «gemütlich» noch gutmütig. Bei seinem Abgang war das vorherrschende Gefühl bei der Mehrzahl seiner Mitarbeiter und Untergebenen ein erleichtertes Aufatmen, ein «Uff!». Bismarck ertrug keine starken und selbständigen Persönlichkeiten neben sich. Er erzog sich keinen Nachfolger. Keiner hat den «Mangel an Zivilcourage», den er bei den Deutschen beklagte, so gefördert wie er selbst. Holstein, den Bismarck als jungen Mann mit der hässlichen Aufgabe belastete, das Vertrauen seines Botschafters, des Grafen Arnim, zu gewinnen und über dessen unvorsichtige Äusserungen nach Berlin zu berichten, wurde auf diese Weise das moralische Rückgrat gebrochen. Den Staatssekretär Bötticher verfolgte Bismarck lebenslang mit Hass und Verachtung, weil er an seinem Abgang mitschuldig sei; Bötticher hat das entschieden in Abrede gestellt, sogar noch in seiner Sterbestunde. Wer sich dem Haus Bismarck nicht zur Verfügung stellte, wer den Kanzler gar zu kritisieren wagte, wurde in den Bann getan. Die Bismarck'sche Methode hat während der ersten zwei Drittel seiner Kanzlerschaft das Wachstum unabhängiger Persönlichkeiten gehemmt, im letzten Drittel, als viele schon ihre Fahnen nach dem jungen «Herrn» richteten, hat sie die Menschen korrumpiert.

Bismarck war ein Vulkan, dessen Glut dem Lande ringsum Gedeihen spendete, der aber auch giftige Dämpfe und Schwefel spie. Ein Vulkan war er auch in seinen parlamentarischen Kämpfen, ein Volksredner, dessen Reden geradezu ein klassisches Lehrbuch der Demagogie darstellen. In der Diskussion mit dem grossen Mann entzündete sich auch das Pathos der Opposition im Parlament. Nach seinem Abgang sank das Niveau der Debatten selbst bei seinen bedeutenden Gegnern wie etwa Eugen Richter. Bülow war technisch ein weit glänzenderer Redner als sein Vorläufer, dessen leise hohe Stimme, dessen Ringen mit dem Ausdruck, dessen lange, oft durch Atem- und Gedankenpausen unterbrochene Satzkonstruktionen das Zuhören zu einer Anstrengung machten. Bülows Vortrag war ein ästhetisches Meisterwerk. Aber was bei Bismarck ein Duell auf Leben und Tod sein konnte, wurde bei ihm eine elegante Florettmensur, die dem Gegner nicht allzu wehe tat.



Bülow musste drei Aufgaben erfüllen. An erster Stelle stand die Behandlung des Monarchen. Vom Kaiser hing es ab, wie lange der Kanzler bleiben und inwieweit er die eigenen Gedanken und Ziele verwirklichen konnte. Was ihm zu tun oblag, ging aber darüber hinaus. Dem leitenden Staatsmann des damaligen Deutschland musste es darauf ankommen, den monarchischen Gedanken zu hüten und die Monarchie zu festigen, die am stärksten durch den Monarchen selbst bedroht wurde. Schon unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. war sie in Preussen einer starken Belastungsprobe ausgesetzt worden. Es waren nicht nur Revolutionäre und Republikaner, sondern auch Monarchisten, die in ihrem Glauben an die Alleingültigkeit der monarchischen Staatsform irre wurden. Unter der dreissigjährigen Regierung Wilhelms I. sicherten nicht so sehr dessen Erfolge wie die Wirkung seiner schlichten und ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit den Thron. Die Bescheidenheit, mit der er hinter seinen Kanzler zurücktrat, ihn gegen alle Anfeindungen, auch aus der kaiserlichen Familie, hielt und sich seinen Ratschlägen fügte, die unermüdliche Pflichttreue, mit der er sein hohes Amt versah, der Nimbus, der die Gestalt des Neunzigjährigen umwob und den «alten Kaiser» fast zu einem Mythos werden liess, gewannen ihm die Liebe seines Volkes und der Monarchie erneute Festigkeit. Der alte Kaiser war der ruhende Pol in der Zeiten Unruhe. Unter Wilhelm II. ging Unrast vom Thron aus. Er wollte sein Volk «glänzenden Zeiten» entgegenführen und büsste von Jahr zu Jahr Vertrauen ein. Die Arbeiterschaft konnte es ihm nicht vergeben, dass er das Wort von den «vaterlandslosen Gesellen» geprägt und die Soldaten gemahnt hatte, notfalls ohne Zögern auf Vater und Bruder zu schiessen. Den Liberalen war die Betonung des Gottesgnadentums ein Dorn im Auge. Den Konservativen waren Weltpolitik und Flottenbau unheimlich. Die Alldeutschen spürten, dass hinter des Kaisers starken Worten kein starker Wille zur Tat stand und dass die Franzosen mit ihrem «Guillaume le Timide» recht haben mochten. Wohl priesen Schmeichler in Höflingsrock, Uniform und Talar das Gottesgeschenk, das Deutschland mit diesem Herrscher gemacht worden sei, und lenkten dadurch den Kaiser immer weiter auf die abschüssige Bahn; es wurden Vergleiche laut mit dem grossen Preussenkönig, den der Kaiser durch seine zahlreichen Randbemerkungen auf Berichten und Eingaben nachzuahmen versuchte. Aber bei allen Verständigen nah-

men Besorgnis und Missbehagen zu, bis es schliesslich zu einer Art «Kaiserverdrossenheit» kam. Bülow hat die Hoffnungen, die sie auf ihn setzten, nicht erfüllt. Zwar gelang es seiner geschmeidigen Liebenswürdigkeit, sich Jahre hindurch in des Kaisers Gunst zu halten. Er hat wohl gelegentlich allzu lebhaft Ausbrüche der kaiserlichen Impulsivität gedämpft, aber auch durch seine fortgesetzten Schmeicheleien die Selbstüberschätzung des Monarchen wesentlich gesteigert. Er hat darüber hinaus sich an dem Harden'schen Feldzug gegen Personen beteiligt, die dem Kaiser nahestanden. Die Angriffe richteten sich dem Namen nach gegen Eulenburg, in Wirklichkeit gegen den Kaiser selbst. Bülow wusste, dass Hardens Vorstoss des Kaisers Stellung untergrub. Er wusste und wollte es, um auf diese Weise den Kaiser in die Hand zu bekommen. Hier begann der Verrat an dem Monarchen, der ihn mit Gunst überhäuft hatte und ihm rückhaltlos vertraute. Der Verrat vollendete sich 1909 in der Episode, die Bülow des Kaisers Vertrauen raubte und zu einer Niederlage der Monarchie wurde. Auf Grund von vertraulichen Gesprächen, die der Kaiser mit Engländern geführt hatte, veröffentlichte ein britischer Journalist das berühmte «Daily Telegraph-Interview». Sowohl die Tatsache dieses Interviews wie sein Inhalt liessen die latente Verdrossenheit in flammende Entrüstung übergehen. Das Parlament übte am Monarchen Kritik; und selbst die monarchische Rechte fand kaum ein Wort zu seiner Verteidigung. Das Interview drückte des Kaisers gute Absicht aus, mit England wieder zu einem besseren Verhältnis zu kommen. Wenn er darin aber unter anderem erklärte, dass der Endsieg der Engländer im Burenkriege einem Plan zu verdanken sei, den er selbst seiner Grossmutter, der alten Königin Viktoria, habe zukommen lassen, so verriet diese Äusserung – gleichgültig, ob ein solcher Kriegsplan existiert hat und der Königin übergeben wurde oder nicht – Mangel an Takt. Bülow führte eine elegante Verteidigung. Für den Kaiser gelobte er gewissermassen Besserung und suchte der Debatte durch die Bemerkung, jedenfalls sei der Kaiser kein Philister, die Schärfe zu nehmen. Er gab zu, dass das Interview vor der Veröffentlichung den deutschen amtlichen Stellen zur Prüfung vorgelegen habe. Leider habe der zuständige Mann die Bedeutung verkannt und sein Placet gegeben. Selbstverständlich übernehme er für dieses Versehen eines ihm unterstellten Beamten die Verantwortung. Bülow gewann durch die schein-

bar ritterliche Art, mit der er sich vor den Kaiser und den schuldigen Beamten stellte, Sympathien. Aber er hatte nur die halbe Wahrheit gesagt. In Wirklichkeit war das Interview ihm selbst vorgelegt worden, und *er* hatte es unbeanstandet durchgelassen. Dass er seinen eigenen Anteil verschwieg, war ein unverzeihlicher Fehler. Der Kaiser mochte in den Gesprächen bei allem guten Willen einen Mangel an politischem Blick gezeigt haben, er hatte jedenfalls den politisch und verfassungsrechtlich korrekten Weg eingeschlagen, über die Form des Interviews und die Art der Veröffentlichung die zuständigen amtlichen Stellen entscheiden zu lassen. Hier war es der Kanzler, der versagte. Aber dieser bekannte sich nicht zu seiner Schuld, er wusch sich auf Kosten des Kaisers und eines Beamten rein. Es ist kein Wunder, dass der Kaiser sich von Bülow verraten und verlassen fühlte.

«Bülow», sagte Kiderlen ein Jahr später, «war doch ein grösserer Schweinehund, als ich mir träumen liess.» Auch der Kaiser hatte eine solche Lüge nicht für möglich gehalten. Der Bruch war unheilbar. Die parlamentarische Niederlage, die Bülow bei der Erbschaftssteuer erlitt, bot dem Kaiser die Gelegenheit, die innerliche Trennung auch nach aussen und amtlich zu vollziehen. «Hier», sagte Wilhelm II. später, auf einen bestimmten Platz deutend, «habe ich das Luder fortgejagt.» Als während des Krieges versucht wurde, den Fürsten Bülow wieder in sein Amt zu bringen, lehnte der Kaiser jede Erörterung ab.

Die zweite Aufgabe, die dem Kanzler gestellt war, lag auf dem Gebiet der Innenpolitik. Hier hatte Bismarck seinen Nachfolgern eine schlimme Erbschaft hinterlassen. Das wurde am deutlichsten an der «sozialen Frage», die Bismarck durch eine grossartige, in anderen Ländern noch nicht erreichte Sozialversicherung, dann aber auch durch eine scharfe Bekämpfung der Sozialdemokratie zu meistern gesucht hatte. Die von ihm geforderte Verschärfung des Sozialistengesetzes war einer der Streitpunkte mit dem jungen Kaiser, die zur Entlassung des Kanzlers führten. Auch Bismarcks Genie waren Grenzen gesetzt. Auch er konnte sich nicht der Vorurteile entledigen, die seiner Herkunft und der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaftsklasse entstammten. Wohl war er aufgeschlossen genug, sich zu einer Unterredung mit Lassalle, dem bedeutenden Führer der deutschen Arbeiterbewegung, bereit zu finden. Aber einen Erfolg hatte das Gespräch nicht, Bismarck blieb das Verständnis für die geistigen und

wirtschaftlichen Hintergründe der sozialistischen Bewegung versagt. Auch Bülow blieb in der «bürgerlichen» Vorstellung befangen, die sich über die «Undankbarkeit» der Arbeiterschaft gegen die Wohltaten der sozialen Gesetzgebung entrüstete und eine Erklärung dafür nur in der antinationalen und atheistischen Einstellung der Sozialdemokratie zu finden wähnte. Er war klug genug, nicht in den Philistertwahn zu verfallen, der in den Sozialdemokraten eine – auch menschlich – minderwertige Räuberbande erblickte. Aber wenn er in eleganten und geschliffenen Reden ihr Zukunftsprogramm zerpfückte und auf diese Weise der «Gefahr» von Links Herr zu werden meinte, bewies er nur, dass er den seelischen Vorgängen, die einen immer grösser werdenden Teil des deutschen Volkes tief bewegten, nicht nähergekommen war als der Durchschnittsbürger. Dialektisch war die Aufgabe nicht zu lösen. Wohl hatte der wirtschaftliche Aufschwung der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts die marxistische Verelendungstheorie widerlegt. Es hatte sich nicht bewahrheitet, dass unter dem kapitalistischen System die Lage des Industriearbeiters sich notwendigerweise immer weiter verschlechtern müsse. Das erkannte selbst in der Sozialdemokratie ein Revisionismus an, der die radikale Theorie abzulösen begann. Auch andere Lehren des Propheten, der in seinem «Kapital» eine schwer verständliche und selbst von begeisterten Anhängern nicht immer gelesene Bibel, in seinem «Kommunistischen Manifest» dagegen ein mitreissendes Evangelium hinterlassen hatte, hielten wissenschaftlicher Kritik nicht durchweg stand. Aber die Probleme, denen sein theoretisches Werk und sein «Aufruf an die Massen» ihre Entstehung verdankten und die den «Marxismus» seit dem Urchristentum zur umfassendsten sozialen Bewegung werden liessen, blieben und harrten weiter der Lösung. Die Ideen der französischen Revolution hatten im Laufe des 19. Jahrhunderts ihren siegreichen Lauf durch Europa angetreten. Die Freiheit war zum Durchbruch gekommen – in Deutschland noch nicht vollständig –, aber gerade die wirtschaftliche Freiheit liess den wirtschaftlich Schwächeren unter die Räder kommen und vernichtete die Gleichheit. Hier, an diesem entscheidenden Punkt, setzte Marx ein. Ihm ging es um die Gleichheit. Wie einst 1789 die Wortführer des Dritten Standes ihre Ziele nur durch seine Herrschaft verwirklichen zu können glaubten – «was ist der Dritte Stand? Der Dritte Stand ist die Nation» –, so sah Marx

die ersehnte Gleichheit nur erreichbar in der «Diktatur des Proletariats». Und wie einst in Frankreich Krone, Adel und Klerus die Revolution dadurch verschuldeten, dass sie nicht rechtzeitig dem Dritten Stand die ihm gebührenden Rechte zukommen liessen, so verschloss sich jetzt ein teils verängstigtes, teils eifersüchtig auf seine Machtstellung bedachtes Bürgertum gegenüber den berechtigten Forderungen des Vierten Standes auf seinen Anteil an Freiheit, Regierung und Kultur. Bülow besass nicht die Augen, die Aufgabe in ihrer vollen Bedeutung zu erkennen, er hatte auch nicht das Herz, sie in ihrer ganzen Tiefe zu fühlen. Es gab Männer in Deutschland, die von der Einsicht und Leidenschaft erfüllt waren, die Bülow fehlten. Wiehern war einer von ihnen. Sein Aufruf zur Inneren Mission war zugleich ein Buss- und Weckruf an die Evangelische Kirche, die infolge der unglückseligen Verquickung von «Thron und Altar» im Kampf der wirtschaftlichen und politischen Strömungen Partei genommen, sich auf die Seite der Herrschenden gestellt und den Kontakt mit Millionen suchender Menschen verloren hatte. Vielleicht am deutlichsten erkannte Friedrich Naumann die Gefahr, in der sich das Volk befand, und rang um die Lösung, welche die Kluft hätte überbrücken können. Es war eine schwere, aber grossartige Aufgabe für den leitenden Staatsmann, die verhängnisvolle Flut, die des deutschen Volkes moralische Grundfesten bedrohte, einzudeichen und zum segenspendenden Strom zu wandeln, die gewaltigen Kräfte, die in der Arbeiterbewegung lagen, ihrer unfruchtbaren Opposition zu entbinden und zur verantwortlichen Mitarbeit heranzuziehen. Auch die regierenden Schichten waren vom Materialismus beherrscht. Ein grosser Staatsmann hätte ihnen die ewig gültigen Ideale europäischer Kultur entgegengestellt, Freiheit und Sittlichkeit zur Grundlage der Staatsführung gemacht, dem Volk wieder die Sterne gezeigt, die einst seines besten Strebens Wegweiser gewesen waren, die, bei aller Verschiedenheit der Charaktere, Goethe wie dem Freiherrn vom Stein geleuchtet und Frau, von Staël zur begeisterten Schilderung deutscher Freiheit hingerissen hatten. Nicht der «Platz an der Sonne», den Bülow dem deutschen Volke erringen wollte, war das Entscheidende, es ging um die Besinnung dieses so leicht ins Grenzenlose strebenden Volkes auf das ihm Gemässe. Dazu hätte es aber umwälzender Massnahmen bedurft, einer Revolution von oben, die freiheitliche und wahrhaft konservative Gesinnung ver-

band, das Reich zu einer echten Demokratie mit Ministerverantwortlichkeit gegenüber der Vertretung des Volkes entwickelte, das preussische Wahlrecht reformierte, eine umfassende innere Kolonisation einleitete, die Gewerkschaften in Verfassung und Wirtschaft einbaute, ein staatliches Schieds- und Schlichtungsverfahren in den Machtkämpfen zwischen Arbeitgebern und -nehmern schuf, die Idee der Selbstverwaltung erweiterte, übermässige Vermögens- und Einkommensunterschiede durch eine progressive Besteuerung ausglich, wie es der Wirtschaftswissenschaftler Adolf Wagner als ein Haupterfordernis gerechter Steuerpolitik verlangt hatte. Die Kirche hätte aus ihrer allzu engen Verbindung mit dem Staat gelöst und die Sonderstellung des Militärs beseitigt werden müssen, wie sie vielleicht am deutlichsten in der zwiespältigen Haltung des gesetzlichen Duellverbots und des faktischen Duellzwangs für Offiziere hervortrat. Manche dieser Massnahmen sind unter dem Druck des Weltkriegs getroffen worden. Über ihnen stand das Wort, das für die deutsche Geschichte eine so tragische Bedeutung hat: «Zu wenig und zu spät !» Ein deutscher Kanzler, der um die Jahrhundertwende diesen Weg eingeschlagen hätte, wäre sicher scharfem Widerstand begegnet, aber er hätte auch ein begeistertes Echo gefunden bei einem grossen Teil der deutschen Jugend, bei den zahlreichen Anhängern Naumanns, bei den Sozialisten vom Schlage August Winnigs, bei den Anhängern der Rechten, die sich später zu jungkonservativen Gedanken bekannten und in neuester Zeit im «Kreisauer Kreis» eine letzte geistige Nachfolge fanden. Ein Freiherr vom Stein hätte vielleicht von Kaiser und Parlament eine solche «Revolution» gefordert, er hätte zwischen Widerspruch und Zustimmung jene gesunde Unruhe hervorgerufen, welche die deutsche Politik aus den Niederungen materialistischen Denkens und aus dem Tagesgezänk zu neuen Höhen führen konnte. Aber Bülow war kein Stein. Er war so sehr ein Kind seiner Zeit und der sie beherrschenden Ideen, so sehr verstrickt in den Anschauungen seiner Kaste, dass ihm die revolutionären Gedanken fernlagen. Zudem war er vom «Primat der Aussenpolitik» überzeugt.

Hier lag die dritte Aufgabe, die der Kanzler zu lösen hatte. Die deutsche Regierung hatte Bismarcks kunstvolles System der Bündnis- und Sicherungsverträge, das Europa und dem Deutschen Reich nach 1870 eine Zeit wirtschaftlicher Blüte geschenkt und den deutschen Kanz-



ler zum «ehrlichen Makler» in den Händeln zwischen den Westmächten und Russland hatte werden lassen, nach seinem Abgang nicht fortgesetzt. Der Rückversicherungsvertrag mit Russland wurde nicht erneuert. Das Spiel mit fünf Kugeln war Caprivi, wie er offen bekannte, zu schwierig. Nun wurde das Schicksal Europas immer mehr durch den deutsch-englischen Gegensatz bestimmt. Wenn an die Stelle des «Erbfeindes» von ehemals, Frankreichs, das für Deutschland seit 1871 seinen Schrecken verloren hatte, jetzt England trat, obwohl die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes dem englischen keine Feindschaft, vielmehr eine mit Furcht und Neid gemischte Bewunderung entgegenbrachte, so lag die Ursache in einem tragischen Missverstehen, das auf beiden Seiten des Kanals Platz griff. Auf deutscher Seite setzte sich ein verzerrtes Bild englischer Politik fest, in dem der «Handelsneid des Krämervolkes» als das entscheidende Motiv aller politischen Aktionen Englands erschien. Tatsächlich hat die Sorge vor deutscher Handelskonkurrenz zwar den stimmungsmässigen Hintergrund für die wachsende Abneigung der öffentlichen Meinung des Inselreichs gegen Deutschland und für einzelne publizistische Taktlosigkeiten englischer Chauvinisten gebildet, jedoch die Haltung der englischen Politik nicht wesentlich beeinflusst. Immerhin waren die Hindernisse, welche die Engländer dem deutschen Kaufmann in den Weg legten, wo immer er in der Welt auftrat, und die Bedrohung der englischen Wirtschaft durch die wachsende Konkurrenz des deutschen Handels unbestreitbare Tatsachen. So traten an die Stelle des freundschaftlichen Verhältnisses, das bis zur Mitte des Jahrhunderts zwischen beiden Nationen bestanden hatte, Spannungen, die 1896/97 die «Saturday Review» in der berühmt gewordenen Artikelfolge «Germania est delenda» in den Satz zusammenfasste: «Eine Million kleiner Quengeleien schafft den grössten Kriegsfall, den die Welt je gesehen hat.» Die Gründe lagen tiefer als nur in englischer Konkurrenzfurcht. Seit 1870 hatte sich das Gleichgewicht in Europa verschoben. Nun stiess das neue deutsche, oft nicht eben massvoll sich ausdrückende Kraftgefühl auf den wiedererwachenden englischen Imperialismus. Die weltpolitischen Kraftlinien begannen sich zu kreuzen. Das englische Imperium hatte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwei Gegner gehabt: das nordafrikanische Kolonialreich der Franzosen, das in glänzenden Konzentrationsbewegungen den alten Gegner in Nordafrika

überholt hatte, und gegen das England durch die Festsetzung am Suezkanal, die Besetzung von Ägypten und den Vertrag mit dem Kongostaat seine Gegenschläge führte, bis es um die Jahrhundertwende zum folgenschweren Zusammenstoss am oberen Nil kam; und das nordasiatische Reich der Russen, das in Tibet, Afghanistan und Persien das englische Weltreich bedrohte. Nun kam der deutsch-englische Gegensatz hinzu: durch die deutsche Orientpolitik, die infolge der Konsolidierung der Türkei mit deutschen Mitteln auf eine der empfindlichen Lücken im englischen Weltreich stiess und in der Linie Elbe-Euphrat einen handelspolitischen Ausweg aus der Enge des deutschen Raumes suchte; durch die wirtschaftliche Entwicklung, in der Deutschland Englands Vorsprung in der Steinkohlenförderung fast aufgeholt, im Aussenhandel nahezu erreicht und in der Eisen- und Stahlproduktion weit überholt hatte; und schliesslich durch die weltpolitische Orientierung, die ihren für England herausforderndsten Ausdruck in der deutschen Flottenpolitik fand. Die deutsche Besorgnis vor der Gefahr eines Mehrfrontenkrieges und die Befürchtung, dass jede kontinentale Verwicklung eine unwiderstehliche Versuchung für England darstellen würde, sich auf die Seite der Gegner zu schlagen, liess die Tirpitz'sche Theorie von der «Risikoflotte» entstehen, die den Briten die Lust austreiben sollte, mit Deutschland anzubinden. Wenn der Reichskanzler diese Flottenpolitik guthiess und zugleich für sein Land den «Platz an der Sonne» verlangte, konnten die Engländer sich nicht vorstellen, dass Deutschland etwas anderes wollte, als was sie selber beanspruchten: die Vorherrschaft in der Welt. Sie glaubten ebenso aufrichtig wie irrtümlich an deutsche Angriffsabsichten. Es war für sie schwer zü begreifen, was die Lage der Deutschen von der eigenen unterschied, nämlich der Zwang zur Wachsamkeit in einer Zweifrontenlage und als Folge davon etwas, was man in England «militaristische» Denkweise nannte: der Vorrang militärtechnischer vor politisch-moralischen Erwägungen. Man hielt die «Risikoflotte» für einen Vorwand, Flottenbau war nach einem Churchillwort reiner Luxus für Deutschland. Die drohenden Kaiserreden, die von Bismarck so scharf abgelehnte Methode des «show of power», des blossen Auftrumpfens ohne ernsthafte Möglichkeit und Absicht der Machtanwendung, wurden ernst genommen, obwohl sie in Wirklichkeit Zeichen des Schwächegefühls waren. Man hielt die lauten Äusserungen der Alldeutschen

fälschlicherweise für die öffentliche Meinung und für den gültigen Ausdruck der deutschen Regierungspolitik. Den Engländern erschien alles, was unter Wilhelm II. geschah, als Teil eines langfristigen Angriffsplanes zur Erringung der Hegemonie. So gross die Mitverantwortung Bülow's an den Ungeschicklichkeiten der deutschen Englandpolitik auch sein mag, der Gedanke an die Weltherrschaft lag ihm fern.

Der verhängnisvolle Fehler seiner Politik bestand in der Entscheidung, die er auf die englischen Angebote einer Einigung hin traf. England war zur Sicherung seines unorganisch gewachsenen Kolonialreichs, das von den verschiedenen Plätzen der Erde her bedroht werden konnte, auf den Besitz einer absoluten Machtüberlegenheit zur See, zugleich aber auch auf eine feste Rückendeckung in Europa angewiesen. Es schwankte lange zwischen dem Vorteil, sich durch ein Fernhalten von den europäischen Bindungen die freie Hand gegenüber den grossen Kolonialmächten, insbesondere Frankreich und Russland, zu wahren, und der Sorge vor den Gefahren, die in der «splendid isolation», der grossartigen Vereinsamung, lagen. Schliesslich setzte sich die Überzeugung durch, dass die Isolation nicht dauernd aufrecht erhalten werden könne. Die 1895 von Salisbury und 1898 von Chamberlain gemachten Vorschläge einer Verständigung mit Deutschland waren aufrichtig gemeint. Bülow als Staatssekretär des Äusseren trägt die Verantwortung dafür, dass die deutsche Regierung nicht darauf einging. Unter dem Einfluss der Holstein'schen Gedankengänge, die in jeder Annäherung Englands nur den Versuch erblickten, Deutschland «einzuwickeln», fürchtete sie, in einem Bündnisverhältnis in den zweiten Rang, die Rolle des Juniorpartners, oder sogar in die Funktion des englischen Degens auf dem Festland verwiesen zu werden. Sie betrachtete auch die englische Neigung, an Stelle fester, vom Parlament ratifizierter Bündnisabmachungen nur formlose Regierungszusagen zu geben –, die dennoch, wie sich 1914 zu Deutschlands schmerzlicher Überraschung erwies, als echte Verpflichtungen honoriert wurden –, als «macchiavellistisches Manöver». Sie war in ständiger Sorge vor der eigenen, durch die «nationale» Presse aufgepeitschten öffentlichen Meinung; nach Bismarck hatte kein deutscher Staatsmann den Mut oder die Kraft, sich dem Vorwurf nationaler Schwäche auszusetzen. Die einzige Möglichkeit, die Verschiebung im Gleichgewichtssystem der europäischen Mächte durch die Vereinigung der deutschen Länder zu

einem Reich – die 1871 Disraeli als die grösste Revolution des Jahrhunderts bezeichnet hatte – nicht zur Friedensbedrohung werden zu lassen, wurde verpasst. Es hatte der ganzen diplomatischen Kunst Bismarcks bedurft, durch seine Politik der Mässigung und sein kunstvoll verschlungenes System der Bündnisse und Rückversicherungen den Frieden zu festigen. Den Epigonen, denen diese Kunst fehlte und die das System hatten zerfallen lassen, blieb nur der Anschluss an eine der drei wirklichen Grossmächte. Dafür bot sich bloss England an. Das war die schicksalsschwerste Entscheidung der deutschen Aussenpolitik. Keiner der damaligen Staatsmänner erkannte die Bedeutung der Stunde. Sie wollten sich die Option nach beiden Seiten, Russland und England, offenhalten und setzten sich zwischen zwei Stühle.

Dem Reichskanzler Bülow bot sich noch einmal die Gelegenheit, nachzuholen, was er als Staatssekretär verpasst hatte, und Deutschland aus der immer bedrohlicher werdenden Vereinsamung zu befreien. 1901 eröffnete sich der deutschen Regierung die Möglichkeit, sich als dritter Partner dem englisch-japanischen Bündnis anzuschliessen. Bülow ergriff die Hand nicht, die ihm das Schicksal entgegenstreckte. Die alten Hemmungen beherrschten auch diesen Augenblick. Der Kanzler hatte sich in verhängnisvoller Verblendung dem Holstein'schen Glaubenssatz von der unüberbrückbaren Kluft verschrieben, die Bär und Walfisch trennte. Nur zu rasch sollte sich diese These als Irrtum erweisen. 1902 war das Jahr der Wendung der englischen Politik. Da Deutschland alle Angebote abgelehnt hatte, nahm England nun die Fühlung mit der anderen Seite auf. 1904 wurde die Entente mit Frankreich, das 1898 im Rückzug von Faschoda auf die Fortsetzung des zweihundertjährigen Wettlaufs mit England und die Vollendung des afrikanischen Kolonialbaues verzichtet hatte, durch ein Kolonialabkommen begründet, das Marokko Frankreich und Ägypten England zuwies; der Besiegte von 1898 wurde zum Verbündeten von 1904. 1907 erzielte die englische Regierung mit Russland eine im Gegensatz zu der dauernden Entente mit Frankreich zwar nur vorübergehende Verständigung, immerhin einigten sich die Partner über die schwebenden Streitfälle im Fernen Osten; die Westwärts Verschiebung der russischen Politik, welche durch die Niederlage Russlands im Japankrieg 1905 eingeleitet war, erhielt damit neuen Antrieb. Der Rückzug der Franzosen und Russen von den ostwärts ausgreifenden Expansionslinien auf die näher

gelegenen Aktionsgebiete begann sich nun zunehmend in einem Druck auf Deutschland auszuwirken. Beide entscheidenden Jahre, 1904 und 1907, fielen in die Zeit der Kanzlerschaft Bülow's. Jetzt kreiste England tatsächlich ein. Aber Einkreisung bedeutete für England nicht Krieg, sondern nur ein Mittel, den «Friedensstörer» am Zügel zu halten. Auf den Haager Friedenskonferenzen hatte sich Deutschland als einzige Macht sowohl dem Gedanken eines obligatorischen Schiedsgerichts, als auch einer Rüstungsdiskussion widersetzt. Auch dadurch geriet es in den Verdacht, dass es den Krieg vorbereite und bei günstiger Gelegenheit den Frieden brechen werde. Ein Verdacht erzeugte den anderen, jede Drohung rief eine neue Drohung wach. Die von Bülow nicht aufgehaltene Blockbildung rückte den Krieg in bedenkliche Nähe; jeder fürchtete ihn und machte sich doch mit ihm vertraut.

Ein geistvoller englischer Schriftsteller hat den Kaiser «the most brilliant failure», den blendendsten Versager der Weltgeschichte, genannt. Man kann dieses Wort auch auf den Mann anwenden, der unter Wilhelm II. am längsten Kanzler gewesen ist. Denn er besass vieles, das glänzte und ihn zu einem der Grossen in der Geschichte zu stempeln schien. Und doch war er ein Versager, politisch und menschlich. Es ist der boshafte Satz geprägt worden, dass Bülow der einzige Mensch gewesen sei, der Selbstmord nach dem Tode begangen habe. Das Wort ist auf die nach seinem Tode veröffentlichten «Denkwürdigkeiten» gemünzt. Man kann dieses mit reizenden Anekdoten angefüllte, aus Wahrheit und Dichtung gemischte Dokument der Selbstbeweihräucherung trotz seiner grossartigen Diktion und manchem klugen Wort nicht ohne ein Gefühl tiefen Unbehagens lesen. Was fehlt, ist der Sturm der Leidenschaft, der durch Bismarck's «Gedanken und Erinnerungen» weht, ist der Hauch sittlichen Ernstes und der Ton der Demut, der allein ein solches Buch lesens- und seinen Verfasser liebenswert macht. Bülow war der Prototyp der Nachbismarckzeit. Die Oberflächlichkeit, die Unangenehmes nicht sah oder nicht sehen wollte, der Drang nach Äusserlichkeiten, der durch eine schillernde Tünche überdeckte Verfall sittlicher Grösse, der Mangel an Bekennermut, all dies waren Charaktererscheinungen, die das äusserlich so glänzende Bild des reich gewordenen deutschen Volkes und seiner regierenden Schicht zu verzerren begannen. In der Person des Kanzlers waren sie am deutlichsten verkörpert.

## 2. Kapitel

### DER PHILOSOPHISCHE KANZLER

#### THEOBALD VON BETHMANN-HOLLWE G

Shakespeare stellt in «Heinrich IV.» seinem Liebling, dem Prinzen Heinz, dessen jüngeren Bruder, den Prinzen Johann, gegenüber. Johann war ein Musterprinz, nur – er konnte nicht lachen. Der Kanzler, der dem Fürsten Bülow folgte, Bethmann-Hollweg, war immer ein Musterschüler und -beamter gewesen, von der Zeit an, als er eine Zierde der alten Gelehrtenschule Schulpforta war, über die stets mit Auszeichnung durchlaufenen Prüfungen und Beamtenstellungen bis zu der mit Fleiß, Würde und Klugheit ausgeübten Tätigkeit des Oberpräsidenten und Innenministers. Aber ihm fehlte die Heiterkeit, das Gelöstsein, die Beschwingtheit, alles, was einem Staatsmann äussere Wirkung verschafft. Seine trockene, beherrschende Art, sein philosophischer Ernst gaben der politischen Karikatur wenig Stoff zu Witz und

Lachen. Sie erwarben ihm Achtung, aber sie machten ihn auch nicht volkstümlich. Er hatte viel von dem, was Bülow fehlte, er besass Leidenschaft und eine Willenskraft, die sich sogar zum Eigensinn steigern konnte, aber es mangelte ihm der bewegliche Geist, über den Bülow oft komödiantenhaft verfügte. Bethmann-Hollweg war ein guter – vielleicht unter den gegebenen Verhältnissen der beste – Vertreter einer Klasse, die in Deutschland durch Generationen politisch und gesellschaftlich eine Rolle gespielt hatte, wie man sie in keinem anderen Lande kannte. Er war ein vorzüglicher Repräsentant des höheren Beamtentums in seinem Pflichtbewusstsein, seinem fachlichen Können, seinem umfassenden Wissen, seiner von sittlichem Ernst erfüllten Gewissenhaftigkeit, aber auch in seiner unpolitischen Art und Starrheit. Er sah die Welt mit einer beträchtlichen Dosis von stoischem Pessimismus und war dem Unglück näher als dem Glück. Den Menschen begegnete er in der Regel mit freundlichem, mitunter aber auch hochmütig – indifferentem Geltenlassen.

Man hat sich schon damals gefragt – und diese Frage ist seitdem nie ganz verstummt –, wie der Kaiser dazu gekommen ist, diesen seinem Wesen fremden Mann dem heiteren Weltkind folgen zu lassen, warum er gerade in einer Zeit, in der die aussenpolitische Lage sich verdüstert hatte, einen Fachmann der inneren Verwaltung an das Staatssteuer berief. Man wird die Motive einer so impulsiven und Augenblicksregungen zugänglichen Natur, wie sie Wilhelm II. war, nie vollständig aufklären können. Die gebräuchlichste Erklärung ist, dass Bülow selbst Bethmann als Nachfolger vorgeschlagen hat und dass der Kaiser wenigstens diesen Wunsch des Scheidenden erfüllen wollte, um den zwischen ihnen entstandenen Riss einigermassen zu verhüllen. Bülow mag Bethmann, der nach seiner Ansicht aussenpolitisch ein blutiger Laie war und voraussichtlich eine Niete sein würde, nur vorgeschlagen haben, um nach dessen mit Sicherheit und in Bälde zu erwartendem Scheitern das erhoffte come back zu feiern. Für den Kaiser ist – vielleicht unbewusst und uneingestanden – noch ein anderes Motiv massgebend gewesen. Der bezaubernde Plauderer und Redner, der bunteste Fasan in des Kaisers Volière, hatte nicht nur versagt, er hatte seinen Herrn verraten, nun musste es mit dem rechtlichen Philosophen versucht werden, auch wenn ihm oder gerade, weil ihm die bunten Federn fehlten. Dem erfahrenen Diplomaten war auf dem

Gebiet der Aussenpolitik nichts geglückt, vielleicht machte es ein Outsider besser. Sicher hat auch das durch den Interview-Zwischenfall verletzte, aber nicht gebrochene Selbstbewusstsein des Kaisers eine Rolle gespielt. Wie er im Kriege die Leitung der Operationen selbst in die Hand nehmen wollte, so lockte es ihn, nun er in der Aussenpolitik den Mentor losgeworden war, ihn nicht durch einen fachlich gleich geeigneten zu ersetzen. Er hatte sich 1890 nach Bismarcks Abgang vermesen, das Steuer des Reiches in die Hand zu nehmen, so fühlte er sich auch 1909 berechtigt und fähig, sein eigener Aussenminister zu sein.

Bülow hatte seinem Nachfolger eine schwer belastete Erbschaft hinterlassen. Am tiefsten hingen die Wolken über dem aussenpolitischen Horizont. So musste sich Bethmann vom ersten Tage an gerade mit den Fragen befassen, die ihm bisher fachmässig fernegelegen hatten. Für ihn war das Primat der Aussenpolitik zu einer schicksalhaften Notwendigkeit geworden. Bethmann war klug genug zu erkennen, dass das englisch-deutsche Verhältnis für die Zukunft seines Volkes und den Frieden Europas bestimmend war. So sah er seine Hauptaufgabe darin, die Freundschaft zwischen den beiden Völkern wiederherzustellen. Aber eine Verständigung, wie sie um die Jahrhundertwende zu erreichen gewesen wäre, war jetzt nicht mehr möglich. England hatte 1902 optiert und sich durch die Abmachungen von 1904 und 1907 gebunden. Der Versuch, es auf die Seite des Dreibundes herüberzuziehen, war aussichtslos. Die Machtgruppen der Tripel-Entente und des Dreibundes, in dem Italien ein unzuverlässiger und Österreich ein schwacher Bundesgenosse waren, standen sich geschlossen gegenüber. Doch konnte man wenigstens zu praktischen Abkommen mit dem Ziel der Beseitigung von Reibungsflächen gelangen, etwa über die Bagdad-Bahn und über Kolonialfragen. Eine solche Bereinigung konnte zu einer Zusammenarbeit und dazu führen, dass beide Länder in Streitfällen mässigend auf ihre Bündnispartner einwirkten.

Bethmann war sich seiner Unsicherheit auf dem internationalen Parkett wohl bewusst. So sah er sich nach einem klugen, verlässlichen Ratgeber um. Als das beste Pferd im Stalle der deutschen Diplomatie galt seit langem der Gesandte in Rumänien, Kiderlen-Wächter. Bülow hatte Kiderlen zwölf Jahre lang auf unbedeutende Gesandtenposten verbannt und ihn der Ungnade des Kaisers ausgeliefert, indem er Briefe Kiderlens mit respektlosen Bemerkungen über den Monarchen diesem



in die Hand spielte. Bei jedem Wechsel auf dem Posten des Staatssekretärs des Äusseren wurde Kiderlens Name genannt. Aber seine Ernennung war auch an dem Widerspruch einer Persönlichkeit gescheitert, die sich sonst in Angelegenheiten der Politik nicht zu mischen pflegte, der Kaiserin. Ihr Sittlichkeitsgefühl stiess sich daran, dass Kiderlen mit einer Frau zusammenlebte, mit der er nicht durch das Band der Ehe verbunden war. Unter Schwierigkeiten gelang es Bethmann, dies Hindernis zu überwinden und sich die wertvolle Mitarbeit des klugen Diplomaten zu sichern. Der unbürokratische Süddeutsche besass Mutterwitz, derbe Lebenslust und die Unbefangenheit der Wohlbeleibten, die Shakespeare seinen Cäsar rühmen lässt: «Lasst wohlbeleibte Männer um mich sein!» Als er einmal als «Sommerleutnant» eine militärische Übung machte und der Kaiser ihm bei einer Besichtigung auf das aus der schnurgeraden Linie des Regiments herausragende Bäumlein klopfte: «Der hat Ihnen viel Geld gekostet!», antwortete Kiderlen vergnügt und unvorschriftsmässig: «Ja, Majestät, aber auch viel Spass gemacht!» Doch war Kiderlen nicht nur der Bonvivant, er verfügte auch über eine ungewöhnliche Arbeitskraft, einen scharfen Verstand und den politischen Sinn, den Bethmann suchte. Selbst der kritische Generalstabschef Graf Schlieffen sagte bei Kiderlens Ernennung: «Endlich eine politische Leitung.»

Kiderlen brachte in sein Amt aussenpolitische Konzeptionen, die aus der Schule des Fürsten Bismarck stammten. Unter diesem Blickwinkel fand er einen Trümmerhaufen vor. Der «Cauchemar des coalitions» des Altreichskanzlers war Wirklichkeit geworden. Von der Autorität, die einst der deutsche Kanzler unter den Staatsmännern Europas genossen hatte, war keine Rede mehr. Zwei Vorwürfe waren es vor allem, die Kiderlen gegen Bülow's Aussenpolitik erhob: die Passivität gegenüber Österreich, die das Schwergewicht im deutsch-österreichischen Verhältnis zu oft von Berlin nach Wien verschob, und die Passivität gegenüber England, die den Zusammenschluss mit Russland nicht verhindert hatte und sich auf den Tirpitz'schen Flottenbau verlegte. Kiderlen hielt nichts von der Romantik der «Nibelungentreue», dem von Bülow für das deutsche Verhältnis zu Österreich geprägten Begriff. Er war entschlossen, in der Politik gegenüber Wien die Zügel fest in die Hand zu nehmen. Kiderlen war ein entschiedener Gegner von Tirpitz: «Ich fürchte, dass seine Politik uns den Krieg mit England bringen

wird.» Er sah es als seine wichtigste Aufgabe an, diese Politik, wenn möglich, zu ändern, auf jeden Fall aber auf einen Ausgleich der Spannungen in Europa hinzuwirken. In allen diesen Auffassungen stimmte er mit Bethmann überein. Doch entstammen die praktischen Massnahmen nur Kiderlens Kopf. Der «Panthersprung» von Agadir 1911 ist als «Genieblitz» gelobt und als Fehler getadelt worden. Aus Protest gegen Frankreichs eigenmächtiges Vorgehen in Marokko hatte Deutschland einen Kreuzer entsandt. Im Laufe der durch den «Sprung» ausgelösten Krise gelang es jedenfalls, mit Frankreich zu Vereinbarungen zu kommen, die das Streitobjekt Marokko künftig ausschalteten. Einer der Brandherde, an denen sich ein europäisches Feuer entzünden konnte, war beseitigt. Als gefährlichste Reibungsfläche blieb der Balkan. Die Balkankriege, die das zweite Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts einleiteten, waren das erste Wetterleuchten, das ein kommendes schweres Gewitter ankündete. Für Bethmann und Kiderlen galt noch Bismarcks Wort, dass keine Balkanfrage «die Knochen eines pommerischen Grenadiers wert» sei. In seinem Bestreben, den Balkankonflikt zu lokalisieren, traf sich Deutschland mit England, das die gleiche Tendenz verfolgte. In dieser Zusammenarbeit trug die Absicht der deutschen Staatsmänner, sich mit England über Einzelfragen zu einigen und eine solche Einigung vielleicht durch ein Neutralitätsabkommen zu krönen, die erste Frucht.

Nur zwei Jahre dauerte das gemeinsame Wirken Bethmanns und Kiderlens. Keine Meinungsverschiedenheit und kein Missverständnis hat das Verhältnis der beiden Männer je getrübt, so grundverschieden sie auch im Wesen und im Äusseren waren. Der Astheniker Bethmann-Hollweg mit seiner langen hageren Gestalt und dem gedanken- und sorgendurchfurchten Gesicht über dem grauen Spitzbart stand als seltsamer Gegensatz neben dem Pykniker Kiderlen. Der schwerblütige Norddeutsche achtete des lebensfrohen Schwaben Können und Leistung und trug ihm weder seine Formlosigkeit noch die derbe Ausdrucksweise nach. Kiderlen hatte Sinn und Blick für den Wert eines Menschen; auch wenn er gelegentlich ein Scherzwort über die gehemmte und pastorale Art Bethmanns nicht unterdrücken konnte, wusste er doch, wie hoch dieser geistig und sittlich über seinem Vorgänger stand. Dem Kanzler war klar, wie viel er seinem Staatssekretär des Auswärtigen zu verdanken hatte, wenn in diesen zwei Jahren die

Spannungen zwischen Deutschland und seinen Nachbarn nachgelassen hatten, die deutsche Regierung im Ausland wieder Vertrauen und Autorität zu gewinnen begann und im Verhältnis zu England sich eine Besserung anbahnte. Der Tod Kiderlens 1912 war der schwerste Schlag, der Bethmann treffen konnte. Es war dem Kanzler ernst, als er diesen Tod «ein nationales Unglück» nannte. Kiderlen hat seine Politik nicht zu Ende führen, nicht einmal die ersten Früchte ernten können. Er kam zu spät in sein Amt und schied zu früh, als dass seine staatsmännische Kunst sich voll hätte auswirken können.

Auf einem Gebiet blieb ihm jeder Erfolg versagt: gegen Tirpitz konnte er sich ebenso wenig wie Bethmann durchsetzen. Beide unterlagen, als sie Haldanes Forderungen unterstützten. Der englische Kriegsminister Haldane gehörte zu den Männern, die auf englischer Seite den Verständigungsgedanken am eifrigsten aufgriffen. Sein Besuch in Berlin 1912 führte zu keinem Erfolg. Man konnte sich über die von England geforderte Einschränkung der Flottenrüstung nicht einigen. Bethmann vermochte seine bessere Einsicht gegenüber dem Kaiser, dem jeder Abstrich an der Flotte, seinem Lieblingsspielzeug, zuwider war, und gegenüber Tirpitz nicht durchzusetzen, der sich mit der ganzen Kraft seiner Energie und Organisationsgabe in grossartiger Einseitigkeit auf den «Risikogedanken» festgelegt hatte. So glückte es nicht, das Haupthindernis, das stimmungsmässig zwischen England und Deutschland lag, zu beseitigen. Die Entwicklung zur «völligen Militarisierung» hatte sich stärker erwiesen als des Kanzlers guter Wille. Wohl gelang es noch, zwei wichtige Verständigungsverträge zwischen England und Deutschland abzuschliessen oder wenigstens abschlussfertig zu machen, einen Interessenvertrag über die Türkei und einen Vertrag über die portugiesischen Kolonien. Diese Verträge zeigen, dass es bei gutem Willen durchaus möglich war, widerstreitende Ansprüche im Wege des Übereinkommens auszugleichen, dass also der Krieg nicht etwas Unabwendbares war. Aber die ebenso schiefe wie gefährliche Vorstellung von der schicksalhaften Unausweichlichkeit des Kampfes zwischen den beiden Machtblöcken war stärker. Sie nahm in der Gewitterschwüle der europäischen Atmosphäre von Jahr zu Jahr zu, wurde auf beiden Seiten des Kanals immer häufiger ausgesprochen und fand in der Ablehnung des Haldane'schen Verständigungsversuchs neue Nahrung. Dies war vielleicht die verhängnisvollste Wirkung der

Besprechung, in der des Kanzlers bessere Erkenntnis und sein Instinkt dem militärischen Denken unterlagen. Lloyd George hat einmal den Glauben an die Unvermeidlichkeit eines Krieges als die grösste Dummheit bezeichnet. Er ist nicht nur eine Dummheit, gerade er führt die Völker in die Katastrophen, die sie vermeiden wollen. Dieser Glaube hat 1914, vielleicht mehr als alles andere, dazu beigetragen, dass die Gewehre in einem Augenblick losgingen, in dem sich das Verhältnis zwischen England und Deutschland, wie seit Jahren nicht, entspannt hatte, und dass die Regierungen in einen Krieg «hineinschlitterten», den die wenigsten wollten.

In der Forschung, die nach 1918 einsetzte, sind die Historiker immer übereinstimmender zu der Überzeugung gekommen, dass ein Kriegswille zuvörderst bei den russischen Panslawisten herrschte, die ihre Absicht dem schwachen und vielleicht noch mehr um seinen Thron als um sein Land zitternden Zaren aufzuzwingen, dass in manchen Kreisen Frankreichs der Revanchegedanke eine so bedrohliche Stärke gewonnen hatte, dass der französischen Regierung das Eintreten für eine friedliche Lösung erschwert war. Auch befanden sich die massgebenden Kreise Österreichs in einer Vabanque-Stimmung, die den Untergang des brüchig gewordenen alten Reiches vorhersah, wenn man nicht der aus Serbien drohenden Gefahr ein radikales Ende bereitete. Sie nahmen dabei die Ausdehnung des Konflikts in Kauf, die in einer furchtbaren und nicht aufzuhaltenden Automatik den österreichisch-serbischen Krieg in einen Zusammenprall zwischen den Mächten des Dreibundes und der Tripel-Entente verwandeln musste. In England hat 1914 eine Kriegsabsicht nicht bestanden. Objektive Beurteiler werden das gleiche auch für Deutschland anerkennen. Bethmann-Hollweg aber hat in der Zeit zwischen den Schüssen von Sera je wo und dem Ausbruch des Krieges versagt. Er musste die Gefahr der Lawine sehen, die in Bewegung gesetzt war, und musste wissen, dass der damals im Wiener Auswärtigen Amt regierende Graf Berchtold ein arroganter Aristokrat und politisch ein Amokläufer war. Es war Bethmanns Aufgabe, die österreichische Aussenpolitik in dieser entscheidenden Stunde fest an die Leine zu nehmen und deutlich zu erklären, dass Deutschland sich nicht durch ein eigenmächtiges Vorgehen Österreichs gegen Serbien in einen Krieg hineinziehen lassen werde. Das Ultimatum an Serbien durfte nicht ohne Deutschlands

genaue Prüfung und vorherige Billigung hinausgehen, die österreichische Reaktion auf die serbische Antwort musste mit der deutschen Regierung beraten werden. Der Vorwurf, den Weizsäcker gegen die englische Politik des Sommers 1939 erhoben hat, dass nämlich durch eine bedingungslose Hilfszusage der Kriegseintritt von fremden Entschlüssen abhängig gemacht wurde, trifft mit aller Schwere die deutsche Politik des Sommers 1914. Kiderlen hat 1912 die prophetischen Worte gesprochen: «Wenn einmal die Leitung an Wien übergeht, könnte uns das eines Tages viel kosten. Es könnte der Fall eintreten, wo wir uns im Spezialfall von Österreich trennen müssten.» Die deutsche Regierung hat nicht getrieben, ihre Schuld besteht nur darin, dass sie nicht, jedenfalls nicht energisch und wirkungsvoll genug, gebremst hat. Für den Kaiser mag die Verpflichtung der «Nibelungentreue» bestimmend gewesen sein, auch die – begreifliche – Erregung über den an dem Erzherzog verübten Mord und über die Mörder, deren Spuren in die serbische Regierung wiesen. Bethmann hatte das Unglück, dass Kiderlen nicht mehr lebte, und dass er auf den Staatssekretär von Jagow als auswärtigen Berater angewiesen war, einen Mann, der in seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit, aber auch im Mangel an politischer Vitalität dem Kanzler nur allzu ähnlich war. Für die Deutschen hat die Kompetenzfrage eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Sie waren ängstlich bemüht, die österreichische «Zuständigkeit» nicht zu verletzen, den Bundesgenossen nicht durch die Forderung nach einer Beteiligung zu kränken, die von ihm als Inanspruchnahme der Führerrolle im Bündnisverhältnis angesehen werden konnte. Aber es ging nicht um Zuständigkeits- und Prestigefragen. Es handelte sich darum, ob Deutschland sich durch übertriebene Forderungen Österreichs an Serbien in einen Existenzkrieg hineinzwingen lassen sollte. Für Deutschland war die Lebensfrage nicht gestellt, für Österreich nur insofern, als es und wenn es den Selbstmord durch Krieg dem befürchteten Alterstod durch innere Zersetzung vorzog. Bethmann hatte die richtige Erkenntnis. In seinen Telegrammen nach Wien vom 29. Juli heisst es: «Wir sind zwar bereit, unsere Bundespflicht zu erfüllen, müssen es aber ablehnen, uns von Wien leichtfertig und ohne Beachtung unserer Ratschläge in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen.» Gegen die Doppelzüngigkeit des Grafen Berchtold, der die deutsche Vermittlung durch böswillige Verschlep-

pung wirkungslos machte, standen jedoch Bethmanns Anständigkeit keine geeigneten Mittel zur Verfügung.

Der Krieg ergriff die Glieder der beiden grossen Bündnisblöcke, England stand zunächst abseits. Es hatte Frankreich gegenüber eine Verpflichtung übernommen, aber nicht in der Rechtsform des vom Parlament beschlossenen Vertrages. Es war eine jener Bindungen, die praktisch und politisch ihre Festigkeit erst in der Bewährungsstunde zeigen. Diese Festigkeit hängt davon ab, in welcher Stärke die öffentliche Meinung sich hinter die Staatsmänner stellt, die Urheber und Vertreter der Bindung sind. Der englische Aussenminister, Sir Edward Grey, hielt sich und sein Land durch die mit Frankreich eingegangene Entente verpflichtet. Doch war es keine leichte Aufgabe für ihn, den Widerstand zu überwinden, den er im englischen Kabinett und in der Öffentlichkeit fand. Da ward ihm die stärkste Hilfe von deutscher Seite. Der im deutschen Aufmarschplan vorgesehene Bruch der belgischen Neutralität lieferte ihm den Grund, der das Volk von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugte. Bethmann hat bis zur englischen Kriegserklärung die leise Hoffnung nicht aufgegeben, dass England dem Krieg fernbleiben würde. Aber er war nicht so sicher wie Bülow, der 1911/12 die Meinung aussprach, England könne wegen seiner inneren Verhältnisse einen Krieg nicht wollen, Russland sei mit seiner Rüstung nicht fertig, die Entente fürchte Deutschland als unannehmbare Festung. Noch in den letzten Julitagen 1914 erklärte der Fürst, es sei undenkbar, dass England gemeinsame Sache mit Russland mache. Das alte Holstein-Axiom sass unaustilgbar in seinem Kopf.

Von der Gerechtigkeit seiner Sache war auch das deutsche Volk überzeugt, wobei je nach der politischen Einstellung den einzelnen Mächten der Gegenseite ein höherer oder geringerer Grad der Schuld beigemessen wurde. Bethmanns Persönlichkeit war das überzeugendste Argument gegen die Legende von der deutschen Kriegsschuld. Er war das personifizierte gute Gewissen des deutschen Volks. Ihm ist ein schwerer Vorwurf daraus gemacht worden, dass er in feierlicher Rede vor dem Reichstag den Einmarsch in Belgien als ein Unrecht eingestand. Er hätte versuchen können, ihn als notwendige Präventivmassnahme gegen gleiche Pläne des Gegners zu bezeichnen oder die Neutralität als von den Belgiern selbst verletzt zu erklären, weil der belgische Generalstab vor dem Kriege einseitig mit den Generalstäben der Westmächte

Besprechungen geführt habe. Die später in den belgischen Archiven vorgefundenen Dokumente lieferten gewisse Anhaltspunkte dafür. Ein solcher Rechtfertigungsversuch hätte aber weder an dem Charakter des deutschen Schrittes noch an den dadurch ausgelösten Wirkungen etwas geändert. Die fremden Nationen hätte er nicht überzeugt, das eigene Volk *brauchte* er nicht zu überzeugen. Denn hier wurde das Anerkenntnis des Unrechts und die Rechtfertigung mit dem nationalen Notstand: «Not kennt kein Gebot!» als Stimme der Wahrhaftigkeit, als echt empfunden. Sie war es auch. Bülow wäre in solcher Lage jede Lüge leicht von den Lippen geflossen, Bethmann konnte im Ernst dieser Stunde nicht lügen. Ein Stück echten Menschentums und persönlicher Tragik leuchtet in dieser «politisch ungeschickten» Erklärung auf und wirkt im Lärm der Kanonen wie ein letzter Ton aus einer untergehenden Welt, befremdend und doch versöhnend. Wer diesem Ton nachlauscht, vernimmt auch die klagende Stimme eines mit seinem Gewissen ringenden, ehrlichen Mannes, der nicht nur für Deutschland auf Notstand plädierte, sondern zugleich für sich, für den Staatsmann, der den Einmarsch in Belgien als Hauptteil eines längst für den Kriegsfall beschlossenen strategischen Plans vorgefunden, seine Einwände dagegen vorgebracht, sich ihm aber schliesslich als unabänderlichem Muss gebeugt hatte.

Noch einmal stand Bethmann während des Krieges diesem Muss gegenüber. Als das gewaltige Ringen im Schützengrabenkrieg zur Erstarrung gekommen war und alle deutschen Versuche, in West und Ost eine Entscheidung zu erzwingen, vergeblich blieben, glaubte die militärische Führung im unbeschränkten U-Boot-Krieg das Mittel zu besitzen, mit dem sie den unangreifbaren und deshalb gefährlichsten Gegner, England, auf die Kniee zwingen konnte. Die Vertreter der Marine machten sich für den Erfolg stark. Die Oberste Heeresleitung, froh, einen Ausweg aus der militärisch aussichtslos gewordenen Lage zu sehen, trat ihren Vorschlägen bei. Der Kanzler kämpfte einsam gegen diese vereinigte Front mit dem Argument, dass dadurch der Eintritt Amerikas in den Krieg herbeigeführt werden könne. Er musste sich beugen, aber er behielt recht. Der U-Boot-Krieg brachte nicht das von seinen Anhängern erhoffte und versprochene Ergebnis. Aber er gab dem Präsidenten Wilson den Anlass für den Beitritt Amerikas zur kämpfenden Front der Entente-Mächte. Dass dem Kanzler die

Kraft fehlte, seiner Warnung bei den stärkeren Männern auf der militärischen Seite Gehör zu verschaffen, war umso tragischer, als er durch die Verkündung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges gehindert wurde, einen politischen Erfolg zu erringen, der weittragende Möglichkeiten in sich barg. Gerade in dieser Zeit erklärte Präsident Wilson sich zu einer Friedensvermittlung bereit und liess, dem deutschen Standpunkt entgegenkommend, die ursprünglich erhobene Forderung fallen, dass *vor* jedem Friedensgespräch Deutschland die Wiederherstellung der belgischen Unabhängigkeit zusagen sollte. Bethmann beantwortete die Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges nicht mit seiner Demission. Er hat später hierüber gesagt: «Es kam nicht auf meine Person an, sondern auf die Wirkung im Ausland. Aus meinem Rücktritt hätten die Feinde geschlossen, dass ich an dem Erfolg zweifelte; Deutschlands Stellung wäre geschwächt worden.»

Bethmann ist nicht freiwillig zurückgetreten, er ist gestürzt worden. Die Oberste Heeresleitung vermisste in ihm die motorischen Kräfte, die zur Führung des von Ludendorff geforderten «totalen Kriegs» unerlässlich waren. Die englische Demokratie hatte in Lloyd George, die französische in Clemenceau Persönlichkeiten gefunden, die solche Kräfte besaßen. Das deutsche System der Auswahl des führenden Staatsmanns brachte keinen gleichwertigen Politiker an die Spitze. Aber gegen Bethmann rannte nicht nur die Oberste Heeresleitung Sturm, sondern gingen aus dem entgegengesetzten Grunde auch die Parteien an, die ihn bisher gestützt hatten und in ihm die Stärke vermissten, die der annektonistischen Heeresleitung hätte die Stirn bieten können. Die bekannte Reichstagserklärung Erzbergers im Juli 1917 raubte Bethmann die letzte parlamentarische Stütze. Es war ein schwacher Trost für ihn, dass seine Nachfolger keine grösseren Erfolge hatten, beim Volk und im Parlament keinen stärkeren Anklang und in den Augen der Militärs nicht mehr Gnade fanden als er selbst. Es war ihm auch keine Rechtfertigung, dass der Kaiser sagte: «Und den Mann soll ich entlassen, der all die anderen um Haupteslänge überragt?»



### 3, *Kapitel*

## **DIE GENERALITÄT VON MOLTKE**

### ZU MOLTKE

#### DER FELDHERR MIT MASS UND ZIEL

#### **GRAF HELMUTH VON MOLTKE**

Im Krieg 1866, als der Generalstabschef von König Wilhelm I. die Befugnis erhalten hatte, unmittelbar Befehle zu erteilen, fragte ein Kommandierender General: «Wer ist eigentlich dieser General von Moltke?» Auch in der Zeit, als der Ruhm dreier siegreicher Kriege seinen Namen umstrahlte und den «grossen Schweiger» der Nimbus des unbesiegbaren Feldherrn umgab, blieb er seiner Art treu, nach aussen möglichst wenig hervorzutreten und in der Stille des «Roten Hauses» seine Generalstabsarbeit zu verrichten. Das Ideal zeitabgewandter Pflichterfüllung, das er für den Generalstab aufgestellt hatte: «Mehr sein als scheinen !», war auch der Leitstern für sein eigenes Leben und Wirken. Man hat Moltke oft mit Scharnhorst verglichen. Er war wie jener der Typ des gelehrten Offiziers, der auch den geistigen Bewegungen seiner

Zeit nahestand. Aber im Gegensatz zu Scharnhorst wurde für ihn die Politik kein Lebenselement, obgleich er viele Jahre lang Mitglied des Reichstags war. Weil er die politischen Entscheidungen neidlos und selbstverständlich dem Staatsmann überliess, entstand kein trennendes Zerwürfnis zwischen ihm und Bismarck, so verschieden ihre Naturen und so gegensätzlich oft ihre Ansichten waren. Aber Moltke sah es doch als Pflicht des Generalstabschefs an, bei seinen Arbeiten, in denen er künftige Kriegsmöglichkeiten behandelte, auch aussenpolitische Überlegungen in Rechnung zu stellen. Ihm war es klar, dass die Verletzung der belgischen Neutralität England auf den Plan rufen musste, für dessen Politik die Integrität der flandrischen Küste stets ein Grundsatz gewesen war. Deshalb hielt er eine Verletzung durch Deutschland für einen Fehler, der unter keinen Umständen gemacht werden dürfe. Darin war er sich mit Bismarck einig. In den von Moltke bearbeiteten Operationsplänen ist an einen Einmarsch in Belgien nicht gedacht worden.

Moltke gehörte, wie Scharnhorst, zu den Nichtpreussen, die ihre Lebensaufgabe im preussischen Dienst gesucht haben. Es ist erstaunlich, wie stark die Anziehungskraft dieses vielgeschmähten Staates seit Friedrich dem Grossen gewesen ist. Es waren nicht die schlechtesten Deutschen, die sich von ihr gewinnen liessen. Das «travailler pour le roi de Prusse» ist sprichwörtlich geworden, es drückt die Bereitschaft aus, sich ohne Aussicht auf materiellen Gewinn in den Dienst einer Staatsidee zu stellen. Den treffendsten Ausdruck, der zugleich auch ihre Einseitigkeit und Gefahr andeutet, findet sie im Dichterwort von Walter Flex: «Wer auf die preussische Fahne schwört, hat nichts mehr, was ihm selbst gehört.» Moltke ist als junger Offizier aus dem dänischen in den preussischen Militärdienst übergetreten, weil ihm dieser die grösseren Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten schien. Aber nach seiner geistigen und ethischen Veranlagung hätte er diesen Schritt wohl nicht getan, wenn ihn nicht auch das Staatswesen angezogen hätte, in dessen Heer er eintrat. Er ist für die Fehler Preussens und des deutschen Volkes nie blind gewesen. Doch für ihn überwog das Positive. Das drückt sich schon in dem anfechtbaren, aber für ihn bezeichnenden Satz aus, den er in den 40er Jahren aussprach: Deutschland marschiere an der Spitze der Reformation und einer «vernünftigen Freiheit». Das Beste des Preussentums, die nicht auf Lob und

Lohn bedachte Pflichterfüllung, die äusserem Glanz und Schein das herbe und karge Leben «im Dienst», im Aufgehen in der gestellten Aufgabe, vorzog, entsprach Moltkes innerstem Wesen. So ging auch von ihm, dessen Schule fast alle künftigen Führer der deutschen Armee durchliefen, die preussische Forderung aus. Sie beschränkte den Staatsbürger auf einen verengten Bezirk, um ihn da Hervorragendes leisten zu lassen. Aber sie liess auch genügen, dass er sich darin erschöpfte und der grösseren Verantwortung für das Staatsganze entfremdet wurde. Wie Bismarck bei dem preussischen «Geheimrat», der in seinen besten Vertretern Muster und Vorbild des Berufsbeamtentums überhaupt gewesen ist, das Schwinden des politischen Blicks und Verständnisses beklagte, so entstand im Heer der Typ des militärischen Fachmanns, der ausserhalb des eigenen Bereichs unsicher war und dem Offizierideal eines Scharnhorst, Gneisenau, Boyen nicht mehr entsprach. Wenn Bismarck bei seiner Kritik auch mit der bei ihm üblichen scharfen und nicht immer gerechten Beurteilung im Wesentlichen den «liberalen» Geheimrat gemeint hatte, so traf sein Urteil doch den schwachen Punkt in der preussisch-deutschen Beamten-schaft überhaupt. Unter der Monarchie und auch in der demokratischen Republik traten die Vorzüge des Systems der Fachleute im Zivil- und Militärdienst hervor. Unter einer Diktatur sollten sich die Schwächen zeigen.

Moltke selbst liess sich des Geistes Weite nicht durch Fachfesseln einengen. Er wurde in seinen Briefen einer der grossen Meister der deutschen Sprache. In ihnen bekundete er die Beobachtungsgabe, die jede Kleinigkeit wahrnimmt und doch die grossen Zusammenhänge überblickt, bewies er sein tiefes Verständnis für die kulturellen Bewegungen, schöpfte er unmittelbar aus dem Born seines den Höhen zugewandten Geistes und des dem Schönen aufgeschlossenen Gemüts. Moltke schrieb viele Briefe an die Frau, die seines Lebens Gefährtin war. Die Liebe zu ihr war, wie das ganze Wesen dieses Mannes, rein, still und tief. Sein Charakter prägte auch sein äusseres Bild. Das schmale Gelehrtengesicht schmückte eine Stirn, die Denken und Schicksal zu marmorner Schönheit modelliert hatten.

In seiner Einstellung zum Krieg blieb Moltke ein Kind seiner Zeit und seines Berufs. Er liebte den Krieg nicht. Dazu war er zu geistig und zu religiös. Er kannte seine Schrecken und verabscheute sie. Und

doch stammt von ihm das Wort, dass der ewige Friede ein Traum und nicht einmal ein schöner sei. Es wird auch heute Menschen geben, die den ewigen Frieden für einen Traum halten, der auf dieser Erde nie verwirklicht werden kann. Aber nach den Erlebnissen zweier Weltkriege wird niemand mehr der zu Moltkes Zeit üblichen und von ihm selbst geteilten Auffassung beipflichten, dass es «nicht einmal ein schöner» Traum sei. Es ist *der* Traum der Menschheit, um den seit Jahrhunderten die Besten aller Völker gerungen haben, um den aus allen Zonen und Religionen die Gebete der Frauen und Mütter zum Himmel steigen und für den Kraft und Leben einzusetzen des Mannes schönste Aufgabe ist. Moltke kannte nur die Kriege seiner Zeit. Er konnte noch nicht ahnen, welche apokalyptischen Greuel der moderne Krieg mit seinen technischen «Errungenschaften» und seiner grauenvollen Entmenschung über die Menschheit heraufbeschwören würde. Aber er sah mit dem prophetischen Blick des Mannes, der zugleich Feldherr und weise war, voraus, dass ein Krieg in Europa nicht mehr wie die von ihm geführten Kriege in Jahresfrist beendet werden könne, dass er sieben oder dreissig Jahre dauern würde. Deshalb rief der Neunzigjährige dem Reichstag das Wort zu, das als Warnung vor den Nationen Europas steht: «Wehe dem, der Europa in Brand steckt.»

#### DER «WELTMARSCHALL»

### GRAF ALFRED VON WALDERSEE

Der Generalstabschef, der die vom Psalmisten dem Menschen gesetzte Altersgrenze längst überschritten hatte und noch im neunten Jahrzehnt seines arbeitsreichen Lebens täglich den Schritt in das «Rote Haus» richtete, bedurfte eines Gehilfen und Vertreters. Er fand ihn im Grafen Waldersee, der als sein langjähriger erster Mitarbeiter zum Nachfolger vorbestimmt war. Dieser war ein Mann nach dem Herzen Wilhelms II. Der Wandel von der Bismarckzeit zur wilhelminischen Aera verkörperte sich am stärksten in drei Persönlichkeiten: im Kaiser selbst, in Bülow und in Waldersee. Der neue Generalstabschef war fast in jeder Beziehung der Gegenpart seines Vorgängers, der an ihm wohl das – zweifellos vorhandene – militärische Können erkannt und geschätzt, die im Charakter liegenden Gefahren aber nicht ganz durch-

schaute hatte. Diese entwickelten sich auch erst zu voller Höhe in der Treibhausluft der kaiserlichen Gunst. Persönlicher Ehrgeiz war Moltke ganz fremd gewesen, ebenso die Lust an der politischen Intrige. Waldersee war von beiden beherrscht, ihm glich darin später der zweite «politische General», den die deutsche Armee hervorbringen sollte: der ihm sonst unähnliche General von Schleicher. Der alte Moltke war ein frommer Mann gewesen, nur trug seine Frömmigkeit einen ganz anderen Stempel als die seines Nachfolgers. Waldersee entstammte der Atmosphäre, die sich aus dem Bündnis zwischen Monarchie, Offizierkorps und protestantischer Orthodoxie gebildet hatte. «Thron und Altar» waren für Waldersee ein religiöses und politisches Dogma zugleich. Aus dieser Verbindung erwuchs seine enge Beziehung zum Hofprediger Stöcker, der in seinem Bekennermut, mit der auch nichtkirchliche Menschen hinreissenden Rednergabe, aber auch in der Vermischung religiöser und politischer Fragen ein Vorläufer Niemöllers war. Waldersee berichtet in seinen Memoiren über die Kabalen und Intrigen, die er im Laufe eines Tages spann, und voller Naivität über das Gebet, mit dem er abends Gott für des Tages Gaben dankte. Seine Religiosität stellte sich willig in den Dienst des Ehrgeizes.

1871 war Waldersee kurze Zeit deutscher Geschäftsträger in Paris gewesen. Seitdem liess ihm das Streben nach politischer Geltung keine Ruhe mehr. In den folgenden Jahren wurde sein Name wiederholt genannt, wenn der Posten des Staatssekretärs des Äusseren besetzt werden musste. Als er 1882 als Generalquartiermeister Moltkes Gehilfe geworden war, hätte ihm die Staatssekretärstellung nicht mehr genügt. Jetzt ging es um mehr. Er suchte sich bei Bismarck in Gunst zu setzen und den Blick des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaiser Wilhelms II., auf sich zu lenken. Der Prinz fand an ihm Gefallen. Das Verhältnis zu Bismarck dagegen, der den General einen «Streber» genannt hat, verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Bismarcks Ärger über die «Stöckerei und Muckerei» richtete sich auch gegen Waldersee als Stöckers Freund. Vor allem aber durchkreuzte der Generalquartiermeister, der ein Anhänger des Präventivkriegs gegen Russland war, des Kanzlers kunstvolles System zur Erhaltung des Friedens. Waldersee reihte sich, als Prinz Wilhelm 1888 gekrönt wurde und den Günstling zum Chef des Generalstabes ernannte, offen in die Reihe derer ein, die auf Bismarcks

Sturz hinarbeiteten. Er stand auf der Höhe seines Einflusses und kostete den Triumph aus, dass 1890 der alte Riese zur Strecke gebracht wurde. Noch wollte er nicht selbst Kanzler werden. Der erste Nachfolger sollte vorher abwirtschaften. Er wollte lieber der Erbe des toten, als des lebenden Bismarck sein. Sein Triumph dauerte nicht lange. Caprivi, den er als seine Kreatur betrachtete, betrieb die Kaltstellung des gefährlichen Intriganten im «Roten Hause». Der Kaiser liess Waldersee fallen und schickte ihn 1891 als Kommandierenden General nach Altona in die Verbannung.

Jetzt näherte er sich wieder dem grollend im Sachsenwald sitzenden Altreichskanzler. Zugleich mühte er sich ab, erneut in den Strahlenkreis der kaiserlichen Gnade zu gelangen. Er beteiligte sich an Caprivis Sturz und wurde doch nicht dessen Nachfolger. Erst als Wilhelm II. mit dem Gedanken spielte, scharfe Massnahmen gegen die Sozialdemokraten zu ergreifen, dachte er an den Verbannten, den er als Scharfmacher kannte. 1897 stand Waldersee kurz vor dem Ziel. Er sollte «Staatsstreich-Kanzler» werden. Wohl sagte ihm der Kaiser: «Sollte es mir zu bunt werden, müssen *Sie* heran! Wenn es zum Schiessen kommen muss, werden *Sie es* gründlich tun.» Aber diesen letzten Schritt wagte Wilhelm II. nicht. So blieb der alte Chlodwig noch bis 1900 Kanzler. In diesem Jahr war Waldersee nicht in Deutschland. Er führte den Oberbefehl in China. Der Kaiser hatte die deutschen Truppen, die den Boxer-Aufstand niederwerfen sollten, gewarnt: «Pardon wird nicht gegeben!», und Prinz Heinrich überbot seinen kaiserlichen Bruder noch durch die Forderung, die Soldaten sollten das «Evangelium von der geheiligten Person Eurer Majestät» in das ferne Land tragen.

Waldersee mag den falschen Ton solcher Reden kaum gehört haben. Er gebrauchte ihn selbst bei seinem Buhlen um des Kaisers Gunst und besass nicht den Takt, der sich gegen Byzantinismus aufgelehnt hätte. Ihm fehlte die Demut, die seinem Ehrgeiz eine Schranke hätte setzen können. Er kannte die Schwächen des Kaisers, kritisierte sie scharf im verborgenen Tagebuch und schmeichelte ihm ins Gesicht. Dieses Tagebuch enthält manche richtige Erkenntnis, aber Waldersee gelangte nie dazu, sie folgerichtig zu verwirklichen. Auch aussenpolitisch war sein Standpunkt stets durch persönliche Motive bestimmt. Als er noch Anhänger Bismarcks war, schwor er auf dessen Russland-Politik.

Als er den Fürsten bekämpfte, schwenkte er zum Präventivkrieg um. Als er sich von Caprivi verraten glaubte, kehrte er zu Bismarcks Linie zurück, übersteigerte sie, indem er forderte: «Los vom Dreibund, heran an Russland!», und träumte von einem Grossdeutschland bis zum Adriatischen Meer. Sein Denken bewegte sich in Clichés. Die Engländer waren ihm «widerwärtige Heuchler». Sozialdemokraten, Zentrum, Polen und Elsässer waren «Reichsfeinde». Demokraten nannte er eine «jüdisch-liberale Clique». Waldersee mag ein tüchtiger Soldat, ein «faszinierender» Gesellschafter, ein talentierter Redner gewesen sein – die Grösse fehlte ihm.

Scharnhorsts Heeresreform hat zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Offizierkorps, das bis dahin im Wesentlichen eine Domäne des Altadels gewesen war, verbürgerlicht. Dadurch wurde auch das Bürgertum «militärfromm». Die Ernennung zum Reserveoffizier war das gesellschaftliche «Patent» geworden. Der «Wehrstand» spielte die erste Rolle. Das Offizierkorps in allen seinen Teilen dünkte sich mehr als die Zivilisten. Als von Arnim-Züsedom, der viele Jahre hindurch Führer der konservativen Fraktion im preussischen Abgeordnetenhaus gewesen war und zahlreiche sonstige Ehrenämter bekleidet hatte, 70 Jahre alt wurde, fragte im Auftrage des Kaisers das Zivilkabinett bei ihm an, welche Ehrung er sich für diesen Tag wünsche. Man vermutete, dass er die für solche Fälle übliche Ernennung zum «Wirklichen Geheimen Rat» mit dem Titel Exzellenz vorschlagen würde. Aber der alte Arnim erklärte, er sei nun schon so viele Jahrzehnte Leutnant der Landwehr a. D., er möchte so gern noch Oberleutnant werden. Im wilhelminischen Zeitalter war der Mann nur etwas wert, wenn er den «bunten Rock» trug oder bei feierlicher Gelegenheit tragen durfte. Nur wenige hatten die innere Freiheit und den Humor, sich über diese gesellschaftliche Rangordnung hinwegzusetzen. Als der Regierungspräsident Hegel, der Familie des grossen Philosophen zugehörig, unangemeldet in früher Vormittagstunde ein stilles Landratsamt seines Bezirkes besuchte und den Landrat sprechen wollte, sagte der biedere Kreisbote: «Der Herr Kammerherr sind auf seinem Schloss.» Die Frage nach dem Assessor brachte die Antwort: «Der Herr Graf sind auf Jagd.» Als Hegel dann wenigstens den Kreissekretär zu sehen begehrte und des Kreisboten nun schon in vorwurfsvollem Tone vorgebrachte Antwort vernahm: «Der Herr Hauptmann kommen nicht vor

zwölf», da liess er den Herren bestellen, der Vizefeldwebel der Reserve a. D. Hegel sei dagewesen, er käme aber wieder.

Dieser «Militarismus» beherrschte die gesellschaftliche Wertung; das hatte auch Moltke als selbstverständlich hingenommen, so fern ihm jeder Standesdünkel lag. Die wilhelminische Ara fügte eine hässliche Note hinzu: zu der Überheblichkeit gesellte sich ein falscher, künstlicher Schneid, eine gemachte «Forschheit», wie man sie zuletzt nur in der preussischen Armee vor 1806 hatte beobachten können. Ihr Vorbild war der Generalstabschef selbst. Waldersee ist mitschuldig an der Entstehung eines Tones und eines Lebensstils, die in Deutschland eine stärkere innere Entfremdung zwischen den sozialen Schichten schufen als Besitz- und Bildungsunterschiede. Diese Haltung hat wesentlich dazu beigetragen, dass Deutschland im Ausland irrtümlicherweise als der gefährliche Störenfried erschien, den man im Interesse des Friedens und im Namen von Freiheit und Gesittung an die Kette legen müsse.

#### DER DOGMATIKER DER UMFASSUNG (CANNÄ)

#### **GRAF ALFRED VON SCHLIEFFEN**

Der dritte deutsche Generalstabschef hatte keine Ähnlichkeit mit Waldersee. Unter ihm wurde die Luft im Generalstab wieder frei von Betriebsamkeit, Ehrgeiz und politischer Intrige. Graf Schlieffen, der, in der grossen Öffentlichkeit seiner Zeit kaum bekannt, von seinen engeren Mitarbeitern verehrt, von allen Untergebenen wegen seines Sarkasmus gefürchtet, in der gesamten Armee als militärisches Genie bewundert wurde, kehrte wieder zu den Moltke'schen Grundsätzen zurück. Wieder wurde die stille, nur der Pflicht gewidmete Arbeit die Devise des Generalstabes. Schlieffen verlangte: Viel leisten und wenig hervortreten! Wie Moltke war er ein Schweiger, der jeder Phrase abhold war. Seine Sprache war kristallklar und leuchtend vom Geist, der hinter den Worten stand. Er war ebenso ein Kenner der Geschichte und der Klassiker, die er noch im Alter auswendig zitierte. In seiner Studie «Der Feldherr» liess Schlieffen keinen Zweifel daran, dass der Feldherr von heute mehr sein muss als nur Heerführer. So verlangte er von den Generalen, dass sie, je höher sie aufstiegen, umso mehr an



ihrer geistigen Entwicklung arbeiten müssten. Vor allem legte er auf ihre operative Ausbildung Wert: «Ich fürchte, die operative Unerfahrenheit der höheren Führer wird einmal in ein wüstes Jagen um den Pour le mérite ausarten.» Tatsächlich aber hat er noch mehr als Moltke die Entwicklung zum Spezialistentum gefördert, die sich unter dem ersten Generalstabschef bereits angebahnt hatte. Die Überlegenheit dieses in seiner Einseitigkeit grossartigen Mannes war so stark, dass keiner, der durch seine Schule ging, sich ihm entziehen konnte. Schlieffen wurde zum grossen Erzieher des deutschen Offizierkorps. Seeckts Haltung in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg ist nur aus seinem Beispiel verständlich. Schlieffen steigerte die technische Leistung fast rücksichtslos bis zum äussersten Mass. «Sein» Generalstabsoffizier, konnte stolz auf das «Korps» sein, aber das berechtigte Gefühl der Leistung verführte ihn auch zu einem Überlegenheitsbewusstsein, das sich unter Umständen zur Überheblichkeit steigern und in schneidender Ironie äussern konnte. Seeckt war zu gross, um Schlieffen bewusst zu imitieren, aber er war ihm nicht unähnlich.

Schlieffen hat Gesicht und Gesinnung der späteren Führer der deutschen Armee geprägt. Seine historische Bedeutung für das deutsche Volk geht darüber hinaus. Von ihm stammt der «Schlieffen-Plan», der dem Aufmarsch des Heeres im Jahre 1914 zugrunde lag. Die aus der deutschen Lage sich ergebende Gefahr des Zweifrontenkrieges zwang den Generalstab, für diese Möglichkeit eine strategische Lösung zu finden. Noch Moltke hatte das Schwergewicht der Armee nach Osten werfen wollen. Unter Schlieffen fiel die Entscheidung, dass die Masse des deutschen Heeres im Westen aufmarschieren sollte. Er war der Schöpfer einer neuen Strategie. Die Fronten wurden gedehnt, die Reserven nicht hinter der Front massiert, sondern den Flügeln zugeteilt, um mit Massen in die tiefe Flanke und den Rücken des Gegners zu stossen. Die «Frontenstreckung» und das Anwachsen der Armeen zu Millionenheeren machte die Führung auf dem engen Raum zwischen Schweiz und Belgien fast zur Unmöglichkeit. So reifte in Schlieffen der Entschluss, den Kriegsschauplatz zu erweitern und die feindliche Grenzstellung mit einem überlegenen rechten Flügel durch Luxemburg und Belgien zu umgehen. Schlieffen hatte den Gedanken der Vernichtung des Gegners durch Umfassung zur militärischen These erhoben. Er machte, zum ersten Male in der militäri-

schen Geschichte, diesen Gedanken zur Grundlage nicht einer einzelnen Schlacht, sondern eines ganzen Feldzuges. An diesem Plan hat Schlieffen während seiner amtlichen Tätigkeit und auch noch als alter Mann nach seiner Verabschiedung gearbeitet. Seine Studie «Cannä» sollte dem Generalstab den Grundgedanken seiner Strategie einhämmern. Die Sorge um die Verwässerung seiner Operation durch die Nachfolger presste noch dem Sterbenden die Worte ab: «Macht mir den rechten Flügel stark!» Schlieffen hat damit grundsätzlich einen anderen Weg eingeschlagen als Moltke. Dieser liess die Armeen nach einer Generalidee in eigener Entschlusskraft operieren und hatte es stets in der Hand, die neue Lage durch veränderten Entschluss auszunutzen und zu meistern, wenn, wie 1870 durch das eigenmächtige Vorpellen von Steinmetz, der Generalplan sich nicht durchführen liess. Bei Schlieffen hing der Erfolg von der genauen Durchführung seiner Idee ab. Er musste durchexerziert werden; eine «exerzierte Schlacht» nennt ein geistvoller Kritiker, der General von Schlichting, den Schlieffen-Plan.

Aber noch wichtiger als die militärische ist die politische Seite des Plans. Schlieffen war von der Unabwendbarkeit einer Auseinandersetzung der deutschen Mitte Europas mit Slawen und Romanen überzeugt. In diesem Wettkampf wollte er seinem Land den Sieg sichern. Nach strategischen Überlegungen war dabei der Einfall in Belgien eine unerlässliche Voraussetzung. Bei einer Generalstabsreise im Jahre 1903, auf der die belgische Frage erstmalig erörtert wurde, sagte Schlieffen, Europa werde durch einen *langen* Krieg zerstört. Dieser könne *nur* durch eine Einbeziehung Belgiens verkürzt werden. Das «Opfer» müsse Belgien auf sich nehmen. Nach Schlieffens Ansicht waren zudem die Westgegner durch Abmachungen «zum Angreifen verpflichtet», hatten dazu aber keinen Raum und konnten daher Belgiens Neutralität unmöglich achten. Den Beweis hierfür erblickte er u. a. in einem englischen Aufmarschplan, der die Landung an der belgischen Küste vorsah. Auch glaubte Schlieffen, dass die Belgier Deutschland gegenüber durch einseitige Massnahmen – offene Grenze gegen Frankreich, Panzerfestungen gegen Deutschland – das Recht auf Neutralität verwirkt hätten. Wenn Schlieffen von der Unabwendbarkeit des Zweifrontenkrieges ausging, musste er aber mindestens jeden Schritt vermeiden, der auch England auf den Plan rief und Deutschland in einen Dreifrontenkampf verwickelte. Trotzdem hat er

sich nicht die Moltkesche Überlegung zu eigen gemacht, dass die Verletzung der belgischen Neutralität auf England zurückwirken und aus diesem Grunde vermieden werden musste. Vielleicht beschränkte er sich auch bewusst auf das Militärtechnische. Er hoffte, dass der König von Belgien das Durchmarschrecht gestatten werde. Die Einladung des Königs nach Berlin im Jahr 1904 scheint Schlieffen herbeigeführt zu haben. Das Ziel war ein Bündnis. Ein solches lehnte der belgische König ab, sagte aber: «politisch hätten die Belgier mehr Vertrauen zu Deutschland als zu Frankreich». Weiter ging Schlieffen nicht. Er nahm keinen Einfluss auf die Staatsleitung, so sehr er von Bülow abwich und auch mit Tirpitz sachlich nicht harmonierte, da er jede in die Linien-schiffe gesteckte Million als der eigentlichen Verteidigung des Vaterlandes verloren ansah. Die politischen Auswirkungen waren nicht seine Sache. England aus dem Kampf herauszuhalten, war Aufgabe der Aussenpolitik. Wie sie das machte, blieb ihr überlassen. Das war «Resortpolitik», war das Ergebnis der Isolierung militärischen Denkens. Unter Moltke wäre es selbstverständlich gewesen, dass sich das Auswärtige Amt mit einem solchen Operationsplan beschäftigte. Der Kanzler hätte beigezogen werden und der Kaiser entscheiden müssen. Auswärtiges Amt und Kanzler haben sich aber mit dem Schlieffen-Plan offiziell nicht befasst. Als dieser 1905 endgültig zur Grundlage der deutschen Kriegführung im Falle eines Krieges nach zwei Fronten gemacht wurde, war Bülow Kanzler. Der Generalstab unterstand ihm nicht, auch nicht dem Kriegsministerium, sondern unmittelbar dem «Obersten Kriegsherrn». Ressortmässig war also alles in Ordnung. In seinen «Denkwürdigkeiten» behauptet Bülow, er habe überhaupt nie vom Schlieffen-Plan erfahren. Das ist durch die Akten widerlegt. Bülow will 1904 den Kaiser gewarnt haben, die Verletzung der belgischen Neutralität würde ein ungeheurer Fehler sein. Auch dies ist als unwahr erwiesen. 1905 telegraphierte Bülow an den Kaiser, alles komme darauf an, dass die Belgier nichts ahnten. In einem Briefe schreibt Bülow, er habe sich «in militärische Einzelheiten nie eingemischt». Wohl aber scheint er von Schlieffen wie später von Moltke gefordert zu haben, der Schlieffen-Plan solle erst exerziert werden, wenn der Feind den ersten Fuss auf belgischen Boden setze. Sie werden ihm beide erwidert haben, dass man einen Aufmarsch nicht auf eine Möglichkeit aufbauen könne. Warum hat sich Bülow nicht

zur Wehr gesetzt? Entweder hielt er – 1905 – den Gegensatz zwischen England und Russland für so stark, dass er selbst die Verletzung der belgischen Neutralität überwiegen würde. Das wäre Irrtum und Leichtsinn zugleich gewesen. Oder, er rechnete – nach 1907 – damit, dass im Falle eines deutschen Zweifrontenkriegs England ohnehin – mit oder ohne Einmarsch in Belgien – auf die Seite der Gegner Deutschlands treten würde. Das wäre Desperado-Politik gewesen. Oder – und das ist das Wahrscheinlichste – Bülow hielt sich für den Fall des Krieges von jeder Verantwortung für die dann zu ergreifenden strategisch-militärischen Massnahmen fern und frei: das war die Kapitulation der Politik vor dem Militär-Technischen. Als 1909 Bethmann Kanzler wurde, stand er der gleichen Entscheidung gegenüber, der sich Bülow entzogen hatte. Auch Bethmann hat selbstverständlich den Schlieffen-Plan gekannt. Aber gegen ihn mit politischen Gründen anzugehen, war 1909 schwerer als 1905. Denn inzwischen war der Plan die Bibel des Generalstabes geworden. Er war in unzähligen Kriegsspielen «durchexerziert» und das Vermächtnis des Mannes, den man im Heere für einen Feldherrn wie Moltke hielt, wenn auch sein Feldherrntum nicht auf die letzte Probe gestellt worden war. Doch Bethmanns aussenpolitische Konzeption, unter allen Umständen zu einer Verständigung mit England zu kommen und für den Fall eines europäischen Krieges das Inselreich aus diesem Kriege herauszuhalten, forderte von ihm den Protest gegen den Schlieffen-Plan. Er hat ihn auch erhoben. 1913 hat bei der Beratung der Militär Vorlage im Reichstag der Staatssekretär von Jagow in einer vertraulichen Aussprache mit Bestimmtheit erklärt, Deutschland werde die Neutralität Belgiens nicht verletzen. Den Generalstabschef warnte er, der Durchmarsch bedeute Krieg mit England, und verlangte die Änderung des Operationsplanes. Daraufhin ist der Plan ernstlich nachgeprüft worden, der Generalstab kam aber zu dem Schluss, aus militärischen Gründen sei der Zweifrontenkrieg nicht anders zu führen. Es war die Ehrfurcht vor der Kompetenz, die Bethmann, wie im Sommer 1914 gegenüber Österreich, den Mut und Willen zur entscheidenden Tat lähmte. Aber im Ton seiner Worte über das an Belgien begangene Unrecht kann man das Bekenntnis der eigenen Unterlassung vernehmen.

## DER KRANKE MANN

### HELMUTH VON MOLTKE

Als Schlieffen «altershalber» schweren Herzens von seinem Posten abtrat, da fehlte es nicht an einer grösseren Zahl von Offizieren, die für diese Aufgabe in Frage kamen. Aber es mangelte an einer Persönlichkeit, die ohne Weiteres als der gegebene und allein mögliche Nachfolger erschienen wäre, wie seinerzeit Waldersee und Schlieffen. Das deutsche Heer der Vorkriegszeit war nicht arm an originalen Könnern. Die stärkste geistige Potenz war zweifelsohne Colmar Freiherr von der Goltz, der sein militärisches Wirken zwischen Deutschland und der Türkei teilte, dem der Kaiser im Kriege das ersehnte Kommando nicht übertrug, der dann als Führer türkischer Truppen sein strategisches Können durch den Sieg bei Kut el Amara bewährte. Goltz hatte einen Aufmarschplan, der dem Schlieffen-Plan diametral entgegengesetzt war: Aufmarsch im Osten, Defensive im Westen, dazu Ausbau der Festungslinie Diedenhofen – Metz – Strassburg – Oberrhein. Goltz war wie Schlieffen von der Unabwendbarkeit des Krieges überzeugt. In seinen Büchern trat er sowohl für eine Demokratisierung der Armee, wie für die Vorbereitung des Volkes auf den totalen Krieg ein. Wegen der «Demokratisierung» wurde er oben nicht gern gesehen, wegen seiner Gedanken über den totalen Krieg draussen als einer der gefährlichsten Militaristen betrachtet. Die meisten der Generale waren durch den Generalstab hindurchgegangen. Aber es gab auch genug einfache Frontiers, die in die höchsten Stellungen gelangten. Von den zahlreichen Originalen, die als Kommandierende Generale tätig waren, ist Graf Gottlieb Haeseler am bekanntesten geworden.

Der Kaiser traf eine unerwartete Wahl. Er ernannte den Neffen des alten Moltke zum Generalstabschef. Dieser war ein ehrlicher und bescheidener Mann und fühlte sich der grossen Aufgabe nicht gewachsen. Aber seine Einwendungen fruchteten nichts. Der Kaiser hatte ihn gern, bestand auf seinem Entschluss, wieder einen «Moltke» als Leiter des Generalstabes zu haben, und tröstete den Zögernden mit der seinem damaligen Selbstgefühl entsprungenen, im Kriege nicht eingehaltenen Zusicherung, im Ernstfall werde er ja doch sein eigener Generalstabschef sein. Moltke fügte sich schweren Herzens dem Befehl.

Er war schon 1903, als Schlieffen auf einer Generalstabsreise einen Schwächeanfall erlitten hatte, zur Unterstützung des Chefs in den Generalstab geholt und 1904 zum Oberquartiermeister I ernannt worden. Er hatte sich mit eisernem Fleiss in sein grosses Arbeitsgebiet eingearbeitet. Gegen den Schlieffen-Plan hatte er von Anfang an das – von Schlieffen nicht geteilte – Bedenken vorgebracht, das Gelingen hinge davon ab, dass die Bahnen und Brücken in Belgien nicht zerstört würden. Diese seien aber leicht zu zerstören und schwer zu reparieren. Er selbst sah in Goltz den geeignetsten Mann für den Posten des Generalstabschefs, konnte ihn aber beim Kaiser, der den «Pascha» zu Unrecht für einen reinen Professor hielt, nicht durchsetzen. Für die eigene Ernennung machte er beim Kaiser, dem er in unbedingter Treue, aber auch in rückhaltloser Wahrhaftigkeit ergeben und gegen den er in mancher Beziehung weniger nachgiebig als Schlieffen war, zur Bedingung, dass der Kaiser im Kriegsfall nicht in die Operationen eingreifen dürfte. Mit der ihm eigenen peinlichen Gewissenhaftigkeit arbeitete er bis zur Erschöpfung der Kräfte im «roten Haus». Aber er besass nicht den strategischen Funken, über den sein Vorgänger verfügte. Er hatte auch nicht dessen harten Willen. Er war weicher, als Charakter vielleicht bequemer, in seinen geistigen Interessen, bei denen sein bis zur Mystik gesteigerter Hang zu religionsphilosophischen Spekulationen hervortrat, differenzierter als Schlieffen, aber er war weder in der Lage, den Schlieffen-Plan durch eine grosse eigene Konzeption zu ersetzen – auch Bethmanns Warnung brachte ihn nicht dazu –, noch das Vermächtnis seines Vorgängers dessen Absichten entsprechend durchzuführen. Er hielt trotz seiner ursprünglichen Bedenken an dem Plan fest, weil er ihn als die *einzig*e Möglichkeit ansah, den Krieg *schnell* zu beenden. Er hat viel daran herumgedoktert, wagte aber nicht wie Schlieffen, alles auf eine Karte zu setzen und bei der Schwäche des linken Flügels Süddeutschland einer feindlichen Invasion preiszugeben. So tat er gerade das, wovor noch der sterbende Schlieffen gewarnt hatte, er verwässerte den grossen Plan und setzte das Stärkeverhältnis zwischen rechtem und linkem Flügel von 7 : 1 auf 3 : 1 herab. Moltke war schon 1911 erkrankt; In dieser Zeit schob sich der Chef der Operationsabteilung, Ludendorff, in den Vordergrund und entfaltete durch Denkschriften, in denen er die Heeresvermehrung forderte, durch sein Bündnis mit den Alldeutschen und

durch die von ihm, veranlasste Gründung des «Wehrvereins» eine geräuschvolle Betriebsamkeit, bis er 1915 als «unbequem» aus dem Generalstab entfernt wurde. Moltke war zu Beginn des Krieges noch kein kranker Mann. Aber das drückende Verantwortungsgefühl und der Zweifel am Schlieffen-Plan wie an der eigenen Zulänglichkeit lasteten so schwer auf ihm, dass er Rückschlägen seelisch, und schliesslich auch körperlich, nicht mehr gewachsen war. Schlieffens «exerzierte Schlacht» liess sich planmässig nur durchführen, wenn die oberste Leitung die Armeen fest am Zügel hielt. Für selbständige Entschlüsse der Armeeführer war kein Raum. Sie konnten sogar gefährlich werden. Schlieffen hatte den Plan ganz auf seine Person zugeschnitten. Er besass die Kraft, den Willen und, unbewusst, wohl auch das Verlangen, die Armeen im Feindesland ebenso zu exerzieren, wie er auf dem Übungsplatz als Regimentskommandeur seine Schwadronen exerziert hatte. In der grossen Drehbewegung durfte keine Armee vorprellen, keine zurückbleiben. Wie ein Uhrwerk musste der Plan abrollen, in jedem Augenblick gelenkt vom Meister. Vielleicht hätte in der Hand eines Schlieffen der Plan gelingen können. In der Hand des unsicheren Moltke misslang er. Moltke führte nicht, er liess die Armeen selbständig vorgehen. Als am rechten Flügel eine gefährliche Situation entstanden war, verlor er die Nerven und brach, obwohl es nicht notwendig war, den Schlieffen-Plan ab. Vielleicht war aber in den Anfangstagen des September der Kulminationspunkt schon überschritten und der entscheidende Sieg nicht zu erreichen, da die Maasbrücken gesprengt und die Bahnverbindungen unterbrochen waren. Der Plan ist nicht bloss am Versagen Moltkes gescheitert, sondern an der Macht der Verhältnisse. Den innerlich schwachen Moltke mag der Gedanke furchtbar gequält haben, ob nicht doch Goltz mit der Ostlösung des alten Moltke und mit dem Gedanken recht hatte, man hätte am 15. Juli 1914 eine Erklärung abgeben sollen, Deutschland wolle auf jeden Fall die Neutralität Belgiens achten und erwarte das Gleiche von den Westmächten. Die Verletzung der belgischen Neutralität hatte nicht einmal den erhofften strategischen Erfolg gebracht. Das «Marnewunder» geschah. Der Krieg erstarrte im Schützengraben. Moltke musste sich vom Kaiser sagen lassen: «Nun sehen Sie wohl, da haben Sie mir die Engländer ohne Grund auf den Hals gebracht!»

**ZWEITES BUCH**

**DIE TRAGÖDIE DER DEUTSCHEN**

**DEMOKRATIE**



#### 4. Kapitel

### NOBLESSE AUS DEM VOLK

#### VOM PARTEIPOLITIKER ZUM STAATSMANN

#### **FRIEDRICH EBERT**

Kurz nach der Kaiserproklamation 1871, als noch im deutsch-französischen Krieg die Kanonen dröhnten, wurde Friedrich Ebert in Heidelberg geboren. Er war zwei Jahre Sekretär der sozialdemokratischen Partei, als Bülow 1907 in den «Hottentotten wählen», die er ausgeschrieben hatte, weil Zentrum und Sozialdemokraten die angeforderten Mittel für Südwestafrika nicht voll bewilligten, die «Sozialdemokratie niederritt». 1912 erhöhten die Geschlagenen ihre Sitze von 43 auf 110. Ebert war unter den Gewählten. Er war vier Jahre Partei vorsitzender, als 1917 Bethmann die Wortführer der Linken bat, dem Kaiser über die wahre Stimmung im Volk klaren Wein einzuschenken. Sie kamen nicht zu Wort. Der Kaiser allein sprach: «Wo meine Garde hinkommt, gibt es keine Demokratie.» *Seine* U-Boote

hätten das Weltmeer reingefegt. Er entwickelte ein weitgespanntes Annektionsprogramm. Ein Jahr später ging er in die Verbannung. 1925 säumte eine vieltausendköpfige Menge den Weg, auf dem der tote Friedrich Ebert vom Präsidentenpalais zum Potsdamer Bahnhof gebracht wurde, und entbot dem Reichspräsidenten entblösten Hauptes den letzten Gruss. Auf dem Bergfriedhof in Heidelberg ruht Ebert unter einem grossen Kruzifix.

Friedrich Eberts Leben ist ein Sinnbild des deutschen Schicksals. Der Sohn des Heidelberger Schneidermeisters lernte früh, im Elternhaus und als Lehrling, das Leben zu ergreifen und zu formen. Der Junge, dem das Lernen leicht wurde, wünschte sich, studieren zu können. Aber dazu reichten die Mittel des Handwerkers, der für eine grosse Familie zu sorgen hatte, nicht aus. Friedrich erlebte am eigenen Leibe ein Stück gesellschaftlicher Benachteiligung. Er erwarb sich nicht das äussere Wissen des «Einjährig-Freiwilligen», dieser typisch deutschen Einrichtung, die dem Jüngling mit der Reife des Untersekundaners erlaubte, statt zwei oder drei Jahren nur ein Jahr in der Armee zu dienen. Aber er gewann mehr, er gewann Bildung, indem er jede Kenntnis, die er erarbeitete, sich zu eigen machte. Bei Ebert war nichts «angelesen», historische und naturwissenschaftliche Tatsachen waren geistiger Besitz, ebenso wie die Klassiker, die er mit glühendem Eifer las, seitdem er Schillers Werke als Prämie für hervorragende Leistungen in der Gewerbeschule erhalten hatte. Seinem Wesen nach war er Tatmensch, der schaffen und ordnen wollte. Als Arbeitsfeld bot sich ihm die Klasse, der er entstammte. Ihr die Teilnahme am Kulturleben des Volkes zu erringen, das war sein Lebensziel. Ein ausgeprägtes Gerechtigkeits- und Ehrgefühl wies ihm die Richtung. Der Lehrling, der die Ohrfeige, die ihm der Meister gab, nicht verwinden konnte, empfand die Missachtung der Klasse, der er angehörte, als persönliche Kränkung. So wurde er Sozialist.

Es lag nicht in seiner Art, sich Luftschlösser zu erträumen oder einem unfruchtbaren Radikalismus nachzujagen. Er blieb auch als begeisterter Anhänger des Sozialismus Wirklichkeitsmensch. Zwar mühte er sich ab, in die «Propheten», Engels und Marx, einzudringen. Das «Kommunistische Manifest» riss ihn hin, und mit der gleichen Beharrlichkeit, mit der er als Heranwachsender darum gerungen hatte, Goethe zu verstehen, liess er nicht nach, bis er «Das Kapital» begriffen

hatte. Aber das Theoretische entsprach nicht seiner Art. Was ihn am Sozialismus anzog, war die praktische Arbeit, die unmittelbar dazu diente, die Lebensbedingungen des Arbeiters zu verbessern. So wurde er Gewerkschaftler.

Er hat sich nicht dadurch entmutigen lassen, dass er oft gemassregelt wurde. Als «Organisierter» wurde er häufig entlassen und lernte die Arbeitslosigkeit und den Hunger kennen. Er sah, dass gewerkschaftliche Arbeit nur fruchtbar ist, wenn sie von den politischen Vertretern der Arbeiterschaft unterstützt wird und mit diesen zusammen wirkt. So entwickelte Ebert eine Eigenschaft, die ihm in der Sozialdemokratie eine besondere Stellung verschaffte, die Gabe des Ausgleichs. Er wurde der Vermittler zwischen Partei und Gewerkschaft, zwischen Revisionisten und Radikalen. In Bremen, wo er bis zur Übersiedlung nach Berlin wohnte und wo er auch geheiratet hat, dehnte er seine politische Tätigkeit immer weiter aus. Er wurde Stadtverordneter, Redakteur, Agitator, Arbeitersekretär. Der Gewerkschaftler war zum modernen Arbeiterführer herangewachsen.

Die Partei setzte ihre Hoffnung auf ihn. Der alte Bebel wurde aufmerksam. Zwar äusserte er 1904, Ebert stehe zu weit «rechts», eine Kritik, die Ebert seitdem lebenslang aus den Reihen der eigenen Partei vernehmen musste. Aber schon 1905 holte ihn der alte Parteihauptling in den Vorstand nach Berlin. Als Bebel 1913 starb, wurde Ebert sein Nachfolger. Seine Arbeit und sein Charakter hatten ihm in der Partei Achtung und Vertrauen erworben. Schon das nächste Jahr stellte die Autorität des erst 43jährigen Politikers auf eine schwere Probe. Die Sozialdemokraten mussten über ihr Verhältnis zum Krieg entscheiden. Noch im Juli 1914 hatten sie eine grosse Strassenkundgebung Unter den Linden gegen den Krieg veranstaltet. Sie bekämpften die Politik der Regierung. Über die Frage der Kreditbewilligung entstand eine heftige Meinungsverschiedenheit. Für Ebert gab es kein Schwanken. Die Schulfrage könne jetzt nicht untersucht werden, der Krieg sei da und müsse von den Grenzen ferngehalten werden. Er setzte durch, dass die Partei die Kredite zugestand und in ihrer Fraktionserklärung im Reichstag den Satz aussprach: «In der Stunde der Gefahr lässt die Sozialdemokratie das Vaterland nicht im Stich.» Doch der Kampf begann erst. Unter einem heimlich verbreiteten Flugblatt, das die Kreditbewilliger scharf angriff, stand auch der Name

seines Sohnes Fritz Ebert, des jetzigen Bürgermeisters von Ost-Berlin. Der Vater nahm sich den Hitzkopf vor und schloss seine ernsten Vorhaltungen mit den Worten: «Die Arbeiterbewegung ist kein Spielzeug. Es steckt viel Schweiß und Herzblut darin.»

Ebert hielt bis zum Schluss des Krieges an seiner Politik fest, auch als die Zahl der Gegner in der Partei zunahm und sich schliesslich 1917 die Kreditverweigerer als Unabhängige von den Mehrheitssozialisten trennten. Er wandte sich auch 1916 gegen die ersten Streiks. Zu streiken, während die Söhne deutscher Mütter im Trommelfeuer liegen, «wär' das nicht Wahnsinn?». Ebert teilte Groeners Standpunkt, auch wenn er nicht wie dieser von «Hunsföttern» sprach. Ebert ging nicht durch dick und dünn mit dem Militär. Er lehnte die Aufstellung von Jugendkompanien ab und forderte immer wieder einen «Frieden ohne Kontributionen und Annektionen». Dafür suchte er auch die Auslandssozialisten zu gewinnen. Aber er erlebte die Enttäuschung, dass die Franzosen und Engländer 1917 auf der Konferenz in Stockholm nicht erschienen, weil sie keine Pässe bekommen hatten und dass mit den Vertretern der übrigen Länder eine Einigung nicht zustande kam. Dieses Jahr brachte ihm auch den Schmerz, dass zwei seiner Söhne fielen und der dritte schwer verwundet wurde. Ebert reklamierte ihn nicht, Fritz ging erneut an die Front. 1918 liess sich Ebert in eine Streikleitung in Berlin delegieren, obwohl er den Streik «für verfehlt und in jeder Hinsicht verhängnisvoll» ansah. Er wollte die Streikenden in die Hand bekommen und sagte ihnen in einer mit lautem Widerspruch aufgenommenen Rede, es sei die Pflicht der Arbeiter, den Soldaten an der Front die Waffen zu liefern.

Am 2. Oktober 1918 verlangte Ludendorff den sofortigen Abschluss des Waffenstillstandes. Dem unzulänglichen Michaelis war als Reichskanzler der Zentrumsführer, der alte Graf Hertling, gefolgt. Dieser wollte die Verantwortung für den schweren Schritt nicht auf sich nehmen. Der vom Kaiser als letzte Hoffnung gerufene Prinz Max von Baden erklärte sich nur bereit, wenn Sozialdemokraten in die Regierung einträten. Wieder entstand eine Meinungsverschiedenheit in der Partei. Scheidemann war entschieden dagegen, dass die Sozialdemokraten an dem Bankrott teilnähmen. Ebert war der Ansicht, dass die Partei nun erst recht eintreten müsse, das Volk rufe um Hilfe, das Los der Arbeiterklasse sei untrennbar mit dem deutschen Schicksal ver-

bunden. Er rechtfertigte seinen Entschluss vor der Parteileitung: «Gelingt es uns, die Schauer des Krieges auch, nur um einige Tage zu verkürzen und dadurch Zehntausenden das Leben zu retten, so wäre uns das Rechtfertigung und Genugtuung genug.» Es gehörte mehr Mut dazu, Ja als Nein zu sagen. Ebert hatte diesen Mut.

Er bewies ihn auch, als am 9. November Prinz Max ihn beschwor, Reichskanzler zu werden. Als Scheidemann, ohne ihn zu befragen, die Republik ausrief, wurde er rot vor Zorn: «Das war unrecht. Über die zukünftige Staatsform wird die Konstituante zu bestimmen haben.» Über die Wahl der Nationalversammlung kam es zu dauerndem Streit zwischen den drei Unabhängigen und den drei Mehrheitssozialisten, die am 10. November von der Versammlung der Arbeiter- und Soldatenräte zu Volksbeauftragten gewählt worden waren. Die Unabhängigen wollten zuerst die Herrschaft der sozialistischen Arbeiterschaft gesichert sehen, Ebert drängte auf sofortige Wahlen. Er war ein Gegner der Diktatur der Räte, er war «gegen die Gewaltpolitik, woher sie auch komme.» Deshalb wollte er die Öemokratie in Deutschland zur Geltung bringen. In diesen stürmischen Wochen bewährte Ebert eine seiner hervorragendsten Eigenschaften: die durch nichts zu erschütternde Ruhe. Seine beherrschte Kraft hob sich von der aufgeregten Planlosigkeit Ludendorffs ab, an ihr brach sich der Lärm tobender Spartakisten, sie gab Zagenden neuen Mut. Es war eine Gelassenheit, die nicht einer phlegmatischen oder passiven Veranlagung, sondern dem Herrentum des gerade «gewachsenen» Menschen entstammte.

Gegen den Terror von Spartakus, der sich immer mehr ausbreitete, hatte Ebert keine Machtmittel. Die Soldaten in Berlin wollten nicht mehr kämpfen. Da schrieb ihm Hindenburg Anfang Dezember: «Ich bin bereit, und mit mir das ganze Heer, Sie rückhaltlos zu unterstützen.» Als am 23. Dezember 1918 die Volksmarinedivision, die revolutionäre Kerntruppe, aufsässig wurde, rief Ebert Groener an. Dieser schickte den General Lequis, der den Marstall eroberte, in dem sich die Matrosen verschanzt hatten. Das «Bündnis» mit dem Militär war geschlossen, das Ebert von vielen alten Parteifreunden übel verdacht wurde. Er hatte keine andere Wahl, wollte er Deutschland eine neue Ordnung bringen. Doch an die Spitze der Wehrmacht berief er einen Sozialdemokraten, der sich in schwierigen Lagen bewährt hatte, Gus-

tav Noske. Dieser nahm den Auftrag in bewusster Selbstverleugnung an: «Einer muss der Bluthund sein.»

Nach dem Kampf um den Marstall traten die Unabhängigen aus dem Rat der Volksbeauftragten aus. Der Streit, den Ebert gegen die Linksradi-kalen zu führen hatte, verschärfte sich. Doch nun stand Noske hinter den mehrheitssozialistischen Volksbeauftragten. So konnten im Januar 1919 die Wahlen zur Nationalversammlung ohne Störung durchgeführt werden. Ebert bestimmte Weimar zu ihrem Sitz. «Der Geist von Weimar, der Geist des wahren Menschentums» sollte über ihr schweben. Bei der Formulierung seiner Reden bediente sich Ebert oft der Hilfe von Ulrich Rauscher, der einst als verbummelter Korpsstudent zum Ärger aller Philister zu den Sozialdemokraten gegangen war, eine geistreiche Feder schrieb und seit 1919 Pressechef der Regierung war. Aber diese Worte entsprangen Eberts eigenem Herzen, dem das erste Geisterlebnis durch die Grossen von Weimar vermittelt worden war. Am 11. Februar wurde Ebert von der Nationalversammlung zum Reichspräsidenten gewählt, «als Beauftragter des ganzen Volkes, nicht als Obmann einer Partei». Ebert hielt diesen Schwur, er war vom Parteiführer zum Staatsmann gereift.

Seine staatsmännische Einsicht musste er beweisen, als es um die Unterzeichnung des Vertrags von Versailles ging. Er hielt die Bedingungen für unerträglich, auch wenn er nicht die starken Worte gebrauchte wie der Reichskanzler Scheidemann, der pathetisch ausgerufen hatte, die Hand würde verdorren, die diesen Vertrag unterzeichnete. Als Groener erklärte, dass ein Widerstand nicht möglich sei, trat Scheidemann zurück. Auch Ebert trug sich mit diesem Gedanken. Doch er erkannte, dass ein Resignieren an dem Diktat nichts ändern, die innere Lage nur verschlechtern würde. Er blieb: «Einer muss das Unglück der Unterzeichnung auf sich nehmen, um des Volkes willen.» Die Feder, mit der er unterschrieb, hat er nie wieder benutzt.

Den Aufrufen zum freiwilligen Eintritt in die Noske-Formationen folgten nur wenige Arbeiter. Es waren fast nur Studenten und ehemalige Soldaten, die sich meldeten, viele Landsknechtnaturen mischten sich darunter. Der Bürgerkrieg, der bis 1923 immer wieder auf-flackerte, wurde brutal von beiden Seiten geführt. Ebert litt schwer darunter, dass Liebknecht und Rosa Luxemburg von «Rowdies» erschlagen wurden, und dass man ihm die moralische Schuld beimass.

Wohl konnte er sich auf Groeners Loyalität verlassen, aber er bedauerte, dass die Anhänger der Demokratie sich von der neuen Truppe fernhielten und bei ihrer Bildung das Feld den Gegnern überliessen. Er konnte kein volles Vertrauen zur Zuverlässigkeit des Offizierkorps gewinnen. Der vom ostpreussischen Generallandschaftsdirektor Kapp veranstaltete sinnlose Putsch wurde von Teilen des Militärs unterstützt. Der in Berlin kommandierende General von Lüttwitz trat auf Kapps Seite. Er musste sich, als, er in der entscheidenden Besprechung zu drohen begann, von Ebert sagen lassen, dass der Appell an die Furcht bei ihm keine Wirkung habe.

Ebert ist mit den Massnahmen seiner Regierungen nicht immer einverstanden gewesen. Als der Reichskanzler Wirth und sein Aussenminister Rathenau auf der Konferenz in Rapallo den überraschenden Coup eines Abkommens mit Russland landeten, war Ebert empört. Er empfand diese Kampfweise als hinterhältig und fürchtete, dass die Westmächte wieder an Deutschlands Ehrlichkeit zweifeln könnten. Als die Sozialdemokraten 1923 durch ihren Austritt aus dem Kabinett Stresemann dessen Sturz herbeiführten, sagte er ihnen, die Folgen dieser Dummheit werde man noch in zehn Jahren spüren. Doch hielt sich Ebert peinlich an die seinem Amt durch die Verfassung gezogenen Grenzen. Er hat, wenn keine andere Kabinettsbildung möglich war, auch Männer als Kanzler berufen, die der Rechten nahestanden, wie Cuno und Luther, und nahm den Vorwurf der eigenen Parteifreunde, er sei zu nachgiebig gegen rechts, in Kauf. Am 24. Oktober 1922 wurde er, wieder auf drei Jahre, zum zweitenmal gewählt.

Nicht nur von den Freunden wurde er getadelt. Die Angriffe von rechts waren gefährlicher. Gedankenlose Schwätzer verbreiteten die albernen Witze über den «Sattlergesellen», Böswillige warfen ihm Landesverrat vor, Sie merkten nicht, dass sie durch die Verunglimpfung des Staatsoberhauptes das eigene Land beschmutzten. Sie empfanden nicht die moralische Verlotterung, die in solcher Verleumdung eines anständigen Mannes lag. Der Reichspräsident war in seiner Schlichtheit, der jede Pose fremd war, mit seinem Takt, der Schmeichelei verabscheute und keine falschen Töne zuliess, ein Vorbild für das ganze Volk. Als Kapps Soldaten seine Wohnung durchsuchten, waren sie verblüfft, nichts von den Schätzen zu finden, von denen man ihnen immer erzählt hätte. Bittsteller, die ihn um Beiträge für gemeinnützige Un-

ternehmen angingen, wurden häufig beschieden, es fehle ihm an Mitteln. Er hielt seinen Haushalt so niedrig wie möglich: «Sparsamkeit ziemt einem armen Volk!»

Falsch verstanden von vielen seiner Freunde, geschmäht von seinen Feinden, wurde Ebert einsam. Die Pfälzer Fröhlichkeit fiel von ihm ab. Selbst die letzten Wochen seines Lebens wurden ihm vergällt. Ein Magdeburger Gericht hatte einen Redakteur, der ihn wegen der Teilnahme am Berliner Streik des Jahres 1918 des Landesverrats geziehen hatte, zwar wegen formaler Beleidigung verurteilt, dem Präsidenten aber den Eseltritt versetzt, er habe sich, wenn auch nicht moralisch oder historisch, so doch strafrechtlich des Landesverrats schuldig gemacht. Gegen das Urteil wurde Berufung eingelegt. Ebert war krank, aber solange die Entscheidung nicht gefällt war, wollte er nicht ins Krankenhaus gehen: «Ich muss um die Ehre des Staatsoberhauptes kämpfen.» Als er in die Klinik eingeliefert werden musste, konnte auch Sauerbruch den durch einen Blinddarmdurchbruch hervorgerufenen Verfall nicht mehr aufhalten.

Kein Volk kann ohne Aristokraten leben. Die Geburtsaristokratie in Deutschland hatte noch im 19. Jahrhundert Männer wie Stein, Moltke, Bismarck hervorgebracht. Doch ihre Zeit war abgelaufen. In der Führung hatte sie versagt. Ihr Lebensstil, der die deutsche Kultur mitbestimmt hatte, konnte zwar «Haltung» verleihen, eine Haltung, die noch gross war im Sterben, das veränderte Dasein jedoch nicht mehr bewältigte. Deutschland brauchte eine neue Noblesse aus dem Volk, zu der die Elite des Charakters und der Leistung aus allen Klassen berufen war. Ebert wurde ihr erster Repräsentant. Auf seinem Grabstein in Heidelberg steht die Adelsdevise: «Des Volkes Wohl ist meiner Arbeit Ziel.»

#### DER PROPHET IN SEINEM VATERLANDE

#### **GUSTAV STRESEMAM**

Die Nationalliberalen, die so stolz darauf waren, die treuesten Stützen Bismarck'scher Aussenpolitik gewesen zu sein, entrichteten im ersten Weltkrieg der in Deutschland weit verbreiteten Kriegsziel – Psychose einen erklecklichen Zoll. Die mutige Denkschrift Groeners aus dem



Sommer 1917, die von einem jungen Offizier seines Generalstabes entworfen worden war, wandte sich gegen Wirtschaftler, die Kriegsgewinne suchten, aber auch gegen Parteien und Politiker, die übertriebene Kriegsziele aufgestellt hatten. Auch Stresemann war damals einer von den Politikern, die in das Annektions-Horn stiessen. Er war noch einem Nationalismus verhaftet, der in der Gewinnung neuer Erzbasen oder sonstiger Vorteile, die den «Lebensraum» des Staates erweitern konnten, das Heil der Nation erblickte. Auf der Suche nach dem «deutschen Lloyd George» war er bereit, dem Mann, der militärisch die Macht in Händen hielt, der als der Motor nationaler Energieentfaltung galt und am schärfsten für weitschweifende Kriegsziele eintrat, Erich Ludendorff, auch politisch die Leitung anzuvertrauen. Stresemann hielt eine «Diktatur Ludendorff» für den folgerichtigsten Ausdruck der tatsächlichen Machtverhältnisse und sah darin die stärkste Konzentration der nationalen Kräfte.

Erst der Zusammenbruch 1918 brachte die Wende in Stresemanns politischer Entwicklung. Zwar schloss er sich nicht den Demokraten an, die damals das Bürgertum in einer grossen freiheitlichen Bewegung zusammenfassen wollten, er setzte die Gedanken und Ziele der Nationalliberalen in der Deutschen Volkspartei fort. Doch innerlich reifte er in der Nachkriegszeit zum Staatsmann, der über die geistigen Schranken einer Partei und den begrenzten Horizont eines engen Nationalismus hinauswuchs. Bisher war Stresemann ein begabter Parlamentarier gewesen. Der blecherne Ton seiner Stimme beeinträchtigte zwar etwas die Wirkung seiner Rede, aber er zeigte sich des flüssigen Worts und originaler Prägungen immer mächtiger. Er war ein in allen Schlichen des Parteienspiels bewandeter Routinier, ein in den Ausschüssen wegen seines Fleisses geschätzter Arbeiter, der mit wirtschaftlichen Problemen sich ebenso vertraut zeigte wie mit der Förderung kultureller Bestrebungen. Aber er hatte im Reichstag noch nicht den Einfluss erreicht, den der Schwabe Matthias Erzberger besass, und nicht das Gewicht, das bei den Sozialdemokraten Friedrich Ebert hatte. Er gehörte in die vorderste Reihe der Reichstagspolitiker, ohne bislang den Beweis für staatsmännische Fähigkeiten erbracht zu haben. Jetzt wurde er mehr. Das Jahr 1923 forderte von ihm die erste Probe.

Das im November 1922 unter Cuno, dem Generaldirektor der Hapag, gebildete Kabinett bürgerlicher Fachminister hatte auf den Ein-

marsch der Franzosen in das Ruhrgebiet mit dem «passiven Widerstand» geantwortet. Vom Januar bis zum August 1923 dauerte der Ruhrkampf. Dann war das durch Wirtschaftskrise und Inflation geschwächte Deutschland mit seinen Kräften zu Ende. Das Kabinett Cuno trat zurück und wurde durch das erste Kabinett der «grossen Koalition» ersetzt, das die Parteien von den Sozialdemokraten bis zur Deutschen Volkspartei umfasste und dessen Führung Stresemann übernahm. Dieses Kabinett sah sich vor den schweren Entschluss gestellt, den Ruhrkampf abubrechen, weil die bis dahin bestehende Einheitsfront des Volkes zu zerbröckeln begann, weil sich extreme Elemente ungezügelt in den von der Regierung gelenkten Widerstand einmischten und weil die finanzielle Kraft des Reiches nicht mehr ausreichte, den Kampf fortzuführen. Wohl blieb der Regierung keine andere Wahl, aber es gehörte Mut und Geschick dazu, aus der Sackgasse herauszukommen, den passiven Widerstand aufzugeben und die beiderseits von Ressentiment erfüllte Verkrampfung aufzulösen in eine Politik der Verständigung mit Frankreich. Stresemann zeigte diesen Mut und bewies dieses Geschick, als er im September im Aufruf «An das deutsche Volk» die bittere Notwendigkeit der Politik des Einlenkens darlegte und in den folgenden Wochen die schweren Stürme meisterte, die das deutsche Staatsschiff bedrohten. Die Inflation erreichte ihren Höhepunkt. Im Westen versuchten deutsche Separatisten, von den Franzosen gefördert, das Gefüge des Reiches durch Ausrufung der «Rheinischen Republik» und durch die Bildung des «Autonomen Pfalzstaates» zu sprengen. Ernste Unruhen brachen in Sachsen, Thüringen und Hamburg aus. Zwischen dem Reich und Bayern kam es zu einem schweren Konflikt. Anfang November traten die sozialdemokratischen Minister wegen der Ereignisse in Sachsen und Bayern aus dem Reichskabinett aus. Die Luft war voll von Gerüchten eines drohenden Putsches und einer kommenden Rechtsdiktatur. Am 9. November unternahm Adolf Hitler den Putsch in München, der seinen Namen zum ersten Male über die Grenzen Bayerns hinaus in Deutschland bekannt machte. Die vollziehende Gewalt wurde dem Chef der Heeresleitung, dem General von Seeckt, übertragen. Am 22. November 1923 trat die Regierung Stresemann zurück. Stresemann mag in den drei Monaten seiner Kanzlerschaft manchen Fehler begangen haben, aber ebenso wie es in den ersten Monaten

nach dem Zusammenbruch, im Winter 1918/19, Ebert und Groener zu danken war, dass das Reich gerettet wurde, so war es jetzt Stresemanns Verdienst, dass die gefährlichste Krise, in der sich Deutschland seit 1918 befand, überwunden werden konnte. In diesen drei Monaten wurde der Separatismus zerschlagen, die Grundlage für das «Wunder der Rentenmark» gelegt, die Reichsautorität gegenüber den Landesregierungen Sachsens und Thüringens behauptet und dem Münchener Putsch ein rasches Ende bereitet. Es war nicht Stresemanns alleiniges Verdienst, der Anteil, den Ebert und Seeckt hatten, kommt ihm gleich.

Mit Ebert, der eine ähnliche Entwicklung vom Parteiführer zum verantwortungsbewussten Staatsmann durchlaufen hatte und in der behutsamen, klugen und festen Zügelführung im Amt des ersten Reichspräsidenten über sich hinauswuchs, verstand sich Stresemann vom ersten Augenblick bis zu dessen Tod. Beide sprachen die gleiche Sprache. Seeckts Wesen dagegen blieb ihm fremd. In die Monate seiner Kanzlerschaft fallen Seeckts Äusserungen: «Die Reichswehr steht hinter *mir!*» und: «Putschen kann nur einer, und der wird es nicht tun, denn das bin *ich!*» Das war die selbstbewusste Sprache des unpolitischen Offiziers. Die Brücke des Verständnisses für den «absoluten» General fehlte dem Politiker reinsten Wassers, der Stresemann war.

Als der Zentrumsführer Marx die neue Regierung bildete, wurde Stresemann Aussenminister und blieb in diesem Amt unter den wechselnden Regierungen Luther, Marx, Müller bis zu seinem Tode am 3. Oktober 1929. Sechs Jahre lang hat er der deutschen Aussenpolitik das Gepräge gegeben mit den Höhepunkten der Unterzeichnung des Vertrages von Locarno am 1. Dezember 1926 und der auf der ersten Haager Konferenz im August 1929 erreichten Zusage der Westmächte, das Rheinland vor den im Versailler Vertrag vorgesehenen Terminen, spätestens bis zum 30. Juni 1930, zu räumen. Diesen Tag erlebte Stresemann nicht mehr. Hatte er als Reichskanzler auf dem innerpolitischen Gebiet vielleicht nicht immer die zweckmässigsten Massnahmen ergriffen, so wuchs er in der Aussenpolitik zu einem Meister heran, wie ihn Deutschland seit Bismarck nicht besessen hat. Selbst die kritischen und ihres eigenen Wertes bewussten Beamten des Auswärtigen Amtes erkannten an, dass eine meisterliche Hand die Zügel der

Aussenpolitik lenkte. Stresemann besass die Gabe, aus einem Routinevortrag eine neue Konzeption zu schöpfen, trockenes Tatsachenmaterial in eine zündende Rede zu verwandeln und für seine Ideen mit einer fast unwiderstehlichen Überzeugungskraft zu werben. Er gebot dabei über alle Register, von der ruhigen Logik des geschulten Anwalts bis zur beschwörenden Leidenschaft des Volkstribunen. Im Reichstag wuchs seine Autorität von Jahr zu Jahr, auch wenn er leidenschaftlich bekämpft wurde. Ich erlebte einmal im Haushaltsausschuss, wie die Personalpolitik des Auswärtigen Amtes von verschiedenen Seiten, auch von Regierungsparteien, angegriffen wurde. Besonders die Besetzung der leitenden Posten mit Korpsstudenten des «weissen Kreises» – einer Anzahl «feudaler» Korps – wurde scharf kritisiert. In Abwesenheit Stresemanns entschuldigte der Staatssekretär von Schubert, selbst alter Bonner Borusse, die einseitige Zusammensetzung. Bei den Ministerialdirektoren, sagte er etwas ungeschickt, sei die Kritik wirklich nicht berechtigt, hier gehöre nur einer dem angefochtenen Kreise an. Bei den Ministerialdirigenten sehe es allerdings schlimmer aus. «Jetzt hat er sich ums Band geredet!», flüsterte hinter mir einer der jüngeren Herren des Amtes. Da erschien Stresemann. Er entschuldigte nichts, er ging zum Angriff über. Ob man vielleicht von ihm glaube, dass er sich seine Mitarbeiter nach der Zugehörigkeit zu bestimmten Korps aussuche? Er wähle sie ausschliesslich nach ihrer sachlichen Leistung und fachlichen Eignung. Er werde daher niemals einen geeigneten Kandidaten für einen Posten deshalb ablehnen, weil er zufällig zum «weissen Kreise» gehöre. Er sehe auch in Ulrich Rauscher als Botschafter in Warschau den besten Mann für diesen Posten, gleichgültig ob er früher Korpsstudent gewesen sei. Die Kritik schwieg.

Stresemanns Reden wurden in dieser Zeit immer geschliffener in der Form und tiefer im Gehalt. Wie einst die Hörer dem Fürsten Bismarck atemlos gelauscht und über dem Gewicht seiner Worte die technischen Mängel vergessen hatten, den hohen Ton und das Ringen mit dem Ausdruck, so vergassen jetzt Stresemanns Zuhörer das klirrende Organ über der Fülle der Gedanken. Stresemann war bescheiden und klug genug, seine aussenpolitischen Erfolge immer nur als einen Anfang darzustellen. So schuf er das oft zitierte und vielangefochtene Bild vom «Silberstreifen am Horizont». Er sah, dass die deutsche Souveränität

nur in Etappen erkämpft werden könne, nicht durch wilde Reden zum Fenster hinaus, sondern durch zähes Verhandeln, ständiges Ringen, engen Kontakt mit den Staatsmännern der anderen Seite, durch eine nur langsam und allmählich zu gewinnende Vertrauensgrundlage, vor allem aber in der Überwindung des engstirnigen und übersteigerten Nationalismus durch eine neue, europäische Gesinnung. Hier lag das Entscheidende. Stresemann hatte im eigenen Innern den Nationalismus überwunden und war zum überzeugten Europäer geworden. Dieser Durchbruch wurde zur Grundlage seiner Aussenpolitik. Er war der Ausgangspunkt für Locarno. Zu ihm suchte er die Deutschen zu gewinnen. Für ihn warb er um Anhänger im Ausland. Man missverstand Stresemann, wenn man ihn für einen Schwächling hielt, der die deutschen Belange nur ängstlich und kraftlos vertrat. Es hat keinen deutschen Staatsmann gegeben, der den Alliierten so viele bittere Wahrheiten gesagt hat. Der Gesandte Schmidt erzählt in seinem Buch von der Leidenschaft, mit der Stresemann im Völkerbundsrat, mit der Faust auf den Tisch schlagend, polnische Überheblichkeiten an den Pranger stellte. Es war nichts Negatives, das ihn nach Locarno führte, kein Verzicht auf deutsche Rechte und Ansprüche, es war eine durchaus positive Politik, etwas grundsätzlich Neues, der erste Versuch, alte nationale Grenzstreitigkeiten einem grösseren Verband unterzuordnen. Er tat bewusst den Schritt aus der dumpfen Enge sich bekämpfender Nationen in die Weite des vereinigten Europa.

Es war ein Glück für Stresemann und das deutsche Volk, dass er in Aristide Briand einen kongenialen Staatsmann traf. Auch Briand hatte sich in einer langen bewegten Laufbahn zum grossen Europäer entwickelt. Es war Briands wie Stresemanns Tragik zu sehen, dass die Zeit für ihre Ideen noch nicht reif war. Der im September 1929 von Briand auf der Völkerbundsversammlung vorgelegte Plan der «Vereinigten Staaten von Europa», der eine Zoll- und Wirtschaftsunion schaffen wollte, wurde abgelehnt. Stresemann musste erleben, dass bereits 1926 die Unterzeichnung von Locarno zu einer Regierungskrise führte, in deren Verlauf die deutschnationalen Minister, darunter Otto von Schlieben, aus dem Kabinett Luther austraten, und dass 1928 Hugenberg als der Vertreter einer scharfen, gegen Stresemanns Aussenpolitik gerichteten Opposition zum Parteivorsitzenden der Deutschnationalen gewählt wurde. Von Deutschnationalen und

Nationalsozialisten wurde gegen Stresemann mit wachsender Wut ein Kampf geführt, der sich bis in die Reihen seiner eigenen Parteianhänger erstreckte. Stresemann machte die bittere Erfahrung, dass der Prophet im eigenen Lande nichts gilt. Während sein Name im Ausland mit Achtung genannt wurde, bewarf man ihn in Deutschland mit Schmutz. In den «nationalen» Kreisen gehörte es zum guten Ton, an dem Aussenminister kein gutes Haar zu lassen. Man verschmähte es nicht, die Dissertation Stresemanns über den Flaschenbierhandel als Beweis für die fehlende Eignung zum Aussenminister heranzuziehen, und wurde nicht müde, ihm höhnend den «Silberstreifen» vorzuhalten, der sich, wie ein deutschnationaler Abgeordneter sagte, «als ungeborenes Kind im Sand verlaufen» habe.

Hier rührte man an einen wunden Punkt in Stresemanns Wirksamkeit. Er hatte von Locarno und den in Thoiry mit Briand geführten Besprechungen ein rascheres Ergebnis in der Räumungsfrage erwartet. Mehr als drei Jahre vergingen, ohne dass ein Fortschritt erzielt wurde. Stresemann hat die französischen Staatsmänner beschworen, ihm endlich das Zugeständnis zu machen, das er brauche, um seine Politik in Deutschland durchzusetzen und um die Jugend für seine europäischen Ziele zu gewinnen. Schon vom Tode gezeichnet, kämpfte er für die Räumung des Rheinlandes, für diesen ersten sichtbaren Erfolg der Locarno-Politik. Er sah mit einer Klarheit, die fast hellseherisch anmutet, dass die Alliierten, indem sie ihm diesen Erfolg nicht rechtzeitig zuteil werden liessen, den Europagedanken wie die Demokratie in Deutschland diskreditierten und wieder Wasser auf die Mühle eines neubelebten Nationalismus führten. Er erkannte mit einer Bitterkeit, die ihm das Sterben schwer gemacht hat, dass Übernationalismus ebensowohl vom Chauvinismus seiner Anhänger wie von der Unnachgiebigkeit des Auslands lebt. Hitler zog den Vorteil daraus, dass Stresemann drei Jahre vergebens auf den Erfolg von Locarno warten musste. Kurz vor seinem Tode klagte Stresemann, diese Fehler der Westmächte hätten die deutsche Jugend enttäuscht und in die radikalen Lager getrieben: «Das war meine Tragik und ihr Verbrechen.»

Aus diesem Wort klingt die schmerzliche Ungeduld eines Mannes, der fürchten musste, dass er das Ergebnis seines Wirkens nicht mehr erlebte und dass Epigonen, unter Berufung auf Fehler des Auslandes,

sein Werk verfallen liessen und verfälschten. Als Psychologe und Realpolitiker wusste Stresemann, wie schwer es auch für die andere Seite war, über den eigenen Schatten zu springen und eingewurzelte Gefühle und Vorurteile durch einen neuen Anfang zu überwinden. Er sah, dass nicht böser Wille, wohl aber Trägheit und Verhängnis den Weg verlegten, den bessere Einsicht schon als den richtigen erkannt hatte. Ihm war klar, viel Geduld und viel Zeit würden erforderlich sein, um die Blöcke aus dem Weg zu räumen. Stresemann erfuhr das Prophetenschicksal, Er blickte wie Moses vom Berg der Hoffnung in das gelobte Land des Vereinigten Europa. Er selbst sollte es nicht mehr sehen; ein Glück, dass er nicht wusste, welcher langer Weg durch die Wüste seinem Volke bevorstand.

## 5. Kapitel

### DER STAATSBANKEROTT

#### DER FINANZTHEORETIKER IM DILEMMA

#### RUDOLF HILFERDING

Von politischen und wirtschaftlichen Spannungen wird auch der Haushalt des Staates betroffen. Die Währung, die in ruhigen Zeiten ein selbstverständliches Fundament des gesellschaftlichen Lebens ist, kann ins Wanken geraten. Unter dieser Gefahr lebte das deutsche Volk seit dem Ende des ersten Weltkriegs. Schon in den letzten Kriegsjahren hatten die Preise zu klettern begonnen. Damals nannte man das noch nicht Inflation. Man nahm allgemein an, dass der Grund der Preissteigerung in der zunehmenden Knappheit an Konsumgütern lag, in Wirklichkeit rührte sie von der übermässigen Vermehrung des umlaufenden Geldes her. Als die periodisch aufgelegten Kriegsanleihen nicht mehr ausreichten, die kurzfristigen Kredite abzudecken, nahm vom dritten Kriegs]ahr an die Finanzierung der Kriegskosten durch



Schatzanweisungen des Reichs zu. Diese Schatzanweisungen galten seit 1914 als Deckung für die Ausgabe von Banknoten. Sie wanderten in die Reichsbank, die auf dieser Grundlage «Noten druckte». Der Geldumlauf richtete sich nicht mehr nach den wirtschaftlichen Erfordernissen des Umlaufs an Gütern, sondern nach dem Kriegskostenbedarf des Staates. Die beim Kriegsende eingetretene Teilinflation hätte, wenn auch nicht rückgängig gemacht, so doch zum Halten gebracht werden können. Dass dies nicht geschah, lag ebenso an den Reparationsforderungen der Alliierten, die keine Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage nahmen, wie an dem Mangel durchgreifender Massnahmen auf deutscher Seite. Die Erkenntnis der Krankheit, unter der Deutschland litt, war selbst bei den Sachverständigen noch nicht zur vollen Reife gediehen. Der Reichsbankpräsident Havenstein hielt noch zu einer Zeit an dem Grundsatz «Mark gleich Mark» fest, als die Mark nur noch einen Bruchteil ihres nominellen Wertes hatte. Die Regierung war zu sehr durch den Kampf in Anspruch genommen, den sie in den ersten «Friedensjahren» um die primitive Existenz des deutschen Volkes führte, als dass sie der schleichenden Krise schon in den Anfängen Herr werden konnte. Den Todesstoss erhielt die Währung durch den französischen Einmarsch in das Ruhrgebiet. Die Ausgaben für den passiven Widerstand trug der Staat. Was in einer im Gang befindlichen Wirtschaft die Produktion abwirft, um die Arbeiter zu entlohnen und die Industrie in Betrieb zu halten, das musste die Reichskasse in Milliardenbeträgen in das stillgelegte Ruhrgebiet hineinpumpen. Die Währung fiel in Agonie. Das Tempo der Entwertung wurde immer rasender. Als in dieser chaotischen Zeit Deutschland den passiven Widerstand aufgeben musste und die Regierung Cuno durch das Kabinett Stresemann ersetzt wurde, übernahm den damals nächst dem Reichskanzler wichtigsten Posten des Finanzministers, den seit 1919 das Zentrum mit Erzberger, Wirth und Hermes besetzt hatte, der Finanzexperte der Sozialdemokraten, Dr. Rudolf Hilferding. Der ehemalige Wiener Kinderarzt hatte sich als Theoretiker des Marxismus einen Namen gemacht. Seine Forschungen und Schriften befassten sich vor allem mit Finanzfragen. Sein 1910 erschienenes Buch «Das Finanzkapital» ging von einer sozialistischen Tendenz aus, die in den Banken die bewegende Kraft des Spätkapitalismus und daher den zu bekämpfenden Hauptgegner sah. Sie zeugte von der Sachkenntnis des

Verfassers. Dieser Arzt und Politiker konnte Branchen Professor der Nationalökonomie lehren. Hilferding war aber nicht nur ein wissenschaftlicher Sozialist, ihm war der Sozialismus auch eine Herzenssache. Was einst der Kinderarzt in den Elendsquartieren von Wien erlebt hatte, war tief in sein Gemüt eingegraben und bestimmte ihn, sein Wissen dem Kampf gegen alle Kräfte zu widmen, die einem übersteigerten Nationalismus und Militarismus dienten und das Ziel der Politik in der Expansion des Staates sahen. Hilferding konnte in fiebernde Erregung bei dem Gedanken geraten, dass man mit den für solche Zwecke verschwendeten Mitteln dem Wohnungselend und aller Not kranker und darbender Kinder ein Ende bereiten könne. Der Theoretiker, der gegen Widersacher in Schrift und Rede eine scharfe Klinge führen konnte, war im persönlichen Leben ein gütiger, vorurteilsloser und humorbegabter Mensch. Er hielt sich frei von der parteipolitischen Unsitte, die Macht zur Eroberung möglichst zahlreicher Stellen des öffentlichen Lebens für die eigene Partei auszunutzen. Er setzte auf jeden Posten den ihm geeignet erscheinenden Fachmann, ohne Rücksicht auf seine Parteizugehörigkeit. Als er 1928 zum zweiten Male Finanzminister war und der bisherige Direktor der Etatsabteilung bat, ihn von diesem Posten zu entbinden, liess mich Hilferding kommen und fragte mich, ob ich Mitglied einer Partei sei. Als ich dies wahrheitsgemäss verneinte, war er erfreut, nun könne er bei seiner Partei meine Ernennung zum Etatdirektor ohne Schwierigkeiten durchsetzen. Er nehme an, dass ich nach meiner Herkunft rechts eingestellt sei. Ihm selbst sei das gleichgültig. Aber wenn ich Mitglied der deutschnationalen Partei wäre, würde er Widerstand bei seiner Partei gefunden haben. So wurde ich Etatdirektor unter ihm. Dieser Mann hätte als Parlamentarier, Schriftsteller oder Gelehrter eine grosse Rolle spielen können, nur auf den Posten des Ministers passte er nicht. Er besass nicht die Willenskraft, die für eine solche Stellung unerlässlich ist. Ihm wurde des Entschlusses Farbe von des Gedankens Blässe angekränkelt. Ich war Zeuge einer Unterredung, in der sich diese Schwäche offenbarte. In den Herbsttagen 1923 war der Staatssekretär Schröder zum Vortrag über die damals im Mittelpunkt stehende Währungsreform beim Minister. Er beschwor Hilferding, sich zu entschliessen, welchen der vorhandenen Pläne, den Havenstein-, den Minoux- oder den Helfferich-Plan, er der unaufschieb-

baren Reform zugrunde legen wollte. Es sei fünf Minuten vor zwölf, man könne keinen Tag länger warten. Hilferding erwiderte mit einer längeren theoretischen Abhandlung über Währungsprobleme. Er sprach zwanzig Minuten, es war alles sehr klug, was er sagte, aber er blieb bei der Kritik sämtlicher drei Pläne, ohne einen eigenen Entschluss zu fassen. Der Staatssekretär, der sich auch in der Luft des Ministeriums sein lebhaftes Temperament erhalten hatte, entgegnete mit kaum verhehlter Ungeduld, er sei viel zu lange von der Universität fort, um sich in Theorien mit dem Minister messen zu können, er erinnere sich aber aus seiner Jugend, dass die Theoretiker erklärt hätten, auf einem Zweirad könne man nicht fahren, bis ein Praktiker kam und es erfand. Der Minister habe jetzt die Entscheidung zu treffen. Dem Kabinett müsse bis zum nächsten Tage ein Gesetzentwurf über die Sanierung unterbreitet werden. Welcher der drei Pläne solle nun dem Entwurf zugrunde gelegt werden? Da sagte Hilferding mit gequältem Tone, dann möge der Referent doch alle drei Pläne zu Gesetzentwürfen ausarbeiten, so habe er selbst noch etwas Zeit, sich die Sache zu überlegen. Das war für Schröder zu viel. Er hieb seine Akten auf den Tisch, das Tintenfass in die Höhe sprang, stürzte aus dem Zimmer und knallte die Tür zu. Hilferding, die unvermeidliche und am unteren Ende stets entsetzlich zerknautschte Zigarre im Mund, sah mich, der ich allein auf der Walstatt übriggeblieben war, verblüfft an. Ob der Staatssekretär immer so erregbar sei? Ich verliess das Zimmer nicht, ohne eine zweite Abhandlung über die Währung mitzubekommen. Hilferding schied bald darauf mit den übrigen Sozialdemokraten aus dem Kabinett aus, das «Wunder der Rentenmark» wurde das Werk seines Nachfolgers Luther.

Als Hilferding fünf Jahre später zum zweiten Male in das Reichsfinanzministerium einzog, stand er erneut vor schweren Entscheidungen. Das Reich litt an einem chronischen Defizit, das seit April 1929 bedrückende Formen annahm und in der berüchtigten «Kassennot» des Reiches zum Ausdruck kam. Schon im April musste die Regierung bei den Grossbanken um einen Dreimonatskredit betteln gehen. Eine im Mai aufgelegte Reichsanleihe von 500 Millionen hatte, obwohl sie mit sieben Prozent Zinsen und einer Reihe von Steuervergünstigungen ausgeschrieben war, ein klägliches Ergebnis. Es war am Monatsende, an dem die Reichskasse durch Gehälter, Löhne und Renten be-

sonders beansprucht war, stets zweifelhaft, ob alle Zahlungen geleistet werden könnten. Man würgte sich mit kurzfristigen Krediten durch. Erhielt man sie im Inland nicht, versuchte man, sie von ausländischen Banken zu beschaffen. Hier war die Regierung gesetzlich an die Mitwirkung der Reichsbank gebunden, die sowohl für die Anlage nicht benötigter Kassenbestände wie für Kreditaktionen der allein zuständige «Bankier des Reichs» war. Der Reichsbankpräsident Schacht war aber nicht geneigt, dem Reich dauernd durch Kassenkredite über die Ultimo-Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Er betrachtete das als ein Herumdoktern an Symptomen und wollte, dass das Übel an der Wurzel bekämpft werde. Deshalb verlangte er, dass durch Steuererhöhungen und Abstriche an den Ausgaben der Etat ausgeglichen würde. Er machte aus seiner Kritik an der Unzulänglichkeit der Finanzpolitik kein Hehl. In der ihm eigenen deutlichen Art sprach er sich auch über den «unfähigen» Finanzminister aus. Hilferding sah wohl, was getan werden sollte. Aber er hätte zurücknehmen müssen, was seine beiden Vorgänger, die noch unter glücklicheren Sternen arbeiten konnten, zuwege gebracht hatten. Reinhold hatte die Steuern gesenkt, Köhler die Beamtengehälter erhöht. Sollte nun ausgerechnet der sozialdemokratische Finanzminister unpopuläre Massnahmen bringen? Der Reichsetat war in einem grossen Teil seiner Ausgaben, den Schuldzinsen und den Kriegsfolgelasten, zwangsläufig; hier konnte nichts herabgesetzt werden. Wollte man Abstriche machen, die zu Buche schlugen, konnte man nicht umhin, Gehälter und soziale Ausgaben zu kürzen. Dagegen lehnte sich Hilferdings soziales Gefühl auf. Zudem war eine Etat-Sanierung, mochte sie auf der Einnahme- (Steuer-) oder der Ausgabenseite oder in beiden Bereichen zugleich versucht werden, unweigerlich mit heftigen parlamentarischen Kämpfen verbunden. Diese suchte Hilferding solange als möglich zu vermeiden, zumal er nicht sicher war, wie weit er dabei die Unterstützung der eigenen Partei finden würde. Den Rat Severings, ein Finanzprogramm auf längere Sicht vorzulegen und, wenn der Reichstag es nicht annähme, im Wege der Notverordnung in Kraft zu setzen, lehnte Hilferding mit der scherzhaften Drohung ab, er werde Severing beim Parteivorstand wegen Diktaturgelüsten denunzieren. Das Mittel der Notverordnung lag Hilferding nicht. Lieber noch wollte er die parlamentarischen Schwierigkeiten auf sich nehmen. Wenigstens brauchte

er Zeit, um eine Etat-Sanierung zu überlegen und vorzubereiten. Er wollte sie nicht unter dem Druck und nach dem Kommando des Reichsbankpräsidenten durchführen. In dieser Einstellung wurde er vor allem von seinem Staatssekretär, Professor Popitz, bestärkt. Popitz, der grosse Könnner auf dem Gebiet des Steuerwesens und des Finanzausgleichs, hatte für Etat- und Kassendinge weniger Sinn. Steuern bedeuteten ihm die Kunst, der Etat das Handwerk in der Finanzpolitik. Die Kassennöte von 1929 waren nach seiner Ansicht unbequem, aber keine Gefahr. Den Etat durch Ausgabenabstriche auszugleichen erschien ihm als ein beamtenmässiges, kein staatspolitisches Vorgehen. Er sann auf neue Steuerpläne. Auch dazu bedurfte es Zeit. Vor allem aber lehnte sich Popitz, der leidenschaftliche Vertreter einer starken, zentralen Regierungsgewalt, gegen die Bevormundung des Kabinetts durch den Reichsbankpräsidenten auf. Als im Herbst 1929 dem Finanzministerium das Wasser der Ultimo-Schwierigkeiten wieder einmal am Halse stand, setzte er sich unter bewusster Übergehung der Reichsbank mit einer amerikanischen Bankengruppe in Verbindung, um von ihr einen Überbrückungskredit für das Reich zu erhalten. Die Banken waren nicht abgeneigt, fragten aber zur Sicherheit bei der Reichsbank an, ob diese einverstanden sei. Schacht schlug Krach. Hilferding musste Popitz gehen lassen, als dieser seinen Abschied erbat. Schacht verlangte die Einbringung einer Steuervorlage, die das Loch in Etat und Kasse stopfen sollte. Der Reichstag nahm zwar das von der Regierung vorgelegte Finanzprogramm an, aber Hilferding trat, ebenso wie Popitz, aus Protest gegen Schachts Eingriff in die Finanzpolitik des Reichs zurück. So verliess er zum zweiten Male das Ministerium, ohne einen bleibenden Erfolg errungen zu haben. Er hätte ein besseres Schicksal verdient als das politische, das er durch den doppelten Misserfolg als Minister, und das persönliche, das er später unter der Verfolgung des Hitler-Regimes erlitt.

## DER SORGSAME HAUSVATER

### OTTO VON SCHLIEBEN

Schlieben durchlief die übliche Laufbahn des preussischen Verwaltungsbeamten, war ein tüchtiger Landrat gewesen und hatte das Ende des Krieges als Vortragender Rat in der Reichskanzlei erlebt. Er erzählte einmal, welch unauslöschlichen Eindruck es auf ihn gemacht habe, dass historische Entwicklungen durch die ungenaue Wiedergabe einer Nachricht ausschlaggebend beeinflusst werden können. In den schicksalschweren Novembertagen 1918 teilte die Reichskanzlei dem Grossen Hauptquartier in einem Ferngespräch mit, dass in Berlin das erste Blut geflossen sei. Die Nachricht ist dort in der Form weitergegeben worden: «Berlin fließt in Blut.» Dies hat die Entscheidungen, die zu des Kaisers Flucht nach Holland führten, mitbestimmt.

Nach dem Kriege wurde Schlieben in die Etatsabteilung des Finanzministeriums versetzt und nach wenigen Jahren zu ihrem Leiter ernannt. In dieser Stellung konnte er seine guten Eigenschaften entfalten: Zuverlässigkeit, Sachlichkeit und unermüdliche Arbeitskraft. Die Tugenden, die man am alten Beamtentum rühmt, waren in Schlieben vereinigt, doch hatte er überdies noch eine Konzilianz, wie man sie in Preussen seltener traf: neben dem «fortiter in re» das «suaviter in modo». Er setzte mit zäher Beharrlichkeit seinen Standpunkt in Ressort- und parlamentarischen Ausschussberatungen durch, aber entwaffnete durch seine Ruhe und beschwichtigte durch seine Umgänglichkeit, gelegentlich auch durch ein freundliches Scherzwort. Das Schicksal der Rentenmark hing davon ab, dass das Reich während einer bestimmten Periode mit den ihm zur Verfügung gestellten, sehr geringen Mitteln auskam; es konnte nicht in besseren Händen sein als in denen des Etatdirektors von Schlieben. Von Luthers, seines Ministers, aktiver Energie begleitet und geschützt, kämpfte Schlieben um jeden Pfennig. Gegen Verschwendung von öffentlichen Mitteln und Nachlässigkeit in ihrer Betreuung war er unerbittlich; hier verlangte der sonst so gütige Mann, dass, schon zum abschreckenden Beispiel, jeder Schuldige unnachsichtlich zur Verantwortung gezogen wurde. Seiner in der Stille geleisteten Arbeit kommt ein wesentliches Verdienst daran zu, dass sich die Rentenmark behauptete.

Als Luther Anfang 1925 Reichskanzler wurde, war Schlieben der gegebene Nachfolger als Finanzminister. Er hat sich wesentlich als «Etatminister» gefühlt. In Steuerfragen war er nicht zu Hause. Er wusste sie auch bei dem Staatssekretär Popitz in bester Hut, der wiederum seinen zum Minister avancierten Kollegen als reinen «Etatisten» mit einer Mischung von Hochachtung und Überlegenheit betrachtete. So war denn auch die Steuerreform des Jahres 1925 im wesentlichen das Werk von Popitz. Schlieben hatte auf anderen Gebieten genug zu tun. Politisch stand die «Aufwertung» im Vordergrund. In dieser Frage hat Schlieben manch schweren inneren Kampf zu bestehen gehabt. Es ging ihm gegen das Gefühl, dass der durch die Inflation verarmte und in das Proletarierdasein herabgedrückte wertvolle Mittelstand seiner Sparguthaben, Hypotheken, Wertpapiere, Staatsanleihen beraubt wurde. Er sah voraus, dass die Radikalisierung dieser zur Verzweiflung getriebenen Schicht zu schweren Erschütterungen des Staatslebens führen konnte. Es widerstrebte auch seinem Gerechtigkeitsgefühl, dass die Sachbesitzer im Vergleich zu den Geldbesitzern unverhältnismässig gut davonkamen und dass der Staat mit einem Federstrich sich seiner drückenden Schuldenlast entledigte. Er fürchtete, dass sich das verletzte Rechtsgefühl einmal gegen den Staat wenden werde. Aber als Hüter der Währung und der Staatsfinanzen sah er keinen anderen Ausweg. Der neue Haushalt durfte nicht von vornherein unter einem Handicap stehen. Durch Bevorzugung der «Altbesitzer» und eine Reihe von Billigkeitsvorschriften suchte er einen sozialen Ausgleich zu erreichen.

In der Finanzgeschichte ist sein Name mit der sogenannten Thesaurierung verbunden. Die in den Jahren 1923 und 1924 geübte Sparpolitik und das wieder regelmässig fliessende Steueraufkommen hatten im Etatjahr 1924 einen Überschuss von 500 Millionen erbracht. Schlieben schlug in seinem Haushaltsplan für 1925 vor, sie zur Schaffung eines Betriebsmittelfonds für das Reich zu verwenden. Mit diesem Posten sollte das Kassendefizit, das regelmässig am Monatsende auftrat, überbrückt werden. Zugleich aber wollte er eine Reserve schaffen, aus der in Krisenzeiten zur Belegung der Wirtschaft staatliche Aufträge erteilt werden konnten. Es war dies der Ansatz für eine staatliche «Konjunkturpolitik», eine Nachahmung Josefs in Ägypten, der in den fetten Jahren Getreide ansammelte, um es in den mageren zu verteilen. Und

tatsächlich war Schlieben Josef darin ähnlich, dass er wie ein guter Hausvater die Ersparnisse eines Rechnungsjahres nicht alsbald wieder «aufgegessen» sehen, sondern als Reserve für eine unsichere Zukunft wahren wollte. Dies war für den Finanzminister, aber auch für den Menschen Schlieben charakteristisch. Deshalb kämpfte er mit der ganzen ihm eigenen Zähigkeit gegen alle Widerstände. Und es waren viele Widerstände, die sich, angefangen beim eigenen Staatssekretär, dieser Politik entgegenstellten. Zahlreiche Wirtschaftler und Politiker kritisierten seine «Thesaurierung» als altmodisch, zwar für den Privathaushalt geeignet, aber nicht für die staatliche Finanzpolitik. Schlieben focht es wenig an, dass man in seiner Reservewirtschaft mehr die Hand des früheren Etatdirektors als die eines Ministers zu spüren meinte. Er hat sich auch in seiner Ministerstellung stets als Beamter gefühlt.

Sein Auftreten im Parlament litt darunter, dass er kein Redner war. In Konferenzen, Ressortbesprechungen und Ausschussverhandlungen debattierte er schlagfertig, im Plenum war er in einer geradezu schuljungenmässigen Verlegenheit, wenn er das Wort ergreifen sollte. Von jeher hat es die deutsche Erziehung unterlassen, den jungen Menschen frühzeitig von der Unsicherheit im öffentlichen Auftreten zu befreien. Deshalb war im Allgemeinen der Parlamentarier als Minister dem Beamtenminister überlegen. Es gab aber auch Beamtenminister, die von Natur oder durch langjährige Übung gewandte Redner waren. Schlieben gehörte nicht zu ihnen. Seine Reden liess er sich vorbereiten. Den Entwurf der Etatrede für 1925 übernahm er unverändert, liess mich aber am Tage vor der Reichstagssitzung rufen und trug mir auch eine Entgegnung zu den vermutlichen Einwendungen der Opposition auf. Ich warnte ihn, einen formulierten Text abzulesen, es würde keinen guten Eindruck machen, wenn er in Erwiderung auf die Angriffe im Parlament die Hornbrille aufsetzte und ein vorbereitetes Papier abläse. Es sei besser für ihn, wenn er frei spreche. Schlieben blieb dabei, ich solle ihm zum nächsten Morgen einen Entwurf ausarbeiten, er fühle sich dann sicherer. Ich liess ihn in voller Absicht im Stich. Schlieben, der bei aller Freundlichkeit nicht temperamentlos war und gelegentlich erhebliche Zornesausbrüche haben konnte, lief dunkelrot an. Er sagte kein Wort, gönnte mir aber auch keinen Blick mehr. Im Reichstag wurde seine nicht gut vorge-



lesene Etatrede mit schwachem Beifall der Regierungsparteien aufgenommen. In der Diskussion übte die Opposition scharfe Kritik, einzelne Redner überschütteten Schlieben mit Spott und Hohn. Ich sah, wie es in ihm zu kochen begann. Dann sprang er auf und sprach. Er brachte keinen Satz zu Ende, aber die Erregung gab seinen Worten Gewicht. Jeder Torso erntete wachsenden Beifall, und als er sich schwer atmend niedersetzte, belohnte ihn donnernder Applaus. Lächelnd drehte er sich zu mir um und sagte: «Danke Ihnen!» Schlieben gehörte den Deutschnationalen an. Aber er war alles andere als ein eingefleischter Parteimann. Er sprach häufig über die Fehler, welche die Partei in ihrer aussenpolitischen und sozialen Haltung nach seiner Ansicht beging. Er fühlte sich in seiner Amtsführung als Fachminister und war unabhängig von Parteieinflüssen. So zögerte er keinen Augenblick, eine Massnahme, die er pflichtmässig für richtig hielt, selbst dann durchzuführen, wenn seine Partei dagegen war. Im Kabinett beschränkte er sich auf sein Ressort. In die Aufgaben der übrigen Minister mischte er sich nicht ein. Der Europa-Politik Stresemanns, die nach Locarno führte und von der Rechten leidenschaftlich abgelehnt wurde, stimmte Schlieben aus innerer Überzeugung zu. Er folgte weniger dem hohen Gedankenflug Stresemanns als der nüchternen Überlegung, dass eine Besserung der aussenpolitischen Lage Deutschlands nur in mühsamen Etappen zu erreichen sei. In dieser Frage war er grundsätzlich anderer Ansicht als die Deutschnationalen. Als diese aber wegen der Stresemann-Politik sich von Luther trennten und ihre Minister aus dem Kabinett zurückzogen, machte Schlieben nicht geltend, dass er diesem als Fach-, nicht als Parteiminister angehöre. Es war für ihn eine Anstandspflicht, ebenfalls zurückzutreten, obwohl er bei der Frage, die zum Rücktritt führte, auf der Seite des Kabinetts, nicht seiner Partei stand. Auch ein Parteiwechsel aus diesem Grunde wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Er war Konservativer gewesen und deshalb Deutschnationaler geworden. Das blieb er, auch wenn er mit der Partei in manchem nicht einig war. Sein von vielen nicht verstandenes Verhalten in diesem Konflikt passt in sein Charakterbild. Diesen Mann bestimmte nicht der Ehrgeiz, sondern nur das, was Pflicht und Anstand ihm geboten.

## DER UNTERNEHMER AM RANDE DES DEFIZITS

### PETER REINHOLD

Der jugendliche sächsische Finanzminister, der Schlieben folgte, Peter Reinhold, kam nicht aus dem Beamtenstand, sondern aus der Wirtschaft. Hier hatte er sich auf verschiedenen Gebieten mit Geist und Glück versucht. Für den Beamten Schlieben war die Sicherheit in den öffentlichen Finanzen das wichtigste Ziel, für den Wirtschaftler Reinhold die volkswirtschaftlich wirksamste Ausnutzung jedes Postens. Er sah den Schliebenschen Reservefonds als ein totes Kapital an. Verwendete man ihn dagegen zur Steuersenkung, so würde der dadurch erzielte Wirtschaftsauftrieb dem Reich ein erhöhtes Steueraufkommen zuführen. Man musste nur an der richtigen Stelle ansetzen, nämlich bei der Steuer, die am schwersten auf der Wirtschaft lastete und deren Senkung am unmittelbarsten zu ihrer Belebung führen würde. So kam Reinhold zu dem Vorschlag, Schliebens 500 Millionen zur Herabsetzung der Umsatzsteuer zu verwenden. Steuern in Zeiten zu senken, in denen das ohne Etatfehlbetrag möglich war, schien ihm die beste und wirksamste Reservenbildung zu sein. Er war gegen Fehlbeträge, aber ebenso gegen Überschüsse. Beides waren für ihn Zeichen fehlerhafter Finanzpolitik. Immer am Rande des Defizits zu wandeln, schwindelfrei, ohne abzustürzen, aber auch ohne sich ängstlich vom Abgrund zu entfernen und sicheren Boden aufzusuchen, das erschien ihm als das Wesen finanzpolitischer Kunst. Nach seiner Ansicht bewies der im Rechnungsjahr 1924 entstandene Überschuss, dass in diesem Jahr die Steuern überhöht gewesen waren. Luther und Schlieben hätten schon im Laufe des Jahres die Steuern senken und dadurch den Überschuss vermeiden müssen. Da Schlieben das versäumt hatte, musste Reinhold es nachholen. Er hatte mit seiner Politik insofern Erfolg, als tatsächlich die Wirtschaft sich belebte und ein erhöhtes Steueraufkommen erbrachte. Als das Rechnungsjahr abschloss, warder grösste Teil der Schliebens'schen Reserve noch oder wieder da.

Reinhold besass eine Rednerbegabung, die durch Übung zur Vollendung gebracht war. Er sprach ohne Stimmaufwand und ohne besondere Betonung, fast im Plauderton; es war ein Genuss, ihm zuzuhören. Die in eine vollendete Form gekleideten Gedanken hatten eine so be-

zwingende Logik und sachliche Eindringlichkeit, dass sie den willigen Hörer begeisterten und den Gegner, auch wenn er nicht wollte, in ihren Bann zogen. Als Finanzminister des Landes Sachsen und als demokratischer Reichstagsabgeordneter hatte sich Reinhold rhetorisch geübt.

Reinhold war ein ganz unbürokratischer Arbeiter. Die meisten Referenten seines Ministeriums gelangten fast nie zum Vortrag bei ihm. Die Dinge, die ihn nicht interessierten, überliess er dem Staatssekretär. Er widmete sich neben seinem Steuerplan vor allem der produktiven Arbeitslosenfürsorge. Arbeit statt Fürsorge, das war eine seiner Hauptforderungen. Der Referent suchte Reinhold zu überzeugen, dass dieses Ideal nicht überall erreichbar sei. Reinhold hörte höflich zu, teilte aber die Bedenken des Geheimrats nicht. Der junge Hilfsarbeiter des Referenten schien ihm williger auf seine Ideen einzugehen. Wenn er daher am späten Vormittag vom Hotel Adlon – er hatte auch als Reichsminister seine Dresdener Wohnung beibehalten und hielt sich in Berlin nur als Hotelgast auf – durch die Wilhelmstrasse ins Ministerium schlenderte, traf er sich auf der Strasse mit dem jungen Beamten, und die Probleme wurden beim Spaziergang erledigt. Man verdachte es dem Minister in den Kreisen der Beamten, dass er seinem Günstling die Ernennung zum Präsidenten eines Landesarbeitsamtes verschaffte, damit er in der Praxis die Durchführbarkeit ihrer gemeinsamen Ideen beweisen sollte. Reinhold war eben kein Bürokrat. Die Beurteilung durch seine Untergebenen war sehr zwiespältig. Die von ihm nicht zur Mitarbeit herangezogenen verhielten sich dem unbekanntem Minister gegenüber gleichgültig oder sprachen abfällig über die «Günstlingswirtschaft»; wer näher mit ihm zu tun hatte, stand ganz unter dem Eindruck seiner Geistes- und Herzenskultur. Dabei machte seine von den herkömmlichen Formen abweichende Arbeits- und Sprechweise auch den engsten Mitarbeitern ihre Tätigkeit nicht immer leicht.

Reinhold war der einzige Minister, dem der Generaletatreferent keine Entwürfe für die Reden vorzulegen brauchte. Er lächelte nur, das habe er nicht nötig, seine Reden setze er selber auf. Dafür machte er seinen Mitarbeitern andere Mühen. So erschien eines Tages ein Industrieller, er komme gerade vom Minister, der ihm einen Kredit von drei Millionen bewilligt habe, und er wolle die Modalitäten be-

sprechen. Er erhielt die Antwort, das Finanzministerium sei kein Bankinstitut und könne keine Kredite geben. Er wurde hitzig, das Grundsätzliche habe er mit dem Minister erledigt, es handle sich nur um die technischen Einzelheiten. Ich beharrte auf meiner Weigerung. Wir trennten uns im Unfrieden. Auf meine Rückfrage beim Minister erwiderte dieser mit seinem charmantesten Lächeln, man dürfe sich bei pflichtmässigen Entscheidungen nie durch das beeinflussen lassen, was er gesagt haben solle und – er lächelte noch freundlicher – vielleicht auch gesagt habe; das Odium der Ablehnung müsse er aus politischen Gründen seinen Referenten überlassen. Die Unbefangenheit, mit der er diese für ein Beamtenohr ketzerischen ministeriellen Grundsätze preisgab, war entwaffnend.

Unter den Eingängen fand sich eines Tages ein Antrag des Reichswehrministeriums auf Bewilligung einer ausserplanmässigen Ausgabe von vier Millionen zur «Entschuldung der Leutnants». Ein Anruf beim Etatreferenten der Reichswehr ergab die Entstehungsgeschichte. Reinhold pflegte über das Wochenende nach Dresden zu fahren und am Dienstag früh zurückzukehren. Auf der Rückfahrt sass ein General in seinem Abteil. Sie kamen ins Gespräch. Im Laufe der Unterhaltung klagte der General über die besorgniserregende Verschuldung der Leutnants. Warum denn nichts dagegen geschehe, fragte Reinhold. Sie hätten, sagte der General, im Reichswehretat dafür keine Mittel, dazu müsste ihnen eine Sonderbeihilfe ausserplanmässig bewilligt werden. Um welche Summe es sich denn handle, erkundigte sich Reinhold. Der General meinte, dass wohl vier Millionen in Betracht kämen. Reinhold liess ihn gar nicht zu Ende reden, dann solle das Reichswehrministerium doch einen Antrag an ihn richten. Begeistert erschien der General im Reichswehrministerium. Er musste die Anforderung selbst unterschreiben, weil die Offiziere der Etatsabteilung für ihre Reputation fürchteten. Um dem Reichswehrministerium eine Ablehnung und dem Minister die Notwendigkeit zu ersparen, sich selbst zu desavouieren, einigten wir uns, den Antrag als nicht gestellt zu betrachten. Der Eingang ging unbearbeitet zurück.

Bei Reinhold entsprangen solche unerfüllbaren Zusagen nicht nur der Neigung des Politikers, «das Odium der Ablehnung den Fachbeamten zu überlassen», sondern einer angeborenen Nettigkeit. Er konnte nicht Nein sagen. Dabei hätte gerade er die Gabe gehabt, ein Nein in

eine versöhnliche Form zu kleiden. Da Fälle, wie die genannten, keine Seltenheit blieben, büsste das, Ministerium, das sich unter Reinhold den Ruf wirtschaftlichen Verständnisses erwarb, auf der anderen Seite den Ruf der Zuverlässigkeit ein, den es unter Schlieben besessen hatte. Die Kombination beider Minister in einer Person hätte einen idealen Finanzminister ergeben. Als 1926 im vierten Marx-Kabinett die Deutschnationalen zum zweiten Male an der Regierung teil nahmen, schied Reinhold als Minister aus. Mit Befriedigung konnte er auf seine Ministerzeit zurückblicken. Seine «Konjunkturpolitik» hatte sich als erfolgreich erwiesen, seine Devise «hart am Rande des Defizits» hatte die Reichsfinanzen nicht gefährdet.

DER KLÄGER GEGEN DIE «INTERESSENTENHAUFEN»

### HERMANN DIETRICH

Der Zentrumsfinanzminister Köhler, Reinholds Nachfolger, der den Rest der Schlieben-Reserve zur Erhöhung der Beamtengehälter verwandte, konnte sich nicht wie sein Vorgänger darauf berufen, dass er damit die Wirtschaft wesentlich belebe. Er belastete den eben erst ins Gleichgewicht gebrachten Reichshaushalt mit einer dauernden Mehrausgabe, der er nach Erschöpfung des Schliebenfonds nicht gewachsen war. Als 1929 die Weltwirtschaftskrise einsetzte und sich auch in Deutschland die ersten Sturmzeichen zeigten, begannen die chronischen Etat- und Kassennöte. Die Amtstätigkeit Hilferdings und seines Nachfolgers, des rheinisch-fröhlichen Moldenhauer, war vom Kampf gegen das Defizit erfüllt. Zum Orkan aber wuchs der Sturm erst in den Jahren 1930 und 1931 an, in denen unter dem Reichskanzler Brüning der Führer der Demokraten, Hermann Dietrich, das mit starker Schlagseite segelnde Schiff der deutschen Finanzen durch die rauhe See steuern sollte.

Auf Dietrichs Visitenkarte stand, auch als er Minister geworden war: «Bauer in Wildgutach». Das war mehr als eine liebenswürdige Koketterie. Es zeigte, wie tief der Mann in seiner alemannischen Heimat, in den Bergen des geliebten Schwarzwalds, verwurzelt war. Man musste ihn auf seinem heimischen Boden erlebt haben, wo er jeden Bauern und jedes Stück Vieh kannte und mit allen Nachbarn vertraut war, um

seine erdverbundene Kraft recht zu begreifen. Er war Alemanne durch und durch, er besass auch, wie er selbst offen sagte, das diesem Volksstamm eigene Misstrauen. Das brachte er der Bürokratie der Ministerien, zu deren Leitung er berufen wurde, unverblümt entgegen. Umso rückhaltloser war sein Vertrauen denen gegenüber, die er «angenommen» und erprobt hatte. Auf seinem Lebensweg hatte er die Landwirtschaft von Grund auf kennengelernt und auch einen tiefen Einblick in das Industrie- und Bankwesen getan. Als Jurist war er Kommunalpolitiker gewesen und hatte sich als Oberbürgermeister eine gründliche Verwaltungserfahrung erworben. Als langjähriger Parlamentarier und Parteiführer war er mit dem glatten politischen Parkett vertraut. Er war Reichsernährungsminister gewesen und hatte der im Berliner Ministerium bis dahin stiefmütterlich behandelten Viehwirtschaft, dem Obst- und Weinbau zu grösserer Beachtung verhelfen. Von der unübertrefflichen Güte des badischen Obstes und Weins war er fest überzeugt. So brachte er, als im Juli 1931 Brüning zur Konferenz nach Paris fuhr, auf den Bahnsteig des «Zoo» einige Flaschen badischen Roten mit dem Auftrag, dafür zu sorgen, dass Brüning am Abend davon trinke und nicht etwa «das Gift von der Mosel». Dann werde er für die Konferenz am nächsten Tag einen klaren Kopf haben. Das Mass, das Dietrich selbst von seinem heimischen Gewächs nahm, war allerdings grösser als der Verbrauch des auch im Weingenuß asketischen Kanzlers; es konnte manchmal noch am nächsten Morgen das Blut des ohnehin etwas cholerischen Mannes in Wallung bringen.

Seiner Persönlichkeit wie seiner politischen Stellung nach war Dietrich neben Brüning im Kabinett die stärkste Figur. Er war Vizekanzler und Finanzminister und hat mutig und selbstlos die undankbare Aufgabe geteilt, zu der Brüning durch Krise und Arbeitslosigkeit im ständigen Kampf gegen die Zahlungsunfähigkeit des Reiches gezwungen war. Die Deflationspolitik fordert mehr Selbstverleugnung von ihren Männern als die Inflation. Die Kürzung der Etatposten, zu denen sich der Finanzminister genötigt sah, warf Probleme auf, die bei Dietrichs Aktivität mitunter bereits im Kabinett zu ernststen Reibungen führten. In der Weimarer Republik hatte sich noch keine feste Tradition gebildet, wie weit das Recht des Finanzministers gegenüber anderen Ressorts gehe. Diese standen auf dem Standpunkt, dass der

Finanzminister aus den von ihm zu vertretenden finanziellen Gründen wohl eine Kürzung des Etats verlangen könne, aber nicht bestimmen dürfe, welche Positionen zu streichen oder zu mindern seien. Vor allem dürfe der Finanzminister nicht über die finanziellen Belange hinaus sich in die Organisation und die Fachaufgaben der Ressorts mischen. Im Finanzministerium selbst gab es in dieser Frage zwei Richtungen. Die eine lässt sich am besten durch das Schlagwort kennzeichnen: «Nur Unkenntnis schützt vor Bewilligung.» Das bedeutet, dass der Etatreferent sich allein auf das Argument zu berufen habe: «Ich habe kein Geld»; je tiefer er sich in die Debatte über eine Ausgabe einlasse, umso mehr laufe er Gefahr, vor den sachlichen Argumenten die Segel zu streichen. Die andere Richtung, die seit Schlieben von allen Etatdirektoren vertreten wurde, verlangte, dass jeder Etatreferent sich auch sachlich mit jedem einzelnen Posten zu befassen habe. Es entsprach Dietrichs Art und fand in seiner eigenen Sachkenntnis auf den verschiedensten Gebieten eine Stütze, dass er diese Auffassung mit allem Nachdruck vertrat. Er liess sich nicht abhalten, bestimmte Einzelausgaben aufs Korn zu nehmen. Das führte zu einem lebhaften Widerstand der Ressorts, die im Finanzministerium ein «Überministerium» entstehen sahen, das seinen Willen den anderen aufzwänge. Der Gegensatz kam dramatisch zum Ausbruch, als Dietrich in einer Kabinettsitzung in seiner temperamentvollen Art Vorschläge machte, die erhebliche Ersparnisse auf dem Gebiet der Sozialversicherung zum Ziel hatten. Der Arbeitsminister Stegerwald, eine der markantesten Figuren der christlichen Gewerkschaftsbewegung, bestritt dem Finanzminister mit gleichem Temperament das Recht zu solchen Vorschlägen. Dafür sei er allein zuständig. Brüning vermittelte zwischen seinen zwei prominentesten Kabinettsmitgliedern. Zur grundsätzlichen Entscheidung der Streitfrage kam es nicht.

Bei aller persönlichen Achtung vor Stegerwald hielt Dietrich dessen Standpunkt für reinen Ressortpartikularismus. Es war der partikularistische Geist überhaupt, den er leidenschaftlich bekämpfte, ob er ihm als Engstirnigkeit bei den Ressorts, als begrenztem Horizont der Länder, als einseitiger Interessenpolitik bei den Parteien begegnete. In seiner Jugend war Dietrich Nationalliberaler gewesen und hatte sich auch später seine Verehrung für Bismarck und ein Verständnis für nationale und militärische Belange bewahrt, das auf der Linken nicht

allzu häufig war. Nach dem ersten Weltkrieg war er ein leidenschaftlicher Anhänger der Demokratischen Partei geworden, die nach seiner Hoffnung das Sammelbecken für das gesamte freiheitlich gesinnte Deutschland werden sollte. In Dietrich war viel von der liberalen und demokratischen Tradition des deutschen Südens lebendig. Das Land, dem er entstammte, hatte als erstes ein frisches parlamentarisches Leben entwickelt. Dort pulste freiheitlicher Geist, auch in seiner radikalen Form, am frühesten und am stärksten. Die Reaktion konnte ihn nicht niederschlagen. Baden blieb das liberale «Musterlände». Es hatte das Glück, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Fürsten zu besitzen, die im wahrsten Sinne des Wortes «volkstümlich» waren. Dietrich selbst hat seiner Verbundenheit mit dem badischen Herrscherhause auch in der leidenschaftlichen Erregung der Novemberrevolution in Wort und Tat Ausdruck verliehen. Baden war aber auch mit Württemberg eines der «reichstreuesten» Länder.

Die Hoffnung, mit der Dietrich 1918 die Gründung der Demokratischen Partei begrüsst hatte, schien zunächst in Erfüllung zu gehen. Die Wahlen der ersten Nachkriegsjahre brachten ihr Millionen von Stimmen. Die aus Sozialdemokraten, Demokraten und Zentrum bestehende «Weimarer Koalition» verfügte über eine so überwältigende Mehrheit, dass der Bestand der Demokratie auf die Dauer gesichert erschien. Aber dann setzte der Rückschlag ein. Am wenigsten wurde das Zentrum davon betroffen, das seit Jahrzehnten in der politisch organisierten katholischen Wählerschaft Deutschlands einen zuverlässigen Stamm besass. So sehr die Sozialdemokraten mit der Konkurrenz der Kommunisten und der Sezession der «Unabhängigen Sozialdemokraten» zu kämpfen hatten, blieb doch der grösste Teil ihrer alten Anhänger der Fahne treu. Am meisten wirkte sich der Rückgang bei den Demokraten aus, die bei jeder Wahl Stimmen verloren und schliesslich zu einer Partei von Führern ohne Gefolge wurden. Als Vorsitzender der Demokraten empfand Dietrich dieses Schwinden seiner Anhängerschaft als persönlichen Schlag. Auch die Entstehung neuer Parteien, deren Grundlage nicht mehr in einem politischen Ideal, sondern in der Vertretung wirtschaftlicher Interessen bestand, trug zur Niederlage der Demokraten bei. Da waren Gruppen, die ausschliesslich die Belange des Landvolks vertraten und dies in ihrem Namen zum Ausdruck brachten. Da war eine Partei,



die sich auf die Vertretung der Inflationsgeschädigten beschränkte und eine «gerechtere» Aufwertung zum Ziel hatte. Da war sogar eine Richtung, die mit erfrischender Offenheit von jeder «Weltanschauung» absah, sich allein zu wirtschaftlichen Interessen bekannte und schlicht «Wirtschaftspartei» nannte. Dietrich fürchtete, dass diese Auflösung der Parteien in immer zahlreichere Wirtschaftsvertretungen das parlamentarische System lahmlegen und schliesslich den Tod der Demokratie herbeiführen könnte. Er sah auch, dass die alten Parteien selbst zu Interessenvertretungen bestimmter Gruppen wurden und dass Ideen und Ideale immer mehr in den Hintergrund traten. Er suchte wenigstens seine Partei nicht in die Niederung des nackten Interessenkampfes absinken zu lassen, musste aber erleben, dass sein Bemühen mit Stimmenrückgang beantwortet wurde. Das geflügelte Wort von den «Interessentenhaufen», das er in hitziger Parlamentsdebatte in den Reichstag warf, kennzeichnet seinen Kampf.

Das Fehlen zündender Parolen, für die sich eine suchende Jugend begeistern konnte, die Auflösung der Parteien in unzählige kleine «Haufen» hat der NSDAP viele Anhänger zugeführt. Dietrich sah die Gefahr, die in der neuen Bewegung lag. Er hat sich ihr von Anfang an leidenschaftlich entgegengestemmt und ist in dieser Haltung nie wankend geworden. Die Nationalsozialisten zahlten ihm bei Wahlkämpfen mit gleicher Münze heim. Den persönlich gegen ihn gerichteten Kampf empfand Dietrich als ungerecht. Alles Gute ihres Programms suchte er auch, nur mit anderen Methoden. Auch er wollte eine Änderung des Parteisystems, das sich in der bisherigen Form festgefahren hatte. Er strebte ebenso «Los von Versailles» und wollte das Ende der Reparationen und die Aufhebung der Bestimmungen, welche die deutsche Souveränität einengten. Er war mit mehr als einem Tropfen sozialen Öls gesalbt und ein Gegner des «internationalen Kapitals». Als er sich – noch vor seiner Ministerzeit – mehrere Wochen in Wien aufgehalten hatte und in der Demokratischen Fraktion einen Bericht über seine Eindrücke erstattete, erzählte er, dass es dem Arbeiter in Wien trotz der sozialistischen Herrschaft nicht wesentlich besser gehe als anderswo, dass der selbständige Mittelstand ruiniert sei und dass den Hauptgewinn das Bankkapital einstreiche. Dieser Eindruck ist der gleiche, dem Hilferdings Buch seine Entstehung verdankte. Dietrich schloss seinen Bericht mit den Worten: «Und gerade

wir Demokraten haben doch keinen grösseren Feind als das internationale Grosskapital.» Da hätte man aber, sagte er später lachend, das Gesicht seines Fraktionskollegen Fischer-Köln sehen sollen. Kein Wunder, denn der war mit diesem «Feind» eng verbunden. Aus Dietrichs Einstellung zur NSDAP ergab sich eine ganz persönlich gefärbte Gegnerschaft, die ihn, weit mehr als seine Vorgänger, die offenen oder heimlichen Nationalsozialisten in der Finanzverwaltung aufspüren liess. Dietrich war sonst unparteiisch und kein Gesinnungsschnüffler. Als einmal in einem parlamentarischen Sonderausschuss die Unterstützung einer deutschen Zeitung im Memelgebiet zur Debatte stand und zwischen einem deutschnationalen und einem demokratischen Blatt zu wählen war, setzte Dietrich als Ausschussvorsitzender die Unterstützung der deutschnationalen Zeitung durch; es komme darauf an, der deutschen Bevölkerung in Memel eine deutsche Zeitung zu erhalten, und da die Mehrheit deutschnational sei, müsse man ihren Parteiwünschen Rechnung tragen. Aber gegenüber den Nationalsozialisten in seiner Beamtenschaft war er unerbittlich. Die Weimarer Gesetzgebung gab keine Handhabe, einen Beamten lediglich wegen seiner Parteizugehörigkeit aus dem Amt zu entfernen. Es konnte sich daher nur darum handeln, sie zu verwarnen, zu versetzen und von der Beförderung auszuschliessen. Davon hat Dietrich auch Gebrauch gemacht. Doch handelte es sich nur um Einzelfälle, denn die Zahl der Nationalsozialisten in der Finanzverwaltung war gering.

Dietrich hat als Minister die Früchte seiner Deflationspolitik in der Gesundung der Reichsfinanzen nicht mehr erlebt. Er konnte auch den Reparationen nicht das vom deutschen Volk ersehnte Ende bereiten. Als Politiker hat er den Verfall des demokratischen Gedankens nicht aufzuhalten vermocht. So liegt ein Schatten über dem Bild seines politischen Wirkens. Aber der Wert eines Menschen hängt nicht von seinem Erfolg ab, bestimmend ist das Wollen und ob er einen guten Kampf gekämpft hat. Das hat Dietrich getan. Er war wie jede eigenständige Persönlichkeit nicht ohne Fehler, aber er war ein Mann reinen Willens und einer der vornehmsten Vertreter der deutschen Demokratie. Als er in Deutschlands schwerster Zeit, nach 1945, erneut zu verantwortungsvoller Tätigkeit berufen wurde, hat er sich nicht versagt, sondern sein Können dem Kampf gegen den Hunger im deutschen Volk gewidmet.

## *6. Kapitel*

# **DIE GENERALITÄT ZWISCHEN DEMOKRATIE UND DIKTATUR**

## **DER DEMOKRAT IM GENERALSROCK**

### **WILHELM GROENER**

Dem kranken und durch das Misslingen des Schlieffenplans zusammengebrochenen Moltke war als Chef des Generalstabes Falkenhayn gefolgt, der bisherige Kriegsminister, der sich in dieser Stellung als gewandter Redner und als Mann von Energie und klarem Willen bewährt hatte. Sein Name ist mit dem Angriff auf Verdun verknüpft. Er sah den Westen als Entscheidungsfront an und verweigerte den im Osten führenden Männern, dem österreichischen Generalstabschef Conrad von Hötzendorf und dem Zweigespann Hindenburg-Ludendorff die Truppen, die sie für ihre Operationen benötigten. Sein an der stärksten Stelle der Westfront einsetzender und auf die Zermürbung des französischen Heeres abzielender Angriff misslang. In der Hölle des Kampfes um die ungebrochene Festung, der sich ein volles Jahr

hinzog, brannte auch ein grosser Teil des deutschen Heeres zur Schlacke aus. Es blieb kein anderer Weg, als die beiden Männer, die seit Tannenberg als unbesiegbar galten und in die Volk und Heer ein unbegrenztes Vertrauen setzten, mit der militärischen Gesamtleitung zu betrauen. Hindenburg wurde Chef des Generalstabes, Ludendorff «Erster Generalquartiermeister». Bei allen Operationen ging die Initiative von Ludendorff aus. Er war der Motor, im Grossen Hauptquartier noch mehr als bei Oberost. Sein Arbeitsbereich hatte sich ins Grenzenlose geweitet. Er fühlte die Verantwortung nicht bloss für die militärischen Fragen, sondern für alles, wovon der Kriegserfolg abhing, die Produktion und die Stimmung in der Heimat. Das Hindenburg-Programm stammte von ihm, die Vaterlandspartei entsprang seiner Anregung. Die Machtfülle der Obersten Heeresleitung, in Wirklichkeit des Ersten Generalquartiermeisters, wuchs. Schon gab es 'unter den Politikern Männer – selbst Stresemann war darunter –, die den tatsächlichen Zustand sanktionieren wollten. Sie sahen in einer Militärdiktatur den einzigen Ausweg. Aber Ludendorff setzte wohl Kanzler ab und ein – Bethmanns Entlassung und des als Kanzler unzureichenden Michaelis Ernennung gehen auf ihn zurück –, doch die ihm auf dem Präsentierteller angebotene Diktatur nahm er nicht. Es ist kaum zu vermuten, dass er seine politische Instinklosigkeit erkannte und aus diesem Grunde ablehnte, der «deutsche Cromwell» zu werden. Für die Grenzen der eigenen Befähigung hatte Ludendorff keinen Blick. Eher hat wohl die alte Generalstabserziehung mit ihrer «Trennung der Gewalten» Wirkung auf ihn ausgeübt. So blieb die Militärdiktatur eine Verlegenheitslösung für den äussersten Notfall, und er hielt rastlos weiter unter allen in Frage kommenden Persönlichkeiten Ausschau nach dem rettenden starken Mann, dem «deutschen Lloyd George». Als die grosse Frühjahrsoffensive 1918 stecken geblieben war und Fochs Gegenoffensive zu Erfolgen führte, verlor Ludendorff die Nerven. Er verlangte den sofortigen Abschluss eines Waffenstillstands. Die lange verachteten Politiker sollten nun ohne Verzug das erreichen, was die Militärs nicht hatten schaffen können. Ludendorffs Stern verblasste.

Der Mann, der seinen Posten in schwerster Stunde übernahm, General Groener, war aus ganz anderem Holz geschnitzt. Er war Schwabe, der erste Süddeutsche, der auf einem führenden Posten der deutschen

militärischen Zentrale in Erscheinung trat. Er gehörte nicht der Gesellschaftsschicht an, der in Preussen die Generalität zu entstammen pflegte. Er war Demokrat. Vor allem aber war er ein politischer Kopf? Den äusserlich ruhigen und beherrschten Mann konnte gelegentlich leidenschaftlicher Ärger überkommen; dann stieg ihm das Blut zu Kopf, das Gesicht rötete sich, und der Zorn riss ihn zu den heftigsten Ausbrüchen hin; oder aber er suchte sich zu bezwingen und sprach dann noch langsamer als gewöhnlich, stockend und um den Ausdruck ringend. Als Abteilungschef im Grossen Generalstab vor dem ersten Weltkrieg trat er in Berührung und Gegensatz zu Ludendorff, der seit 1910 als Chef der Operationsabteilung unter dem kranken Moltke tonangebend war und den «totalen Krieg» vorbereitete. Groener vertrat demgegenüber den Standpunkt, dass der totale Krieg Sieger und Besiegte vernichte. In diesem *ersten* Zusammenstoss blieb Groener Sieger, da Ludendorff bei Moltke in Ungnade fiel und an die «Front nach Düsseldorf» versetzt wurde. Groener war zu Beginn des Krieges Leiter der Eisenbahnabteilung des Grossen Generalstabes. In dieser Stellung hat er sich als erfahrener Eisenbahnfachmann bewährt. Der glänzende Erfolg des deutschen Aufmarsches, der störungslos verlief, war sein Werk. Diesem Mann wurde die Führung des neuen Kriegsamtes anvertraut, das für die Waffenproduktion das Hindenburg-Programm durchsetzen sollte. Als in einem Rüstungsbetrieb der Streik ausbrach, nannte Groener in einem seiner Leidenschaftsausbrüche jeden, der sich während des Krieges daran beteiligte, einen «Hundsfott». Die Bezeichnung blieb an ihm hängen. Die Linke stempelte ihn zum «Hundsfottgeneral». Zu Unrecht, denn Groener war alles andere als ein Scharfmacher. Er war sozialen Gedanken aufgeschlossen. In einer Denkschrift, die er im Juli 1917 vorlegte, wandte er sich gegen die übermässigen Kriegsgewinne der Wirtschaft und die masslosen Kriegsziele der Vaterlandspartei. Jetzt liefen Ludendorff und die angegriffenen Kreise Sturm. Diesmal blieb Ludendorff Sieger und Groener wurde in die Wüste geschickt. Fortan war er auch der Rechten verdächtig. Zum dritten Male kreuzte sich sein Weg mit dem Ludendorffs, als er dessen Nachfolger wurde. Hier war er vor die Entscheidung gestellt, ob die Kapitulation unvermeidlich sei und was aus dem Kaiser werden solle. Er ist damals und später zu Unrecht von den Rechtsparteien schwer angegriffen worden, weil er Schuld an des

Kaisers Flucht nach Holland trage und weil er in den letzten entscheidenden Stunden vor dem Waffenstillstand die ketzerischen Worte ausgesprochen habe, dass der Fahneneid nicht mehr als eine Fiktion sei. Als Groener Ludendorff ablöste, hat er dem Kaiser den Rat gegeben, die verfahrenere Lage dadurch zu retten, dass er an die Front gehe und sich an die Spitze der Truppe stelle. Er wird dabei gedacht haben: «und falle». Der süddeutsche Demokrat wusste, was dem Monarchen ziemt, ebenso wie der Pommersche Junker, der im dritten Band seiner «Gedanken und Erinnerungen» für die Monarchie keine Gefahr sah, solange ihr Träger entschlossen war, kämpfend vor den Stufen des Throns zu fallen. Aber aus der Höflingsumgebung des Kaisers hat man Groener geantwortet, das ginge nicht. Am 9. November 1918 hat Groener auf Grund der Nachrichten über die Lage und Stimmung an der Front und in der Heimat dem Kaiser pflichtmässig gemeldet, dass das Heer unter seinen Führern in Ruhe und Ordnung zurückmarschieren werde, aber nicht unter dem Befehl des Kaisers, denn es stehe nicht mehr hinter ihm. Der Chef der Kronprinzenarmee, General Graf Schulenburg, und des Kaisers Generaladjutant, der «alte Plessen», waren gegenteiliger Ansicht; sie erkannten aber die Lage nicht richtig. Beide haben auch bei anderer Gelegenheit geirrt, Schulenburg in der Beurteilung Hitlers, den er für den Retter Deutschlands hielt, Plessen in seiner Ablehnung Seeckts, der ihm als Demokrat verdächtig war. Groener konnte sich auf das Ergebnis der Befragung der Offiziere durch Oberst Heye berufen. Die am 9. November 1918 in das Hauptquartier berufenen Befehlshaber und Frontoffiziere verneinten in ihrer Mehrzahl die Frage, ob die Truppe unter dem Kaiser gegen die Revolution kämpfen werde, und begründeten diese Auffassung. Bei dieser Gelegenheit stellte Groener einer Berufung auf den Fahneneid gegenüber fest, dass unter diesen Umständen der Fahneneid nicht mehr als eine Fiktion sei. Er gab das nicht als *seine* Auffassung aus, sondern als die Auffassung einer Truppe, bei der nach der Meldung der verantwortlichen Führer das Gefühl der Treue gegenüber dem Obersten Kriegsherrn nicht mehr bestand. Es war nichts als die nüchterne, schweren Herzens gezogene Folgerung, dass für den grössten Teil des deutschen Heeres in dem körperlichen und seelischen Zustand, in dem es sich damals befand, der Fahneneid keine Kraft mehr hatte. Groe-

ner hat es weit von sich gewiesen, einer Missachtung des Eides das Wort geredet zu haben.

Er trug nach dem Waffenstillstand durch seine ruhige, besonnene Art und seine Loyalität gegenüber der neuen Regierung viel dazu bei, dass die jüggige deutsche Republik die ersten, von schweren inneren Unruhen und Kämpfen erfüllten Monate überlebte. Sie hatte gegenüber Spartakus kein anderes Machtmittel als das alte Heer und musste sich auf die ehrliche Mitwirkung seiner Führer verlassen können. So kam das merkwürdige Bündnis zwischen der demokratischen Regierung und dem Offizierkorps der alten Armee zustande, von beiden Seiten in dem Bestreben und mit dem Ziel abgeschlossen, in dem von blutigen Wirren zerrissenen und von wirtschaftlichen Nöten erschütterten Land zunächst wieder eine Ordnung herzustellen als Basis für die Arbeit der provisorischen Regierung, die Wahl der Nationalversammlung und die wirtschaftliche Gesundung.

Die erste Grundlage für dieses Bündnis bildete die Mitteilung Groeners an Ebert vom 10. November 1918, dass er und Hindenburg bereit seien, im Dienst zu bleiben und im Einvernehmen mit der neuen Regierung für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Die zielbewusste Zusammenarbeit von Politiker und General schuf die Voraussetzung für die Überwindung der ersten schweren Gefahrenzeit. Es ist das Verdienst dieser beiden, im Wesenskern sich ähnlichen Männer, den Bestand von Volk und Reich gerettet zu haben. Unterstützt wurde Groener durch die tatkräftige Klugheit seines «politischen Beraters», des Majors von Schleicher, der in ständiger telefonischer Verbindung mit Ebert stand, auf dessen Rat zuverlässige Freiwilligenformationen gebildet wurden – die erste war die Garde - Kavallerie - Schützen - Division – und der die Betreuung eines Sozialdemokraten mit der undankbaren Aufgabe des «Obersten Kriegsherrn» verlangte. Ebert bestimmte Noske, diesen Posten zu übernehmen.

Noch einmal wurde Groener vor eine schwere Entscheidung als Soldat gestellt. Es ging um die Annahme oder Ablehnung des Vertrags von Versailles. Nach schweren Kämpfen hatten Reichskabinett und Nationalversammlung sich zur Annahme unter der Voraussetzung entschlossen, dass die Artikel über die deutsche Schuld am Kriege und über die Auslieferung von «Kriegsverbrechern» gestrichen würden. Die Alliierten lehnten den deutschen Vorbehalt schroff ab. In der

Reichswehr kam es zu leidenschaftlichen Kundgebungen. Noske, der bis dahin für die Annahme gewesen war, änderte seine Auffassung angesichts der Haltung der Reichswehr und forderte die Ablehnung eines Diktats, das die Unterschrift unter Schmachparagraphen verlangte. Da wandte sich Ebert an die Oberste Heeresleitung. Hindenburg überliess Groener die Entscheidung. Groener sandte am 23. Juni 1919 an Ebert folgendes Telegramm: «Nicht als Erster Generalquartiermeister, sondern als Deutscher, der die Gesamtlage klar übersieht, halte ich mich auch in dieser Stunde für verpflichtet, Ihnen, Herr Reichspräsident, folgenden Rat zu geben: Die Wiederaufnahme des Kampfes ist nach vorübergehenden Erfolgen im Osten im Enderfolg aussichtslos. Der Friede muss daher unter den vom Feinde gestellten Bedingungen abgeschlossen werden.» Dies Telegramm gab den Ausschlag. Der Friede wurde unterzeichnet. Groener aber bat am 30. September 1919 um seinen Abschied wegen des Misstrauens, das ein grosser Teil des Offizierkorps seiner Haltung entgegenbringe. Seine soldatische Laufbahn war zu Ende.

*Nun* kam der Politiker zum Zuge. Als Verkehrsminister konnte Groener die Erfahrungen des alten Sachkenners auf diesem Gebiet wieder verwerten. Aber ein noch verantwortlicheres Amt wartete seiner. Im Jahre 1928 wurde er Reichswehrminister an Stelle Gesslers, der auf eigenen Wunsch ausschied. Acht Jahre war Gessler als Nachfolger Noskes, der den Kapp-Putsch politisch nicht überlebt hatte, der politische Führer der Reichswehr gewesen, die unter seiner klugen und behutsamen Betreuung das kleine, aber technisch hervorragende Kader-Heer der hunderttausend Mann geworden war. Die Aufbauarbeit war abgeschlossen. Aber um die Reichswehr waren politische und parlamentarische Kämpfe entbrannt, die auch weiterhin eine feste und zugleich vorsichtige Hand erforderten.

Im Jahre 1927 war die «Lohmann-Krise» entstanden. Der Kapitän zur See Lohmann spielte in der Marineleitung eine Rolle, die weit über seinen Dienstgrad hinausging. Er war ein Mann voller Ideen, lebhafter Phantasie, guter Organisationsgabe und unbegrenztem Selbstvertrauen. Ihm ging es darum, in der Marine Einrichtungen zu schaffen, die trotz des Versailler Verbots Kenntnisse und Erfahrungen nicht verrostet liessen. Lohmann knüpfte unter anderem auf dem Gebiet des U-Boot-Baues Verbindungen mit dem «spanischen Stinnes»,



Eschevarieta, an, liess zwei moderne Tankschiffe bauen, richtete in Neustadt eine Yachtschule ein. Die Mittel verschaffte er sich durch Bankkredite, die durch eine Reichsgarantie gesichert wurden. Die Garantien waren «im Auftrag: Lohmann» unterschrieben. Im Vertrauen auf seine Erfahrung liess die Marineleitung dem Kapitän freie Hand. Um die Kredite einmal zurückzahlen zu können, musste Lohmann «Geld verdienen». Das geschah durch zahlreiche Risikogeschäfte, von denen eine hohe Dividende erwartet wurde. Erfinder und Urheber phantastischer Projekte hatten gute Tage. Im Büro Lohmann fanden sie bereitwillig Gehör und oftmals mehr. Als Lohmann auf der Suche nach Goldgruben sogar an das Filmgeschäft geriet und «im Auftrag: Lohmann» die Phöbus-Film-Gesellschaft für das Reich erwarb, wurde die Sache ruchbar. Die Bombe platzte. Der «Lohmann-Skandal» kam vor den Reichstag. Das Parlament war mit Recht über den flagranten Verstoss gegen alle Etatbestimmungen empört. Groener hatte keinen leichten Stand. Der Reichstag beschloss ein Gesetz, wonach Garantien von einer bestimmten Höhe an die Unterschrift des Ressortministers tragen mussten und der Zustimmung des Finanzministers bedurften. Der Chef der Marineleitung nahm seinen Abschied. Die Liquidierung dauerte lange Zeit. Es waren nicht nur Verlustgeschäfte, die abzuwickeln waren. Die Lohmann-Erbschaft enthielt auch einige wertvolle Posten, wie die Tankdampfer, die von einer Privatgesellschaft übernommen wurden. Das einzig Erfreuliche war, dass bei all diesen Geschäften kein Beteiligter, vor allem Lohmann selbst nicht, auch nur einen Pfennig in die eigene Tasche hatte gleiten lassen.

Es war auf den Lohmann-Skandal zurückzuführen, dass 1930, als Groener im Brüning-Kabinett Reichswehrminister geblieben war, ein neues Verfahren für alle «schwarzen» Reichswehrausgaben eingeführt wurde. Groener und Brüning waren von dem Gedanken einer uferlosen Aufrüstung weit entfernt. Aber sie fühlten sich dafür verantwortlich, dass das Instrument der Reichswehr, wenn es für eine begrenzte Aufgabe eingesetzt werden musste, wenigstens benutzbar war. Das war unter den Bestimmungen des Versailler Vertrages, der unter anderem der Reichswehr die Verwendung von Tanks, schwerer Artillerie und Flugzeugen verbot, nicht zu erreichen. So musste in einem gewissen – sehr beschränkten – Umfang eine verbotene «Auf-

rüstung» durchgeführt werden. Der ausgeprägte Sinn Brünnings für Sauberkeit und Ordnung verlangte, dass auch diese Ausgaben vom Kabinett bewilligt und vom Rechnungshof geprüft werden mussten. Groener, der kein verbohrtter Ressortpartikularist und dazu ein aufrechter Demokrat war, erklärte sich einverstanden. So wurde ein nur dem Reichskabinett verantwortlicher Beamtenausschuss gebildet, der aus Vertretern des Reichswehr- und des Reichsfinanzministeriums sowie des Rechnungshofs bestand. Dieser Ausschuss arbeitete den «schwarzen Reichswehretat» aus, in genau der gleichen Weise, wie der weisse Etat die Grundlage für die Haushaltsführung der Reichswehr und die Prüfung des Rechnungshofs bildete. Vorsitzender des Ausschusses war der jeweilige Staatssekretär des Reichsfinanzministeriums, bis 1932 Schaeffer, dann bis 1933 Zarden, beide ihrer politischen Einstellung nach des «Militarismus» nicht verdächtig.

Die Hauptsorge, die in diesen Jahren wegen eines Einsatzes der Reichswehr auf den verantwortlichen Staatsmännern lastete, ging von Polen aus. Es musste befürchtet werden, dass dieser unruhige Nachbar eine ernsthafte aussenpolitische Verwicklung des Reichs oder innerdeutsche Unruhen zu einem Vorstoss in die deutschen Grenzgebiete, nach Ostpreussen und Schlesien, ausnutzen würde. Der polnische Aufmarschplan, der 1931 zur Kenntnis der Reichsregierung kam und der eine Besetzung Schlesiens vorsah, bestätigte diese Befürchtungen. Die polnische Gefahr beeinflusste die oft erwogenen Pläne, die Reichswehr zum Kampf gegen die radikalen Bewegungen rechts oder links heranzuziehen. Die Tatsache, dass 1933 Pilsudski in Paris wegen eines gemeinsamen Präventivkriegs gegen Deutschland anfragte – Frankreich winkte ab –, führte die Parteien zu einer Annäherung an Hitler. Die ständige Polengefahr war auch der Ausgangspunkt für die Aufstellung eines Grenzschutzes. Diese Frage bildete seit 1919 den Gegenstand andauernder politischer Kämpfe. Man war sich über die Notwendigkeit eines Grenzschutzes einig; aber weil die der Republik feindlichen vaterländischen Verbände die Hauptträger der Organisation waren und die Waffen für den Grenzschutz auf den Gütern der dem Stahlhelm oder der Deutschnationalen Partei angehörigen Grossgrundbesitzer versteckt lagen, mussten die demokratischen Parteien in Sorge sein, dass sich Organisation und Waffen einmal nicht gegen den äusseren Feind, sondern gegen die deutsche Republik wenden könnten.

Der preussische Innenminister Severing, der als Polizeiminister für die Sicherheit verantwortlich war, geriet darüber wiederholt in Konflikt mit der Reichswehr. Nur weil Severing Sinn für nationale und militärische Notwendigkeiten hatte und weil Gessler und Groerier überzeugte Demokraten waren, denen der Schutz der Republik ebenfalls am Herzen lag, wurden schwere Verwicklungen zwischen der Reichs- und der preussischen Staatsregierung vermieden. Erschwert wurde die Lage noch dadurch, dass die Erzberger-, Rathenau- und Fememörder den Vaterländischen Verbänden angehörten oder nahestanden. Groener war in loyaler Zusammenarbeit mit Severing bestrebt, auch auf diesem Gebiet aus dem Zwielficht heraus zu einer klaren Ordnung zu kommen.

Die militärische Frage, die in der ersten Zeit der Groener'schen Amtstätigkeit die Gemüter in den Parlamenten am stärksten erregte, war der Bau des Panzerkreuzers A, des ersten grösseren Schiffs der jungen Kriegsmarine in den Grenzen des Vertrages von Versailles. Die militärische Notwendigkeit und politische Zweckmässigkeit war heiss umstritten. Groener, der dem alten Generalstab des Landheeres entstammte und in der kaiserlichen Vorliebe für die Flotte eine Benachteiligung des Heeres erblickt hatte, bejahte trotzdem beide Fragen aus innerer Überzeugung und setzte sich mit Wärme für den Bau ein.

Die Frage, die in der zweiten Hälfte seiner Amtszeit militär-politisch im Vordergrund stand, betraf die SA. In ihr bildete sich eine zweite Armee, die Privatarmee einer Partei. Darin lag militärisch eine Gefahr für die Reichswehr, politisch eine Gefahr für den Staat. Da Groener 1931 auch das Reichsinnenministerium übernommen hatte, war es für ihn ein zentrales Problem. Dem Verbot der SA hatte der Reichspräsident von Hindenburg nur zustimmen wollen, wenn gleichzeitig und in gleicherweise auch gegen die Organisationen der Kommunisten vorgegangen würde. In der Behandlung dieser Frage wich Groener von der Ansicht seines politischen Beraters, des Generals von Schleicher, ab; zwischen beiden Männern, die seit 1918 gemeinsame Arbeit und Auffassung verband, bahnte sich auch aus persönlichen Gründen, ein Zerwürfnis an. Als die SA durch eine der «Notverordnungen» verboten wurde, war die Reaktion auf der Rechten sehr heftig. Brüning und Groener wurden im Reichstag gehässig angegriffen. In der Abwehr versagte Groener. In seiner stockend vorgetragenen Erwiderung

machte der ohnehin in seiner Gesundheit erschütterte Mann einen fast hilflosen Eindruck. Er nahm bald danach seinen Abschied. Eine der klügsten und menschlich anziehendsten Persönlichkeiten, die das deutsche Heer hervorgebracht hat, schied mit ihm aus dem politischen Leben. Sein Rücktritt war das erste Alarmzeichen für das Kabinett Brüning. Als Reichswehrminister wurde Schleicher sein Nachfolger.

## DER UNNAHBARE CHEF

### HANS VON SEECKT

Wenn General von Seeckt erregt war, stieg ihm nicht wie Groener das Blut zu Kopf: das maskenhafte Gesicht, in dem kein Muskel zuckte und das Einglas unverrückbar fest sass, wurde nur noch bleicher und eisiger. Die Spannung entlud sich höchstens in einem der gefürchteten scharfen Sarkasmen. Der deutsche Generalstab hat nach dem Grafen Schlieffen keinen typischeren Vertreter hervorgebracht als diesen Mann, der sich im Kriege als einer der erfolgreichsten und selbständigsten «Chefs» einen Namen gemacht hatte, in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen das Gesicht der neuen deutschen Wehrmacht formte und zeitweise im Mittelpunkt der politischen Ereignisse stand. Als er nach dem Kapp-Putsch 1920 die Leitung der – erst zu bildenden – Wehrmacht übernahm, fand er ein Chaos vor: da waren die Freikorps, in denen sich idealistische Elemente mit Abenteurern und Landsknechten zu einer gefährlichen Einheit verschmolzen hatten, die radikalen Militärbünde wie Oberland und O.C. (Organisation Consul), in denen die Legende vom Dolchstoß zur Parole und der politische Mord zum Kampfmittel erhoben wurden, die Reste der alten Armee, die zu einer neuen Einheit umgebildet werden mussten und gegen deren Führer sich nach den Ereignissen des Kapp-Putsches ein kaum zu überbrückendes Misstrauen der republikanischen Politiker entwickelt hatte. Die Einstellung des alten Offizierkorps erhellt am besten daraus, dass sich in seinem Namen des Kaisers langjähriger Generaladjutant, der Generaloberst von Plessen, scharf gegen Seeckt wandte, weil er sich der Demokratie «verdingt» habe. Plessen hätte eigentlich objektiver urteilen müssen. Seeckt verdingte sich nicht, er war auch kein Demokrat. Er hatte ein Ziel, das er mit der ihm eigenen

Geistesschärfe, mit Willenskraft und Selbstbewusstsein unbeirrt verfolgte und schliesslich erreichte: die Reichswehr aus allen inneren Verwicklungen herauszuhalten, in ihr ein neues – es war letzten Endes das alte preussische – Ethos zu entwickeln, dem Staat ohne Rücksicht auf das jeweilige «System» zu dienen. So schweisste er die junge Reichswehr zu einer Einheit zusammen, die ihre Pflicht zu tun erzogen war, auch unter einem Regime, mit dem sie nichts verband. Die Schlieffen'sche Generalstabserziehung hatte ihre Krönung gefunden in der Schaffung eines technisch hervorragenden Instruments; das Offizierkorps des neuen Heeres beschränkte sich aus Prinzip auf seinen Beruf, es wusste nichts von Politik und sollte und wollte nichts von Politik wissen. Vielleicht hat Seeckt selbst die Gefahr gesehen, dass eine Kluft entstand zwischen Volk und Armee, dass dieses Heer zu einem Staat im Staat wurde und zu einem gefügigen Instrument in der Hand einer verantwortungslosen Staatsführung werden konnte. Aber das Beispiel unruhiger, weil politisierter Offizierkorps in romanischen und südamerikanischen Ländern mag ihn in seiner Linie bestärkt haben. Seeckt schuf *seine* Reichswehr. Als Stresemann ihn bei einer Auseinandersetzung fragte, hinter wem denn eigentlich die Reichswehr stände, blitzte ihn Seeckt durch sein Einglas an: «Die Reichswehr steht hinter *mir*.» Das hochmütige Wort verrät Seeckts Überzeugung, dass für Staat und Heer alles in Ordnung sei, solange *er* an der Spitze der Reichswehr stehe. Wenn aber ein schwächerer Mann seine Stelle einnahm oder gar ein Politiker sich des Postens bemächtigte und die Wehrmacht, ohne dass diese es merkte und nach ihrer Erziehung merken konnte, widerstandslos «politisierte», dann musste sich seine Absicht in ihr Gegenteil verkehren. Seeckt konnte die Entwicklung nicht voraussehen, die 1938, ein Jahrzehnt nach seinem Rücktritt, eintrat. Vielleicht war sein Gedanke unter den damaligen Zeitumständen der einzig gebotene. Sein Werk aber hat die Gefahren heraufbeschworen, die von 1933 bis 1945 dem deutschen Offizierkorps das Gepräge willensloser Unterwerfung unter eine verbrecherische Staatsführung gaben. Seeckts Konzeption bestimmte sein Handeln auch in der politischen Entscheidung, vor die er gestellt wurde. Ihm war die Militärdiktatur noch unzweideutiger angetragen als seinerzeit Ludendorff. Die chaotischen Verhältnisse des Jahres 1923, denen sich Stresemann als Reichskanzler nach der Einstellung des Ruhrkampfes gegenüber sah, die In-

flation, die den gesamten Mittelstand an den Bettelstab brachte, die separatistischen Aufstände im Westen, die Unruhen in Hamburg, Sachsen und Thüringen, die zum Einmarsch der Reichswehr zwangen, der Küstriner Putsch des Majors Buchrucker, der Münchner Aufstand Hitlers, der zum Ausnahmezustand in Bayern führte, diese Notstände schrien nach einer Militärdiktatur. Als nun für das ganze Reich der Ausnahmezustand erklärt werden musste, fielen Seeckt nach der Verfassung die gesamte Macht und Verantwortung zu; er brauchte sie nur zu behalten – und legal fortzuentwickeln. Diktaturpläne wurden seit langem in Deutschland bedacht und besprochen, nicht nur auf der äussersten Rechten. Viele Namen sind damals genannt worden. Die Verbindung des Generals von Below, eines ausgezeichneten Heerführers im Kriege, mit dem alldeutschen Führer Class hätte wohl nur eine Wiederholung des Kapp-Putsches bedeutet. Die von den Deutschen genannten Pommern, Graf Behr-Behrenhof und Knebel-Döberitz, hätten, obwohl letzterer sozial eingestellt war und eine Verbindung mit den Gewerkschaften anstrebte, keinen grösseren Erfolg gehabt. Ernster zu nehmen waren die Namen Minoux und Wiedfeld, beides bekannte Männer der Wirtschaft, von denen der zweite seine aussenpolitischen Erfahrungen als Botschafter in Amerika vorweisen konnte. Seeckt selbst scheint an ein Direktorium mit diesen beiden Männern gedacht zu haben. Denn auch *er* sah «eine gewisse Diktator-schaft» als notwendig an und hielt, wie einst Ludendorff, Umschau nach dem «starken Mann». Nur wollte er selbst es nicht sein. Er liess sich auch von seinen rechtsstehenden Freunden nicht bestimmen, die ihm die Diktatur nahelegten. Er lasse sich nicht drängen, erwiderte er denen, die eine Entscheidung von ihm forderten. Er war wohl immer zur Ablehnung entschlossen. Nicht nur sein Ziel, die unpolitische Reichswehr, verbot ihm, die entscheidende Rolle im öffentlichen Leben zu übernehmen. Klar, wie Seeckt stets gesehen hat, sah er auch die Grenzen seines Wesens. Er wusste, dass er selbst im Grunde Fachmann, nicht Politiker war. Er war nicht Cäsar, Feldherr und Staatsmann zugleich. Er erschien hochmütig, weil er sein Selbstbewusstsein deutlich zur Schau trug. Dadurch stiess er auf der Konferenz in Spa Lloyd George ab, der schon die eigenen Generale wenig leiden konnte und den deutschen Typ noch ungeniessbarer fand. Aber Seeckts Hochmut hatte seine Grenze in der Selbsterkenntnis. So baute er im Fe-

bruar 1924 freiwillig die Diktatur, die er im Ausnahmezustand praktisch besass, wieder ab, einer der wenigen Fälle der Geschichte, in denen ein Diktator ungezwungen auf die Machtfülle verzichtete. Das Offizierkorps aber zog daraus den Schluss, dass, wenn seine hervorragendsten Vertreter, Ludendorff und Seeckt, die ihnen angebotene Militärdiktatur abgelehnt hatten, die Übernahme der Verantwortung durch den politisch nicht geschulten Soldaten ein grundsätzlicher Fehler sein müsse und dass die Grundlage für eine Diktatur niemals die Bajonette bilden dürften.

Noch ein zweites Mal stand Seeckt vor einer geschichtlichen Entscheidung. Stresemann, der erste wirkliche Staatsmann Deutschlands seit Bismarck, suchte im Verein mit Briand die Grundlagen einer Europapolitik zu legen. Andere, wie der General Hoffmann, in dem viele Kenner das eigentliche Gehirn von «Oberost» während des Krieges sahen, und der Industrielle Rechberg, gingen noch weiter und befürworteten ein Militärbündnis mit Frankreich gegen Russland. Seeckt war ein Gegner dieser Pläne. In unbewusster Wiederholung Holstein-Bülow'scher Gedankengänge lehnte er es ab, der «Landsknecht westlicher Demokraten» zu werden. Allerdings wandte er sich ebenso entschieden gegen das 1925 an Deutschland herangebrachte Angebot Mussolinis, ein deutsch-italienisches Bündnis mit der Spitze gegen Frankreich zu schliessen. Er sah ein Freundschaftsverhältnis mit Russland als den Angelpunkt der deutschen Aussenpolitik an, wenn auch aus anderen Überlegungen als denjenigen, die den deutschen Botschafter in Moskau, den Grafen Brockdorff-Rantzau, zu dem gleichen Ergebnis gebracht hatten. Brockdorff wollte den Besitzenden, den Nutzniessern des Völkerbundes, die Front der Entrechteten entgegenstellen und dadurch das System von Versailles aufrollen. Seeckt hatte für seine Ostpolitik im Wesentlichen militärische Gründe. Er suchte die russische Armee als Freund, um bei ihr und durch sie die Erfahrungen zu sammeln, die der Friedensvertrag dem deutschen Heer vorenthielt. Er brauchte sie, um deutsche Offiziere zur Ausbildung nach Russland zu schicken. Dort lernten sie fliegen und mit Tanks umgehen, Jetzt war es keine leere Demonstration mehr, wenn bei deutschen Manövern hölzerne Attrappen von Tanks auftauchten. Seeckt war der Vater der engen Beziehungen, die jahrelang zwischen der deutschen und der sowjetischen Armee bestanden und auf russischer

Seite durch den Namen Tuchatschewski, auf deutscher Seite durch den Namen Hammerstein-Equord gekennzeichnet waren. Der russische Marschall wurde von Stalin liquidiert, den deutschen General bewahrte nur der Tod vor dem Schicksal, als Mitverschworener des 20. Juli von Hitler umgebracht zu werden.

Die Seeckt'schen Methoden gewöhnten die massgebenden Offiziere unwillkürlich an die Benutzung des indirekten Weges. Den Entwaffnungsbefehlen der Abrüstungskommission wurde nie widersprochen, jedoch heimlich entgegengehandelt. Gegen die Bestimmungen des Versailler Vertrages benutzte man nicht das schwere Geschütz offenen Protestes, man schwieg und rüstete. Verträge galten nicht mehr als heilig, wenn sie den eigenen Interessen zuwiderliefen. Es war alles relativ. Es gab keine Schwierigkeit, die man nicht durch geschickte Taktik überwinden konnte. Die geheimen Methoden wurden stärker als je angewandt, seitdem 1926 in Polen eine Militärdiktatur ans Ruder gekommen war. Seeckt hatte das Glück, dass ihm beim Aufbau des illegalen Grenzschutzes nicht nur der Reichswehrminister Gessler zur Seite stand, sondern dass ihm vor allem der Reichskanzler Wirth volle Deckung gewährte. Wirth, von dem das geflügelte Wort stammt: «Der Feind steht rechts!», war einer der willensstärksten Vertreter des republikanischen Gedankens in Deutschland. Ihm eignete etwas von dem flammenden Mut der Männer der Französischen Revolution von 1789. Aber deshalb verlangte er auch wie diese, dass der Boden der Heimat heilig, die Grenzen des Vaterlandes geschützt sein müssten gegen fremde Angriffe. Die Republik forderte Patrioten als Bürger; die Demokratie konnte nur bestehen, wenn sie militärisch gerüstet war. Demokratie im Innern, Schutz der Grenzen nach aussen waren zwei Seiten der gleichen Medaille. Von der Aufstellung eines geheimen Grenzschutzes nahm auch Stresemann Kenntnis, er erhob zwar nicht Protest, aber er war auch nicht erfreut. Wirth dagegen liess Seeckt auf diesem Gebiet alle Unterstützung zuteil werden.

Seeckt ist darüber gestürzt, dass er dem Prinzen Wilhelm von Preussen eine Sommerübung bei einem Potsdamer Regiment gestattete. Prinzen hatten es in Deutschland nicht leicht. Unter der Republik durften sie nicht dienen, unter der Diktatur wurden sie sogar im Kriege aus dem Heere entfernt. Aber der Fall des Prinzen Wilhelm war nur ein äusserer Anlass für Seeckts Abgang. Seeckt machte aus seiner Verach-



tung der Zivilisten kaum ein Hehl. Auch zum eigenen Chef wurde das Verhältnis gespannter. Es bedurfte des süddeutschen Humors Minister Gesslers, so lange mit einem Chef der Heeresleitung auszukommen, der ganz gewiss kein bequemer Untergebener war. Aber Seeckts Extratouren, die Gessler parlamentarisch gedeckt hat, hätten früher oder später zu einem Bruch führen müssen. Sie hatten schon zur Folge, dass Gessler 1926 die ihm persönlich unterstellte «Politische Abteilung» einrichtete, die 1929 Groener dann zum «Ministeramt» ausbaute. Ihr Leiter war Schleicher. Damit schob sich der politische Mann der Reichswehr in den Vordergrund und wurde immer mehr ihr bestimmender Faktor.

Schon 1923 war Seeckt Hitler begegnet und von ihm beeindruckt, weil er in Hitlers Wirkung auf die Massen eine Kraft fand, die er selbst nicht besass. 1931 traf er ihn wieder. Nicht der Sozialismus der jungen Massenbewegung zog Seeckt an, sondern allein der nationale Gedanke. Die Vorstellung riss ihn hin, dass alle nationalen Elemente sich sammeln und einigen könnten. So liess er sich von der Idee einer Regierung der nationalen Konzentration gewinnen. Als diese im Herbst 1932 in Harzburg aus der Taufe gehoben und die «Harzburger Front» gebildet wurde, war Seeckt zugegen. Es war ein Irrweg, der seiner Wesensart nicht entsprach. Der glänzendste Fachmann des Militärs hatte nach seinen eigenen Grundsätzen bei den Politikern nichts zu suchen. Seeckt gehörte nicht auf die Tribüne von Harzburg. Er wirkte als Fremdkörper auch im Reichstag, in den er sich als Abgeordneter der Deutschen Volkspartei hatte wählen lassen. Es mag ihm selbst etwas davon gedämmert haben, als er 1933 die Aufforderung, der Bewegung beizutreten und eine politische Aktivität zu entfalten, mit den Worten ablehnte: «Seeckt bleibt doch immer Seeckt!»

#### DER LÄSSIGE SEIGNEUR

#### **KURT VON HAMMERSTEIN-EQUORD**

Seeckts Nachfolger, der Generaloberst Heye, war die farbloseste Persönlichkeit unter den Chefs der Heeresleitung. Mit dem Freiherrn von Hammerstein, der ihm 1930 folgte, betrat eine ungleich interessantere Figur die Bühne. Hammerstein war, wie viele andere ausgezeich-

nete Fachleute des Heeres, ein typischer Vertreter des deutschen Generalstabes. Aber er besass zugleich eine eigene Note, die ihn aus dem Kreis der übrigen Generale hervortreten liess: der geistvolle Mann verfügte über eine gesellschaftliche Gabe, wie sie vor ihm nur noch Waldersee besessen hatte. Ein Redner war er nicht, doch verstand er, seine Urteile in drastische Ausdrücke der Soldatensprache zu kleiden. Er gehörte zu den seltenen Menschen, die nicht an ein Vorurteil gefesselt sind. Nur ein solcher Mann konnte es als Chef der Heeresleitung schliesslich zulassen, dass eine seiner Töchter Kommunistin war. Sein nüchterner Sinn liess sich durch Phrasen oder unklare Gefühle nicht umnebeln. Er hatte den unbestechlichen Blick für das Wirkliche, für das, was Carlyle die gottgewollten Realitäten des Lebens nannte. Er bewies diese Nüchternheit 1920 im Kapp-Putsch. Er war der Schwiegersohn des Generals von Lüttwitz, der damals mit fliegenden Fahnen zu Kapp übergang. Hammerstein lehnte den Putsch vom ersten Augenblick als «kompletten Blödsinn» ab. 1929 folgte er Blomberg als Chef des Truppenamtes ins Reichswehrministerium. Das Truppenamt war die Stelle, der die Pflege der Tradition und die praktische Aufgabe des Grossen Generalstabes übertragen war, solange der deutschen Armee diese Einrichtung versagt blieb. In dieser Stellung hat er die Verbindung mit der russischen Wehrmacht, die Seeckt angeknüpft hatte, zielbewusst ausgebaut. Den «roten General», wie man ihn halb im Scherz, halb im Ernst im Reichswehrministerium nannte, zog nicht die politische Idee des Bolschewismus an. Dagegen war er immun. Ihm lag wie Seeckt nur an der militärischen Ausnützung der Verbindung mit Russland. Um diesen Zweck zu erreichen, hätte Hammerstein mit dem Teufel paktiert.

Sachverständige sagen, Hammerstein sei eine der stärksten strategischen Begabungen der deutschen Armee gewesen. Er hat diese Begabung nur im Kriegsspiel und auf dem Manöverfeld zeigen können. Das langweilte ihn. So trat, je höher er stieg, ein Fehler immer stärker bei ihm hervor: Hammerstein war faul, es lässt sich keine abschwächende Bezeichnung finden. Er selbst war sich dessen bewusst und rechtfertigte diese Eigenschaft mit der Begründung, jeder Mann in leitender Stellung müsse den Mut haben, faul zu sein. Er solle nicht alles selbst machen wollen, er sei nur dazu da, die richtigen Leute an den richtigen Platz zu stellen, um selbst genügend Zeit zu behalten,

die grossen Fragen in Ruhe und Gründlichkeit durchzudenken und wohlvorbereitete Entschlüsse zu fassen. Er übertrieb aber die zur Sammlung erforderliche Ausspannung, wenn er, der passionierte Jäger, vom Spätsommer bis tief in den Winter hinein von Jagd zu Jagd fuhr und nur wie ein Komet von Zeit zu Zeit in Berlin auftauchte. Wir waren in Dahlem Nachbarn. Als ich ihn 1933, nach seiner Entlassung als Chef der Heeresleitung, auf der Strasse traf und fragte, was er nun anfangen werde, erwiderte er, er werde fortan Jagd und Fischerei zu seinem Hauptberuf machen. Ich war mit ihm bekannt genug, um entgegen zu können: «Da wird sich also in Ihrem täglichen Leben nichts ändern», und er hatte Humor genug, darüber zu lachen. Aber die unwillige Bemerkung, die Hammerstein Ende Januar 1933 von Hindenburg zu hören bekam, als er diesen davor warnte, die Führung der Regierung an Hitler zu übertragen: «Bekümmern Sie sich lieber um Ihre Herbstmanöver!», war nicht nur eine Ablehnung politischer Ratschläge des Generals, sondern sie enthielt auch eine Kritik der dem Reichspräsidenten wohlbekannten Neigung Hammersteins, sich in der Zeit der Jagd wenig um den Dienst zu kümmern. Man hat häufig die Ansicht gehört, dass die Entlassung Hammersteins mit auf diese Neigung zurückzuführen sei. Wäre er dauernd in Berlin und im Dienst gewesen, hätte er vielleicht das Gewölk zerstreuen können, das sich gegen ihn sammelte. Aber Anstrengungen, seine Stellung zu halten, lagen Hammerstein nicht; Antichambrieren bei Hitler, Blomberg oder Göring verabscheute er. Er ging seinen geraden Weg, hielt die Richtung, die er als geboten erkannt hatte, und kümmerte sich nicht darum, ob er gefiel oder anstiess. Doch liess er die Zügel allzusehr schleifen und schwächte dadurch die Stellung des Chefs der Heeresleitung gegenüber dem neuen Wehrminister Blomberg. So musste sein Nachfolger Fritsch erklären, dass er ein «Trümmerfeld» übernommen habe. Es ist eine tragische Verkettung, dass gerade Hammerstein durch seine Passivität der Vereinigung der militärischen Macht in der Hand des Oberbefehlshabers der Wehrmacht Vorschub geleistet hat. Als 1938 Hitler diese Funktion übernahm, fiel ihm die ungeteilte Gewalt in die Hände.

Dem Nationalsozialismus stand Hammerstein ablehnend gegenüber. Der wildgewordene Spiessbürger, der sich in der Bewegung breitmachte, stiess ihn ab. Das Geschwollene und Verlogene ihrer Agitation

war seiner klaren Art zuwider. Ihm war es nicht gegeben, wie es so viele Anhänger der Bewegung taten, über ihre Schattenseiten hinwegzusehen, idealistische Gedanken in sie hineinzutragen oder das Parteiprogramm nach dem Wort «wie ich es verstehe» auszulegen, das der Reichskanzler Michaelis im Sommer 1917 gegenüber der Erzberger'schen Friedensresolution gebraucht hatte. Hammerstein erkannte von Anfang an den Pferdefuss. Er verhehlte auch seine Ablehnung nicht, als Hitler zur Macht kam. So konnte es nicht ausbleiben, dass seine Tätigkeit als Chef der Heeresleitung unter Hitler kurz bemessen war. Von 1933 bis 1939 hatte Hammerstein keine dienstlichen Funktionen. Aber er war in dieser Zeit nicht untätig. Er reihte sich in die aus vielen Quellen gespeiste und in viele Richtungen gespaltene Widerstandsbewegung ein, als einer der furcht- und selbstlosesten, der beherrschtesten und leidenschaftlichsten Kämpfer gegen Hitler. Als sich der Krieg im Spätherbst 1939 nach der Beendigung des Polenfeldzugs auf Westeuropa auszuweiten drohte, da entschloss sich Hammerstein zum Handeln. Ihm war eine Armeegruppe im Westen übertragen. Er lud Hitler wiederholt zum Besuch bei seinem Stabe ein und war entschlossen, bei dieser Gelegenheit nachzuholen, was Witzleben und Halder schon 1938 geplant hatten, nämlich den Weltkrieg durch die Festnahme Hitlers zu verhindern. Aber mit der tierhaften Witterung für drohende Gefahren unterliess Hitler den Besuch. Er traute Hammerstein nicht und enthob ihn seines Kommandos. Bis zu seinem Tode im Jahre 1943 lebte der General in Berlin, ohne Macht und Möglichkeit, das Unheil zu bannen, das immer gnadenloser über Deutschland und die Welt hereinbrach. Dem verbitterten und von der Sorge um sein Volk verzehrten Mann konnten die deutschen Siege der ersten Kriegsjahre keine Hoffnung schenken. Ihn peinigte die Qual, dass er über die Erfolge der Wehrmacht, an deren Aufbau er massgebend mitgewirkt hatte, keine Freude empfinden konnte, weil er den Krieg als ungerecht und von Deutschlands Führung freventlich verschuldet ansah. Hammerstein hatte keine Illusionen. Er sah das bittere Ende voraus, er wusste, dass Heer und Volk schwer für die Schuld eines Einzelnen würden büßen müssen. Die Abneigung gegen den Nationalsozialismus verstärkte sich bei ihm zu einem mit Verachtung gemischten Hass gegen den Mann, dessen Egoismus die Welttragödie heraufbeschworen hatte. Als er starb, war

in der Dahlemer Dorfkirche nur ein kleiner Kreis von Freunden mit der Familie um seinen Sarg versammelt. Die offiziellen Vertreter von Staat und Partei fehlten. Ich war das einzige Mitglied der Regierung, welches dem veremten Mann das Geleit gab.

#### DER POLITISCHE SOLDAT

#### **KURT VON SCHLEICHER**

Das deutsche Heer hat nur selten einen «politischen General» hervorgebracht, am wenigsten in der durch Moltke eingeleiteten Periode. Die beiden grossen Ausnahmen sind Waldersee und Schleicher. Graf Alfred von Waldersee blieb politisch ein Dilettant. Für Schleicher war die Politik der Beruf schlechthin. Es war nicht von ungefähr, dass der junge Generalstabshauptmann 1918 Chef des Politischen Büros in der Obersten Heeresleitung wurde. Seitdem ist Schleicher aus der Zentrale und aus der Politik nicht mehr herausgekommen. Er wich von der Schlieffen'schen Linie des militärischen Fachmanns ab. So konnte es nicht ausbleiben, dass er von seinen Kameraden oft nicht verstanden, wurde und mit seinen militärischen Vorgesetzten in Konflikt geriet. Mit Groener kam er gut aus. Dieser war auch einer der ganz wenigen Vorgesetzten, die vor dem kritischen Auge des Hauptmanns Gnade fanden. Auf ihr Verhältnis fiel erst ein Schatten in der letzten Zeit der Tätigkeit Groeners als Reichswehrminister. Mit Seeckt vertrug sich Schleicher weniger. Er wich bereits im Grundsätzlichen von ihm ab. Schwebte Seeckt als Ideal das neutrale Offizierkorps vor, das sich fernhalten sollte von den politischen Strömungen der Zeit, so wollte Schleicher die Wehrmacht zwar nicht politisieren, aber sie doch auch nicht vom Geist der Zeit scheiden. Seeckt wollte die Trennung zwischen Armee und Staat, Schleicher die Verbindung. Für ihn war es daher selbstverständlich, dass sich der Offizier intensiv mit den Fragen des öffentlichen Lebens befasste und eine Stellung zu ihnen gewann. Wie sollte er ein Erzieher junger Menschen sein, wenn er sich auf das militär-technische Gebiet beschränkte? Wie sollte er die Kunst der Strategie beherrschen, wenn ihm die untrennbar damit verbundenen wirtschaftlichen Fragen nicht vertraut waren? Politisierende Offiziere sah Schleicher allerdings als eine Gefahr für den Staat wie

für die Truppe an. Soldaten hatten sich als Fachleute zu fühlen und zu verhalten. Politische Verhandlungen und Massnahmen waren nur dem Reichswehrminister und dem Chef des Ministeramts als seinem politischen Vertreter erlaubt. Schleicher würde an der Stelle Seeckts 1923 nicht gezögert haben, die Zügel in die Hand zu nehmen. Auch ihre Haltung gegenüber Hitler war verschieden. Der Fachmann Seeckt hatte kein Organ, des Politikers Wesen ganz zu begreifen. So blieb er nur an der Oberfläche des Erkennens; der Demagoge war ihm nicht unsympathisch. Schleicher, der selbst Politiker war, gewann aus der ersten Begegnung mit Hitler den Eindruck, den er in die bei ihm übliche, burschikose Form kleidete: «*der nicht*». Sein Urteil über Hitler nach dem ersten Zusammentreffen war bezeichnend: «Ein interessanter Mann mit überragender Rednergabe. In seinen Plänen versteigt er sich leicht in höhere Regionen. Man muss ihn dann am Rockzipfel auf den Boden der Tatsachen herunterziehen.» In Hitlers Bewegung erblickte er eine an sich gesunde Reaktion des Volks und die einzige Partei, die der radikalen Linken Stimmen abgewinnen konnte. Doch sah er ebenso deutlich die Gefahr, die im Überwiegen der radikalen Elemente und der Abenteurer lag. Das einzige Mittel gegen diese Entwicklung war in Schleichers Augen die Überführung der Partei aus der Opposition in die unpopuläre Verantwortung. Schleicher erinnerte an das Experiment einer erstmaligen Regierung der Labour-Partei in England nach dem Rezept: «*Let Labor try!*» Das politische Spiel wurde zur Leidenschaft und zum Lebensinhalt Schleichers. Von seiner Stellung als Leiter der «Politischen Abteilung» und des «Ministeramts» im Reichswehrministerium aus spann er seine Fäden, verhandelte mit Ministern und Parlamentariern, Wirtschaftlern und Gewerkschaftsführern, unbekümmert um den Chef der Heeresleitung und manchmal auch um den eigenen Minister. Es wurde ihm zur Gewohnheit, die Menschen auf der politischen Bühne an seinen Fäden tanzen zu lassen. Den Truppenoffizieren entfremdete er sich, er war ihnen unheimlich; sie mochten ihn nicht und trauten ihm dennoch jedes Kunststück zu. Hindenburg, der Schleichers Klugheit und politischen Blick schon von 1918 her kannte und schätzte, folgte immer häufiger seinem Rat, selbst wo es sich nicht um Fragen der Reichswehr handelte. Wenn Schlieffen den Generalstab nur als militärischen Ratgeber der Staatsführung sehen wollte und Seeckt

dem Offizierkorps politische Abstinenz auferlegte, so benutzte Schleicher umgekehrt das Gewicht, das die Reichswehr durch ihre Existenz für die innen- und aussenpolitischen Entscheidungen der Staatsführung besass, um auf die gesamte Politik des Reichs bestimmend einzuwirken. Dem Vertrauensverhältnis, in dem er zu Groener – mehr als zu Gessler – stand, entsprach es, dass unter Groener sein Einfluss zunahm. Schon mischte er sich in die Berufung des Kanzlers ein. Er verwendete sich beim Reichspräsidenten für Brüning. Er war an Groeners Entlassung nicht unbeteiligt, als sich seine Wege von denen des Ministers getrennt hatten. Brünings Sturz ist nicht allein auf Schleichers Intrigen zurückzuführen, aber dieser trägt ein volles Mass von Mitverantwortung. Die Ernennung Papens war ausschliesslich Schleichers Werk. «Fränzchen» war sein Mann, er sollte seine Ideen durchführen. Folgerichtiger wäre schon damals ein Kabinett Schleicher gewesen. Aber Schleicher, der kein Redner war, wollte ungern ein Amt übernehmen, das ihn zu öffentlichem Auftreten zwang. Er brauchte Pape als Sprechminister. In Verhandlungen mit Hitler legte er die Zusammenarbeit fest. Aber auf Grund der Erfolge der Sommerwahlen stellte Hitler neue Forderungen; er beanspruchte jetzt den Kanzlerposten. Trotzdem riet Schleicher dem Reichspräsidenten zu einem Kabinett Hitler. Noch hielt er sich und die Staatsgewalt für stark genug, um «unerwünschte Experimente» auszuschalten. Aber Hindenburg lehnte schroff ab. Zum erstenmal erfuhr das Vertrauensverhältnis, in dem Schleicher zum Reichspräsidenten stand, eine Trübung. Schleicher, der Hindenburg hoch verehrte, sprach hierüber im Herbst 1932 mit einer erstaunlichen Hellsichtigkeit: «Männer so hohen Alters stehen schon jenseits von Kameradschaftsgefühlen zu ihren Mitarbeitern. Nur der Einfluss der Familie bleibt noch dauerhaft. Wenn mich der alte Herr nicht mehr braucht, würde er mich ebenso bedenkenlos fallen lassen wie Brüning.»

Als Pape eigene Wege ging, liess Schleicher ihn fallen. In seinem Auftrag legte der Major Ott dem Reichskabinett dar, dass und warum die Reichswehr in einem Bürgerkrieg die Waffen nicht gegen rechts *und* links wenden könne. Damit war Papens Plan des offenen Kampfes gegen den Nationalsozialismus gescheitert. Nun musste Schleicher selbst die Regierung übernehmen. Er wäre vielleicht lieber still im Hintergrund geblieben, um nach dem Tod Hindenburgs als Kan-

didat für den Posten des Reichspräsidenten aufzutreten. Er war ehrgeizig, aber es kam ihm weniger auf die Glorie der Stellung an. Es war die tatsächliche Macht, nach der er strebte. Als er die Verantwortung übernehmen musste, hat er nicht gezauert und sich dem Zwang nicht entzogen.

Als Kanzler hatte Schleicher in erster Linie die Hitler-Gefahr zu meistern. Sein Plan war neuartig und entsprach ganz seiner Natur. Er wollte die finanziellen und psychologischen Schwierigkeiten, die damals in der Nationalsozialistischen Partei entstanden waren und im Stimmenrückgang der Novemberwahl 1932 zum Ausdruck kamen, ausnutzen, um den «Strasser-Flügel» der Partei zu sich herüberzuziehen, an der Regierung zu beteiligen und dadurch die Partei entweder zu spalten oder allmählich die ganze Partei nachzuziehen. Schleicher versuchte, Strasser als Vizekanzler und Sprechminister zu gewinnen; dieser sollte zunächst mit seiner Gefolgschaft in der Partei die Regierung abstimmungsmässig unterstützen und sich dann entweder von Hitler lösen oder diesen mit der ganzen Partei heranziehen. Dieser Gedanke stützte sich auf die Differenzen zwischen Hitler und Gregor Strasser, der als Organisationsleiter der Partei eine bedeutende Rolle spielte, gegen Hitlers Persönlichkeit und seine Politik des «Alles oder Nichts» schwere Bedenken hegte und als extremster Vertreter der sozialistischen Ideen des Parteiprogramms Anhang bei dem Arbeiterflügel besass. Über Strasser wollte Schleicher die christlichen und sozialistischen Gewerkschaften zur Basis einer neuen Regierungsbildung machen. Ihm schwebte vor, Heer und Gewerkschaftsbewegung, diese beiden stärksten Säulen der Ordnung in Deutschland, zu einem Block zu vereinigen. Durch sie hoffte er auch den parlamentarischen Rückhalt zu bekommen, der Papen gefehlt hatte, und so allmählich das politische Leben Deutschlands in konstitutionelle Formen zurückzuführen. Schleicher ist auf der ganzen Linie gescheitert. Der Grund lag weniger darin, dass ihm für Verhandlungen nicht genügend Zeit blieb. Er hat vielmehr die Persönlichkeit und Stärke Hitlers unter- und diejenige Strassers überschätzt. Sobald Hitler von den Verhandlungen Schleichers mit Strasser, der auf die Pläne einzugehen bereit war, erfuhr, setzte er – wie üblich – alles auf eine Karte. Er stellte die Anhänger vor die Alternative: Hitler oder Strasser. Der suggestiven Kraft, die von ihm ausging, gelang es, die starke Anhän-



gerschaft Strassers zum Schweigen zu bringen. Strasser, einer der Idealisten der Bewegung, sah sich isoliert und seiner Ämter entsetzt, er verschwand aus dem Parteileben und musste 1934 seinen «Verrat» mit dem Tode büßen. Dem zweiten Teil des Schleicher'schen Plans war kein besseres Schicksal beschieden. Die Gewerkschaften versagten sich ihm ganz. Zwar waren ihre Führer durchaus nicht abgeneigt, ernsthafte Verhandlungen mit Schleicher zu eröffnen. Aber die sozialdemokratische Parteileitung verbot ihren Mitgliedern jedes Paktieren mit dem «reaktionären General». Die Linke traute dem verführerischen Sang des «Rattenfängers» im Generalsrock nicht. Das alte Misstrauen gegen die Generalität tat ihre Wirkung. Alte Führer der Sozialdemokratie wie Noske haben sich bitter über dieses Versagen ihrer Partei in einem entscheidungsschweren Zeitpunkt beklagt. Die sozialdemokratische Partei hat damals Schleicher im Stich gelassen und in Kauf genommen, dass sie Hitler für ihn eintauschte.

Man wird Schleicher nicht gerecht, wenn man ihn als Reaktionär oder politischen Fallensteller abstempelt. Gewiss, sein Charakter war nicht leicht zu durchschauen, aber wenn er sich im sozialen Gewände zeigte, so war das nicht nur ein taktisches Mittel im politischen Spiel. Brüning gab er zwar einmal den Rat, jeden Tag in einem offenen, mit vier Schimmeln bespannten Wagen und berittener Begleitung die «Linden» herauf- und herunterzufahren. Schleicher empfand, dass des Kanzlers asketische Lebensführung und sein sittlicher Ernst zwar im Volk anerkannt wurden, aber die Psyche der Masse nicht berücksichtigten. Diese will nicht nur Brot haben, das Brüning in schweren Krisenzeiten zu sichern sich mit allen Kräften mühte, sie verlangt auch nach Spielen, nach Buntheit und Gepränge, nach Schein und Schau. Diese Eigentümlichkeit der Massenseele, die zu befriedigen Goebbels so viel verrirrtes Talent aufwenden sollte, hatte Schleicher bei seinem Rat im Sinn. Aber wenn sein Ehrgeiz nach Macht verlangte, so wollte er sie nicht nur um der Macht willen. Ihm schwebte ein Ziel vor, das er, in ihrem Besitz, zu verwirklichen beabsichtigte. Er wollte als «sozialer General» in die Geschichte eingehen. In der Eisenbahnabteilung des Grossen Generalstabes unter Groener hatte er als junger Hauptmann begonnen, sich um die Lage der Arbeiter zu kümmern. Die Denkschrift des Juli 1917, in der den übermässigen Kriegsgewinnen der Kampf angesagt war, hatte er aus voller Überzeugung bejaht.

Auch in den folgenden Jahren minderte sich sein Interesse für soziale Fragen nicht. Es war reger denn je, als er als Reichskanzler die Gesamtverantwortung übernahm. Sein Plan der Brücke zwischen Armee und Gewerkschaft war eine neue Konstruktion. Er wollte gegen die wirtschaftliche Dreieinigkeit des Grossgrundbesitzes, der Schwerindustrie, des Bankkapitals die Kräfte des «geistigen Preussentums», die er vor allem im Heer und in der Gewerkschaftsbewegung suchte, zusammenbringen. Er rang um einen echten Sozialismus, für dessen «dümmste» Form er die Verstaatlichung hielt, die nur einen bürokratischen Wasserkopf schaffe, die Unternehmerinitiative beseitige und dem Arbeiter nichts nütze. Für den sei es nicht von Wichtigkeit, ob die Fabrik, in der er arbeite, einem einzelnen Industriellen, einem kleineren oder grösseren Kreis von Aktionären oder dem durch einen Generaldirektor oder Ministerialrat vertretenen Staat gehöre, sondern wie sich seine Lage in diesem Betrieb gestalte, wie sein Lohn, seine Existenzsicherung, seine Mitwirkung beschaffen sei. Das Interesse des Arbeiters an seinem Werk durch Beteiligung an Betriebsführung und -ergebnis zu gewährleisten und dadurch zum Segen der Gesamtwirtschaft und des einzelnen Arbeiters die brachliegende Fülle der Erfindungsgabe, Initiative und Erfahrung der Arbeiterschaft auszunutzen und zur Entfaltung zu bringen, das schien Schleicher die wichtigste Seite der sozialen Frage zu sein, mindestens ebenso wichtig wie die bei Sozialisierungsdebatten stets in den Vordergrund gestellte Initiative des Unternehmers. Schleicher wollte die Lösung der sozialen Frage auf demokratischem Wege erreichen. Ihm schwebte vor, das Parlament aus dem Zustand der Ohnmacht und Erstarrung, in den es unter der Herrschaft der Notverordnungen des Reichspräsidenten geraten war, wieder herauszuführen zu positiver Arbeit. Noch im Januar 1933 gab er dem Wirtschafts- und Finanzminister die Weisung, die im Haushaltsausschuss zur Beratung stehenden Arbeitsbeschaffungsanträge der Linken mit allem Ernst zu behandeln, da er den unter Papen völlig verlorenen Kontakt mit dem Parlament wiederherstellen und dem Reichstag die Pflicht zu sachlicher Beratung und Beschlussfassung wieder nahebringen wolle.

Schleicher hatte immer Erfolg und Glück gehabt. Nun, da sein Kanzler-Plan gescheitert war, musste er erleben, wie ihm alle mit der Münze heimzahlten, die sie einmal von ihm erhalten hatten. Die

Rechte übersandte eine Entschliessung, die ihm wegen seines «Linkskurses» das unverhohlene Misstrauen aussprach. Die Linke traute ihm nicht, zu Unrecht, weil er «Reaktionär» sei, aber vielleicht mit Grund, weil sein Spiel mit Menschen und seine Schnoddrigkeit kein Vertrauen in den Ernst seiner Absichten und die Zuverlässigkeit seiner Zusagen hatten entstehen lassen. Auch der auf Befehl Hindenburgs aus der Abrüstungskonferenz in Genf nach Berlin bestellte General von Blomberg meldete sich nicht bei seinem unmittelbaren Vorgesetzten Schleicher, sondern folgte dem Sohn Hindenburgs in das Büro des Reichspräsidenten. Der alte Herr lehnte es ab, Schleicher die von ihm beantragten Vollmachten zum offenen Kampf gegen den Nationalsozialismus zu geben, deren Erteilung an Papen zwei Monate zuvor Schleicher dringend widerraten und als gefährlich bezeichnet hatte. Papen selbst zeigte, was er in Schleichers Schule vom politischen Spiel gelernt hatte. Hitler sah den politischen General auch noch nach dessen Sturz als seinen gefährlichsten Feind an. Er verschob die Rache auf einen geeigneten Augenblick. Dieser kam mit dem Röhm-Putsch im Juni 1934. Schleicher wusste wohl von den Plänen. Es hätte seinem Charakter widersprochen, wenn er sich in der erzwungenen Untätigkeit nur mit Lektüre und Rosenzucht befasst hätte. Es ist sicher, dass er allen politischen Bewegungen nachspürte, die gegen Hitler gerichtet waren, und dass er an aussichtsreichen Unternehmen mitzuwirken entschlossen war. Aber da Schleicher Röhm persönlich missachtete, und dessen Machtergreifung eine «Nacht der langen Messer» für führende Männer der Reichswehr bedeutete, ist es nicht wahrscheinlich, dass die Initiative von Schleicher ausgegangen ist. Doch ist es möglich, dass Röhm Fühler ausgestreckt und dass Schleicher nicht rundweg abgelehnt hat, um je nach der Entwicklung bereitzustehen. Es liegt auch im Bereich der Wahrscheinlichkeit, dass die geheimnisvolle Pariser Reise des Generals von Bredow Anfang 1934 von Schleicher angeregt war. Bredow war unter Schleicher der Chef des Ministeramts gewesen und auch nach dessen Sturz ein treuer Anhänger und Verehrer seines alten Ministers. Es lag nahe, führende französische Kreise rechtzeitig davon zu unterrichten, dass, wenn bei einem etwaigen Systemwechsel das Militär politisch stärker in Erscheinung treten sollte, dies für Frankreich keine Gefahr bedeute. Der Vorwurf des Landesverrats ist leicht erhoben. Aber wenn jemand um der Frei-

heit seines Volkes willen einen Diktator stürzen will, dann muss es ein Teil seines Plans sein, das Ergebnis vorher auch aussenpolitisch zu sichern. Der französische Ministerpräsident Barthou war im Frühjahr 1934 darüber unterrichtet worden, dass in Deutschland ein Systemwechsel bevorstand. Es ist nicht bekannt, woher er diese Nachricht hatte und was ihr Inhalt im Einzelnen war. Hitler hat – wahrscheinlich mit Recht – angenommen, dass sie von Bredow stammte. Bredow musste seine Treue Zu Schleicher mit dem Tode büßen.

Schleichers Ermordung beraubte Deutschland einer der interessantesten Persönlichkeiten der Nachkriegszeit. Severing bezeichnete ihn als einen «Meister der Intrige» und in der Politik als einen «blutigen Dilettanten». Das ist ein hartes Urteil, aber es kennzeichnet die gefährliche Seite in Schleichers Charakter und Handeln: eine spielerische Leichtfertigkeit, mit der er seine Fäden spann und die beim Sturz Brünnings wie bei der Einsetzung des Präsidialkabinetts Papen zu Tage trat. Seinen letzten Rettungsversuch als Kanzler kann man nicht ohne weiteres als politischen Dilettantismus abtun, doch tritt in den Unterredungen des preussischen Ministerpräsidenten Otto Braun mit Schleicher der Unterschied zwischen dem erfahrenen Praktiker und dem Neuling in der Parteipolitik hervor. Während Schleicher fest an seinen Plan mit Strasser glaubte, warnte ihn Braun; bei einer Parteispaltung bleibe das Gros immer da, wo die Kasse, der Apparat und die Zeitungen seien, und das sei bei Hitler. Auch habe Göring für den Posten des Preussischen Ministerpräsidenten in der Partei mehr Anhang als Strasser, eben weil dieser in den «Verdacht» geraten sei, vernünftigen Erwägungen zugänglich zu sein. Auch Severing spricht Schleicher den Glauben nicht ab, alles in seinem Amt für die wirklichen oder vermeintlichen Interessen Deutschlands getan zu haben. Dieser Glaube war echt und wohl auch die bestimmende Note seines komplizierten Charakters.

## *7. Kapitel*

### **IRGENDWIE MUSS DEUTSCHLAND SCHLIESSLICH REGIERT WERDEN**

#### **DER OBERBÜRGERMEISTER FÜR DIE ORDNUNG**

#### **HANS LUTHER**

Die Zahl der Oberbürgermeister, die das Rathaus, in dem sie erfolgreich gewirkt hatten, verliessen, um sich in der grösseren Weite des politischen Lebens zu bewähren, ist in allen europäischen Ländern, besonders aber in Deutschland, gross gewesen. Vom Frankfurter Miquel, der preussischer Finanzminister wurde, bis zum Kölner Adenauer reicht eine Kette von Männern, die diesen Weg gegangen sind. Der Duisburger Jarres war einmal Kandidat für den Posten des Reichspräsidenten als Nachfolger von Ebert, der Leipziger Goerdeler wurde viele Jahre hindurch bei allen Plänen einer Regierungsbildung genannt. Die grosse Verwaltungserfahrung, die Kunst der Menschenbehandlung und der, gute Blick bei der Auswahl reifer Projekte, der Zwang, sich in der «Zelle des Staats» mit allen wirtschaftlichen, kul-

turellen und sozialen Fragen zu beschäftigen, waren eine gute Schulung für grössere staatsmännische Aufgaben. Die Probe aufs Exempel war, wieweit der Oberbürgermeister sich parlamentarische Erfahrung aneignen, Fehler in der Einschätzung politischer Imponderabilien vermeiden und sich die Neigung des Kommunalpolitikers zur Selbstherrlichkeit abschleifen lassen würde. Einer der bedeutendsten Männer aus dieser Reihe ist der ehemalige Oberbürgermeister von Essen, Hans Luther.

Es gibt, wenigstens in Deutschland, kaum einen Mann des öffentlichen Lebens, der so verschiedenartige Posten bekleidet hat. Oberbürgermeister, Ernährungsminister, Finanzminister, Reichskanzler, Reichsbankpräsident, Botschafter – das ist wahrlich übergenug für das Leben eines Mannes. Als bei einem Abendessen im Schacht'schen Hause der italienische Botschafter Attolico den Gastgeber fragte: «Nicht wahr, Ihr Vorgänger Dr. Luther war doch Bankier und ist jetzt Diplomat?», erwiderte Schacht in seiner ebenso witzigen wie boshaften Art: «Nein, er ist nicht Diplomat, er ist Botschafter in Washington.» In das allgemeine Lachen fiel Schachts zweiter, mit dem gleichen unbewegten Gesicht ausgesprochener Satz: «Ich will dem guten Dr. Luther natürlich nicht Unrecht tun, Diplomat mag er geworden sein, aber Bankier ist er nie gewesen.» Schachts Bonmots pflegten einen richtigen Kern zu haben. Fehlende diplomatische Erfahrung mag dem Botschafter Luther anfangs Schwierigkeiten bereitet haben. Als Reichsbankpräsident verfügte er auch nicht über Schachts technische Überlegenheit. Die Folge war eine in der Krisenzeit der dreissiger Jahre gelegentlich hervortretende Unsicherheit, ob das Reichsbankdirektorium mit seiner in den Kabinettsitzungen eingenommenen Haltung einverstanden sein würde. Luther konnte dann wohl in der Sorge, von den Bankexperten kritisiert oder desavouiert zu werden, päpstlicher sein als der Papst. Aber seine Klugheit, sein scharfer Blick, seine ausserordentliche Arbeitskraft, sein Commonsense und seine Energie befähigten ihn, sich auch in fremde Aufgabengebiete rasch einzuarbeiten.

Das waren die Eigenschaften, die den kaum mittelgrossen Mann mit dem kahlen Schädel und den bei aller Rundlichkeit lebhaften Bewegungen kennzeichneten und in den Stand setzten, eine Verantwortung zu übernehmen und eine Arbeitslast zu bewältigen, die Schwächere erdrückt hätte. Vielleicht ist seine glücklichste Zeit die als Finanz-

minister gewesen. Hier war er vor eine begrenzte Aufgabe gestellt, die Sanierung der Währung, bei der es auf die Schnelligkeit im Entschluss und auf die Tatkraft im Durchführen ankam. Hilferding wusste sicher über Währungsfragen mehr als Luther, er war ihm als Theoretiker gewiss überlegen. Aber Luther besass gerade die Hilferding fehlenden Eigenschaften, die in der Gefahr des Herbstes 1923 notwendig waren, um eine neue Währung zu schaffen und zu sichern. Die demokratischen Wahl plakate bei Reichstagswahlen jener Zeit pflegten den Reim zu bringen, dass es «unser Schacht» gewesen sei, der die Rentenmark «gemacht» habe. Das Verdienst des damaligen Wahrungskommissars soll gewiss nicht verkleinert werden. Aber geschichtlich kommt das Hauptverdienst dem Mann zu, der die Verantwortung trug für die Gesetze, die als neue deutsche Währung die Rentenmark einführten, und der ihr, unterstützt durch seinen Etatdirektor von Schlieben, das Vertrauen schuf und erhielt, das für ihre Stabilität notwendiger war als eine noch so hohe Deckung durch Gold. Für Luthers Untergebene und Mitarbeiter war es nicht leicht, in solchen Zeiten, der Hochspannung sein Arbeitstempo mitzuhalten. Müdigkeit kannte er nicht, Ruhe brauchte er nicht. Er nahm dann die dreifachen Portionen eines durchschnittlichen Essers zu sich. Nahrungs-Kalorien setzten sich bei ihm unmittelbar in Arbeit um.

Als Reichskanzler sah er sich anderen Schwierigkeiten gegenüber. Hier mühte er sich an Aufgaben ab, denen er mit Energie und gesundem Menschenverstand allein nicht beikommen konnte. Er stiess auf Widerstände, die nicht zu fassen waren. Sie entsprangen den Ressentiments der deutschen Tradition, die durch die Not aus seelischen Tiefen an den Tag gefördert wurden. Luther ist auch an die grössere Aufgabe mit der Aktivität seines Verantwortungs- und Selbstbewusstseins herangegangen. Er hat im ersten Jahr seiner Kanzlerschaft eine Fülle von Aufgaben bezwungen, von denen jede einzelne in normalen Zeiten die Kraft eines Staatsmannes und die Arbeit eines Parlaments für Jahre in Anspruch genommen hätte, den Dawes-Plan, die Steuerreform, die Aufwertung, das Werk von Locarno. Fand er für die finanziellen Dinge in Schlieben und Popitz wesensverwandte Helfer, so stellte ihm das Schicksal für seine Aussenpolitik den hervorragendsten Staatsmann zur Seite, den Deutschland in der Zeit nach Bismarck hervorgebracht hat. Mit Recht ist die Locarno-Politik mit dem Namen

Stresemanns verbunden. Aber man darf über Stresemanns glänzender Persönlichkeit auch den Anteil nicht vergessen, den Luther an diesem Werk gehabt hat. Er trug als Reichskanzler die Verantwortung, er hat an den Verhandlungen bestimmend teilgenommen. Ging Stresemanns Gedankenflug in die Ferne, so war Luthers Augenmerk mehr den juristischen Problemen und Gegenwartswirkungen gewidmet. War für Stresemann Aristide Briand der kongeniale Partner, so konnte sich Luther besser mit dem nüchternen Austen Chamberlain verständigen. Über Locarno ging Luthers Rechtskoalition, die Grundlage seiner ersten Kanzlerschaft, in die Brüche. Er machte die Erfahrung aller deutschen Staatsmänner der Nachkriegszeit, dass bestes Wollen und weitschauendes Planen keinen Widerhall im eigenen Volke fanden, wenn ihnen der greifbare Erfolg versagt blieb. Locarno war für die Deutschen eine Hoffnung. Das Greifbare war die Räumung des Rheinlandes, die während Luthers Regierungszeit nicht mehr wahr wurde. Die Franzosen warfen Deutschland eine «Artischocken-Politik» vor. Wenn man ihnen eine Konzession mache, ein Blatt der Artischocke reiche, griffen sie mit wachsendem Appetit nach dem nächsten, bis die ganze Artischocke aufgegessen sei. Frankreich hat sich nicht entschliessen können, die Artischocke rechtzeitig mit Luther oder Brüning zu teilen. Beide Politiker hätten Konzessionen nicht benutzt, um alsbald neue zu verlangen. Aber sie hätten die Möglichkeit gehabt, dem Nationalismus den Wind aus den Segeln zu nehmen. Als man nach 1933 dazu überging, Hitler in rascher Folge Zugeständnis um Zugeständnis bis «München» zu machen, regte man nur seinen Appetit noch mehr an. Er war ein Artischocken-Politiker reinsten Wassers. Was deutschen Demokraten gegenüber richtig gewesen wäre, musste bei ihm fehlschlagen.

Luther hat zwei Kabinette gebildet. Das erste beruhte auf der «Rechtskoalition», das zweite auf der «grossen Koalition». Er stand unter dem Zwang, dem sich alle deutschen Regierungen der Nachkriegszeit ausgesetzt sahen, dass nicht eine einzelne Partei die Regierung übernehmen konnte, sondern mehrere sich zu einer Vernunftfehde zusammenfinden mussten, die meist nur kurz befristet war. Nur *eine* Partei, das Zentrum, gehörte allen Koalitionen an. Da die Mitte die gleiche blieb und bald mehr mit rechts, bald mit links regierte, sammelte sich die Opposition auf beiden Flügeln. Die Radikalen, die zusammen keine



Regierung bilden konnten, wurden immer stärker, bis sie die Mitte erdrückten. Luther hatte als Oberbürgermeister von Essen den Kapp-Putsch und den Kommunistenaufrastand erlebt mit ihrem Zorn und ihrer Grausamkeit. Als Finanzminister sah er klarer als jeder andere die Verheerung, welche die Inflation auch moralisch angerichtet hatte. Als Reichskanzler überblickte er die gegeneinander arbeitenden Kräfte und in der Tiefe rumorenden Gewalten. Er war fern davon, der Weimarer Verfassung, diesem Muster demokratischer Theorie, die Schuld zu geben. Doch fürchtete er, dass sie für das deutsche Volk, das der politischen Freiheit noch nicht gewachsen war, zu einem Verhängnis werden konnte. Weil er selbst ein Mann des Kompromisses war, erkannte er die Gefahr in der deutschen Neigung, jede Theorie bis in die letzte Konsequenz zu verfechten und nach kompromisslosen Lösungen zu suchen. Diesem Charakterzug entspringt der rechthaberische Eigensinn des Michael Kohlhaas und das Streiten um des Kaisers Bart. Luther stand der Deutschen Volkspartei nahe, war aber kein eingefleischter Parteipolitiker. Ihm graute davor, dass die durch Krieg oder Inflation aus der Bahn geschleuderten Existenzen, die das Bedürfnis hatten, wieder zu organisieren und zu befehlen, wenn auch nur als Leiter von Splitterparteien, sich die deutsche Sucht zunutze machen würden, für jedes Tun, in Ernst und Spiel, einen Verein zu gründen. Luther wurde die Sorge nicht los, dass die Demokratie sich durch Übertreibung selbst das Grab schaufelte.

In einem Rededuell im Reichstag prägte er das Wort, dass selbst in Deutschland doch «irgendwie regiert werden» müsste. Er mühte sich rastlos, der demagogischen Phrase das sachliche Argument, dem Appell an das Gefühl den an den gesunden Menschenverstand, der Partei-leidenschaft Leistung und guten Willen entgegenzustellen. Aber ihm war nicht die Gabe des zündenden Worts verliehen, das den Verzweifelten wieder Hoffnung gegeben und Parteien zu neuen Einheiten zusammengeschweisst hätte. Selbst bei seiner Gedenkrede auf Ebert fand er nicht die Töne, die ganz zu Herzen gingen.

Luther stürzte über die Flaggenfrage, die damals die Gemüter aufs tiefste erregte. Das Schwarz-Rot-Gold des demokratischen Deutschland stand gegen das Schwarz-Weiss-Rot der Handelsflagge. Deutsche Auslandsstellen bezeichneten die Verschiedenheit als unerträglich. Der Lösungsversuch, beide Farben nebeneinander zu führen und in die

Ecke der schwarz-weiss-roten Fahne eine «Gösch» zu setzen, kennzeichnete die Spaltung. Den Flaggenstreit konnte er nicht lösen. Diese Frage gehörte zu den Imponderabilien, deren vorsichtige Behandlung Bismarck den Staatsmännern zur Pflicht machte. Luther verstand nicht, dass das Kabinett über eine solche «Bagatelle» stürzen könnte, der politischer denkende preussische Ministerpräsident Braun verstand nicht, dass Luther diese Bagatelle in einer Zeit der Hochspannung zur Staatsaktion machte. Die Parteien, die Luther als unbequemen Präzeptor empfunden hatten, sagten bei seinem Abgang: «Es muss auch ohne Luther gehen. «Sie ahnten nicht, dass es eines Tages heissen würde: «Es muss auch ohne Parteien gehen.»

Luthers Laufbahn war noch nicht zu Ende. Als Schacht 1930 im Konflikt mit der Regierung die Reichsbank verliess, wurde Luther deren Präsident. In dieser Stellung hatte er die Sturmzeit des Sommers 1931 zu überstehen. Die Reichsbank wurde durch den Zusammenbruch deutscher Banken und den Run der Gläubiger getroffen. Der Präsident entfaltete eine fieberhafte Aktivität. Er flog zu den Notenbankpräsidenten der Nachbarländer, die Konferenzen im Sitzungssaal der Reichsbank nahmen kein Ende. Doch in den Entschlüssen hemmte Luther seine banktechnische Unsicherheit. Da war die «Nordwolle», das grosse Textilunternehmen in Bremen. Sie bat um Stützung. Luther sagte zu, denn wenn die Nordwolle krachte, war die Erschütterung ihrer Bremer Hausbank und von da aus der Danatbank in Berlin nicht aufzuhalten. Der Status der Nordwolle wurde geprüft; zuerst sprach man von einem Verlust von 30 Millionen. Das schien Luther noch tragbar. Dann wurde es mit jedem Tage schlimmer, der Verlust stieg auf 50, 80, über 100 Millionen. Die Reichsbank zog ihre Hand zurück. Als nun auch die Bremer Bank zusammenbrach, begann es im Gebälk der Berliner Grossbanken zu krachen. Neben dem Drängen der Auslandsgläubiger, die um ihre kurzfristigen Kredite bangten, setzte auch im Inland der Sturm der Einleger ein, die für ihre Guthaben fürchteten. Wohl half die Reichsbank den bedrängten Instituten, aber Luther scheute sich, die Notenbank durch eine unbeschränkte Hilfstätigkeit aktionsunfähig zu machen. Wo lag die Grenze? Darüber wurde Tag und Nacht in den ehrwürdigen Sälen der Reichsbank verhandelt, wo über Plüschsesseln Kaiserbilder hingen, die seit dem Herbst 1923 nicht mehr so Aufregendes gesehen h'atten. In einer

Sitzung rief Schacht, der als Sachverständiger zugezogen war, dem zögernden Luther zu – anders, als Schacht es später in seiner «Abrechnung» geschildert hat –, wenn die Reichsbank sich nicht entschliesse, die Banken und Sparkassen zahlungsfähig zu halten, ohne Rücksicht auf die Höhe der benötigten Gelder, werde sie das spätem ein Mehrfaches kosten. Prompte Auszahlung werde den Kassensturm abflauen lassen; brächen solche Institute zusammen, brauche man Milliarden zum Neuanfang. Luther konnte diesem Rat nicht folgen. Er hielt daran fest, dass es für die Reichsbank eine Grenze gebe. Als diese erreicht war, krachten die Danat-Bank und die Dresdner Bank. Die Regierung musste durch Notverordnung Banken und Börsen schliessen. Luther ist stets der Ansicht geblieben, dass ihm damals keine andere Wahl blieb. Solange sich nicht die Auslandsgläubiger zum «Stillhalten» entschlossen, hätte der Inlandssturm kein Ende genommen. Alle Kassen liquid zu erhalten, hätte die Kräfte der Reichsbank überstiegen und die Währung erneut ins Wanken gebracht. Die Währung blieb stabil, Banken und Börsen wurden nach einer Reihe von Wochen wieder geöffnet.

Als 1933 Hitler an die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ging, bedurfte es eines banktechnischen Instruments, um für die Aufträge des Staates die nötigen Mittel bereitzustellen. Die Arbeitsbeschaffungswchsel verdanken Luthers Initiative ihre Entstehung. Luther, der kein Doktrinär war, versteifte sich nicht auf den alten Lehrsatz, dass der Geldumlauf stets konform mit dem Güterumlauf gehalten werden müsse. Er teilte die moderne Anschauung, dass man den Geldumlauf ohne Gefahr erhöhen kann, wenn man dadurch alsbald auch einen erhöhten Güterumlauf erzielt. Dann stehen nach kurzem Übergang beide Kreisläufe wieder im richtigen Verhältnis zueinander. Hitler hat später einmal gesagt, 1933 habe ein volkswirtschaftlicher Kunstfehler die Wirtschaft gerettet. In Wirklichkeit waren Luthers Arbeitswechsel kein Kunstfehler. Sie wären es gewesen, wenn der Kreditausweitung keine Produktionsvermehrung gefolgt wäre; diese Diskrepanz trat erst im späteren Stadium der Rüstungsfinanzierung ein.

Hitler richtete schon 1933 an den Reichsbankpräsidenten die Frage, ob er an der Aufrüstung mitzuwirken bereit sei. Luther erwiderte, dass auch er als Reichskanzler diese Aufgabe durchgeführt hätte, wenn es unter den damaligen Verhältnissen möglich gewesen wäre. Er

werde deshalb gern dazu beitragen. Als Hitler ihn nach den Summen fragte, welche die Reichsbank zur Verfügung stellen könne, beschränkte sich Luther nicht, wie Schacht es in solchen Fällen tat, auf die Bemerkung, das hänge ganz von der jeweiligen Lage des Geldmarkts und der Währung ab. Er nannte vielmehr einen verhältnismässig niedrigen Betrag, vielleicht auch mit Rücksicht auf Einwände seines Direktoriums. Hitler setzte die Unterredung nicht fort, sondern liess dem Reichsbankpräsidenten am nächsten Tage nahelegen, als Botschafter nach Washington zu gehen.

Luther betrieb alles, was er unternahm, mit Passion. Noch als Reichskanzler lernte er das Skilaufen und zeigte gern Photographien, auf denen er in gebückter Haltung am steilen Hang zu sehen war: der Kanzler *vor* der Abfahrt. Er unterschlug auch die Bilder nicht, auf denen man nur einen stiebenden Schneehaufen erblickte: der Kanzler *nach* der Abfahrt. Stürze verdrossen ihn nicht. Er war ein Stehaufmann. Mit der gleichen Passion warf er sich in Amerika in das diplomatische Getriebe, zuvörderst auf die englische Sprache. Er wäre nicht Hans Luther gewesen, wenn er sie nicht nach kurzer Zeit fliessend, allerdings mit deutschem Akzent, gesprochen hätte. Als er 1937 als Botschafter abberufen wurde, deutete die Haartracht, die er aus Amerika mitbrachte, die weit über den Kragen fallenden weissen Locken, dass der ruhelos aktive und stets junggebliebene Mann nun in des Alters Beschaulichkeit einzugehen bereit war.

## DER LETZTE KÄMPFER FÜR DIE DEMOKRATIE

### HEINRICH BRÜNING

Im Frühjahr 1932 war der Reichskanzler Brüning zur Kur in Badenweiler. Er lud mich, der ich zufällig ebenfalls einige Tage dort weilte, zu einem Gang auf den «Blauen» ein, einen der höchsten Berge des Südschwarzwalds, der einen weiten Ausblick auf Rheintal, Vogesen und Alpen bietet. Beim Aufstieg fragte ich den Kanzler, warum er nicht die Nationalsozialisten, die 1930 mit über 100 Mandaten in den Reichstag eingezogen waren, in die Regierung aufgenommen, sie dadurch in die Verantwortung genötigt und ein weiteres gefährliches Anwachsen der Bewegung hintangehalten habe. Brüning erwiderte,

das habe er sich wohl überlegt. Aber eine Partei, die ihren Anhängern so viele Versprechungen mache, könne die entsagungsvolle Politik der Deflation, zu der er gezwungen sei, nicht teilen. Sie wolle auch nicht, da sie Reparationen in jeder Form ablehne, der Zahlung einer Abschlagssumme zustimmen, ohne die sich die Reparationsfrage nicht lösen lasse. Sie könnte sich nicht der Notwendigkeit unterwerfen, die seine Politik beherrsche.

Brüning stand vom ersten Augenblick seiner Kanzlerschaft an unter dem Zwang der Krise. Als das Kabinett seines Vorgängers, des Sozialdemokraten Müller, an einer Meinungsverschiedenheit zwischen Sozialdemokratie und Volkspartei auseinandergebrochen war, erscholl der Ruf: «res venit ad triarios», der in den Schlachten des alten Rom den Einsatz der letzten Reserven kennzeichnete. Jetzt mussten die Triarier heran, jetzt musste das Zentrum ins Feuer, das seit 1919 an jeder Regierung beteiligt gewesen war. Sein Führer war der einzige Mann, der für den Kanzlerposten in Frage kam: Dr. Heinrich Brüning, der erst vor kurzem als Leiter der Partei berufen worden war. Ein Regierungsamt hatte er noch nie bekleidet. Der weiteren Öffentlichkeit war er kaum bekannt. Aber in parlamentarischen Kreisen wusste man von seinem Wert und seinen Fähigkeiten. In Ausschüssen arbeitete er mit einem geradezu verbissenen Fleiss. Der Mann mit dem hageren, blassen Gelehrten Gesicht, dem man nicht ansah, was ihn bewegte, mit der randlosen Brille und dem schmallippigen Mund, sprach nicht häufig; seine Antwort auf Fragen konnte gelegentlich wohl auch ein Um- oder Ausweg sein, aber wenn er bedachtsam zu reden begann, hatte jedes Wort Gewicht. In der Finanz- und Wirtschaftspolitik gewann er sich durch seine Kenntnisse eine unbestrittene Autorität. Brüning hatte auf der Universität Jahre hindurch vielerlei studiert. Er war in Germanistik, Volkswirtschaft und Geschichte beschlagen. Als Generalsekretär der christlichen Gewerkschaften hatte er in der Schule Stegerwalds die soziale Frage in allen ihren Auswirkungen kennengelernt. Dann führte ihn sein Weg, wie einst Ebert, in rascher Folge von der Gewerkschaft über den Parteisekretär zur Stellung des Parteiführers.

Dem federnden Gang des straffen, mittelgrossen Mannes sah man an, dass er Soldat gewesen war. Es war etwas vom Asketen in seiner Erscheinung. Er besass einen unbeirraren Blick für das, was notwendig

war, und den unbeugsamen Willen, das als unvermeidlich Erkannte ohne Rücksicht auf Popularität zu tun. Beides war in der Lage erforderlich, die er als verantwortlicher Staatsmann meistern sollte. Brüning war sich klar darüber, dass seine Deflationspolitik, Steuererhöhungen und Ausgabekürzungen, nötig war, um den Staatsbankrott zu vermeiden, zugleich aber auch zur Krise in verhängnisvollem Kreislauf beitrug. Die Deflationsmassnahmen brachten nur eine Atempause und mussten in immer kürzeren Abständen wiederholt werden. Trotzdem liess Brüning nicht ab, bis der Boden der Krise erreicht wäre. Dann wollte er das Steuer herumwerfen. Er hatte die Nerven, das Heilmittel der «Kreditspritze» nicht vorzeitig einzusetzen. Brüning glaubte, dass er die neue Wirtschaftspolitik im Laufe des Jahres 1932, nach Bereinigung der Reparationsfrage, einleiten könne. Die Vorbereitungen waren getroffen, die Pläne für eine Arbeitsbeschaffung durch öffentliche Aufträge ausgearbeitet. Hundert Meter vor diesem Ziel wurde er gestürzt. Er hatte nur den bitteren Tropfen bekommen, den guten nahmen andere.

Nach dem zweiten Weltkrieg hat in England Sir Stafford Cripps seinem Land die Austerität aufgenötigt. Wie Brüning war er durch seinen zur Askese neigenden Charakter dazu vorbestimmt. Auch Cripps hat Widerstände gefunden, aber hinter ihm stand eine feste Mehrheit des Parlaments. Dieser Rückhalt fehlte Brüning. Keine Mehrheit getraute sich, die Massnahmen zu bejahen, die der Kanzler verlangte. Jede Partei fürchtete, unter dem Konkurrenzdruck des Flügelradikalismus, die Unpopularität. Um das demokratische Deutschland zu retten, musste Brüning einen Weg gehen, der undemokratisch war, den Weg der Notverordnungen des Reichspräsidenten. Die Verfassungsbestimmung des Artikels 48 war nur für einen zeitlich begrenzten Notstand gedacht. Jetzt trat sie dauernd an die Stelle der normalen Gesetzgebung. Das Parlament beschränkte sich darauf, nachträglich zu billigen, indem es Aufhebungsanträge ablehnte. Es kam dabei oft auf wenige Stimmen an. Dann musste Brüning mit den Parteiführern stundenlang verhandeln. Es bedurfte seiner Geduld und seiner geschickten Taktik, um die Stimmen zu gewinnen, auf die er angewiesen war. Da blieb ihm wohl einmal nichts anderes übrig, als dem Bayerischen Bauernbund einen Wunsch bei der Biersteuer zu erfüllen, um dessen Zustimmung zur Kürzung von Beamtengehältern zu erreichen. Brü-

ning wollte eine Neuwahl vermeiden, die nur eine Verschärfung der Schwierigkeiten bringen konnte. Aber «Notverordnungen ohne Neuwahl» waren nicht sein letztes Ziel. Der Weg, den er ging, sollte wieder in die Bildung einer Regierung einmünden, die auf einer Parlamentsmehrheit beruhte. Dazu waren aussenpolitische und wirtschaftliche Erfolge notwendig. Brüning wies es weit von sich, ein «Totengräber der Demokratie» zu sein. Wie er die Deflationspolitik nur bis zu einer Wendemarke fortsetzen wollte, gedachte er auch das «autoritäre» System der Notverordnungen nur anzuwenden, bis er zur parlamentarischen Demokratie zurückkehren konnte.

Brüning mag damals nicht empfunden haben, dass sein System Wirkungen hervorrief, die nicht vorübergehend waren. Der Reichspräsident erhielt dadurch ein grösseres Gewicht, als ihm ursprünglich durch die Verfassung zgedacht war. Hindenburg, der Sieger von Tannenberg, der 1918 das Heer geordnet zurückgeführt hatte, wurde nun auch als Staatsoberhaupt zum Felsen in der Brandung. Seine Gestalt wuchs ins Mythische. Auch viele, die nicht für ihn gestimmt hatten, begannen, ihn als den «getreuen Eckart» des deutschen Volkes anzusehen. Zweifel am parlamentarischen System wurden laut, wenn es möglich war, jede Lage schnell durch eine Notverordnung zu meistern. Der «Führergedanke» fand in der neuen Staatspraxis Bestätigung und Auftrieb. Brüning konnte diese Wirkungen nicht vermeiden. Wenn er es gekonnt hätte, würde er es getan haben.

Eine andere Folge des neuen Systems wird ihm weniger unerwünscht erschienen sein. Auch im Einfluss des Reichskanzlers bahnte sich eine Wandlung an. Schon nach der Verfassung gingen seine Befugnisse über die eines Ministerpräsidenten hinaus. Er war mehr als «Primus inter pares». Der Kanzler hatte die Richtlinien der Politik festzusetzen. Wenn ein Minister mit ihnen nicht übereinstimmte, konnte er den Abschied nehmen. In Koalitionskabinetten mussten aber Minister häufig ihre abweichende Meinung dem Mehrheitsbeschluss unterordnen. So begannen die Ressortminister, sich auf ihre Fachaufgaben zu beschränken und aus der Verantwortung für die Gesamtpolitik zu lösen. Diese Entwicklung erreichte unter Brüning einen Höhepunkt. Unter ihm mussten häufig rasche Entschlüsse gefasst werden; die Entscheidung lag beim Kanzler, der die Gesamtschau besass und die Unterschrift des Reichspräsidenten einzuholen hatte. Die Grenzen zwischen

den «Richtlinien der Politik» und den Einzelaufgaben der Ressorts verwischten sich. Brüning's Kenntnisse und seine Arbeitskraft gaben ihm auch in Ressortfragen die Schlüssel in die Hand. Er gewann eine Stellung gegenüber seinem Kabinett, wie sie seit dem Kriege kein Kanzler besessen hatte. Sie kam derjenigen Bismarcks gegenüber seinen Staatssekretären nahe. Die Schwäche lag darin, dass Brüning von Gunst und Laune eines Mannes abhängig war, der im neunten Jahrzehnt seines Lebens stand.

Im Frühjahr 1931 besuchte der Schweizer Bankier Somary, der sich auch als Wirtschaftstheoretiker einen Namen gemacht hat, das Finanzministerium in Berlin. Auf die Frage, wie lange die Weltmarkt-Krise dauern werde, antwortete er, es müssten erst drei Ereignisse eintreten, ehe an eine Aufwärtsbewegung zu denken sei: das Bankwesen in Wien und Berlin müsste durch eine Krise saniert werden, das englische Pfund müsse sich vom Golde lösen, der Zündholzkonzern des Schweden Ivar Kreuger müsste zusammenbrechen. Im Frühsommer 1931 krachten die Banken, im Spätsommer wurde das Pfund abgewertet. Als Somary im Frühjahr 1932 erneut in Berlin war, empfing ihn die Frage, ob man wirklich noch auf das dritte Ereignis warten müsse. Somary nahm nichts zurück, gab vielmehr die Versicherung, der Kreugerkonzern werde in kurzer Zeit am Ende sein. Vier Wochen später erschoss sich Kreuger in Paris, sein weltumfassender Konzern trat in Liquidation. Für Brüning war der Juli 1931 der aufreibendste Monat seiner amtlichen Tätigkeit. Wie das Direktorium in der Reichsbank, tagte in der Wilhelmstrasse das Kabinett in Permanenz. Mit unbewegtem Gesicht, nur noch bleicher als sonst, sass Brüning etwas vornübergebeugt in der Mitte seiner Minister, rauchte die Zigarre, die selten ausging – sein einziges «Laster» –, und liess sich die Hiobsnachrichten melden. Draussen warteten Industrielle, Bankdirektoren, Sparkassenleiter, um sich auf die Minister mit der Frage zu stürzen, wo sie das Geld herbekämen für Löhne, Zinsen, Guthaben. Spät nachts schloss Brüning die Sitzung mit dem Auftrag an die Referenten der verschiedenen Ressorts, aus den Beschlüssen des Kabinetts entscheidungsreife Verordnungsentwürfe zu fertigen. Sie wurden am nächsten Morgen vorgelegt und von ihm unterzeichnet; am gleichen Tage ging die Notverordnung hinaus. Es gehörte eine eiserne Gesundheit dazu, nicht auf der Strecke zu bleiben. Brüning hatte eine zarte Konstitution, aber



in solchen Augenblicken siegte bei ihm das Herz. Für Deutschland musste er ein allgemeines Zahlungsmoratorium erlassen. Gegen den Abzug von Auslandskrediten hatte er keine Handhabe. Hier konnte nur vom Ausland her eingegriffen werden. Der erste Anstoss kam von Präsident Hoover. Auf der Konferenz in London sollte darüber entschieden werden. In der zweiten Hälfte des Juli begaben sich Brüning und Curtius ins Ausland.

Dort hatte man Brünings Wirken mit Aufmerksamkeit und steigender Achtung verfolgt. Allerdings musste die Zollunion mit Österreich, deren Abschluss ein grosser Erfolg für Brüning war, unter dem Druck des Auslandes wieder aufgegeben werden; die «Times» hat in einem Artikel vom 17. Februar 1938 den Bann auf die Vereinigung Österreichs mit dem Reich «eine der unvernünftigsten, zerbrechlichsten und herausforderndsten Künsteleien des Versailler Vertrags» und die Erdrosselung der Zollunion «einen der grössten Schnitzer der europäischen Politik» genannt. In Chequers, dem Gäste- und Empfangshaus der englischen Regierung, hatte Brüning bei Macdonald Verständnis gefunden. Nun fuhr er erneut nach England. Aber unterwegs musste er in Paris Station machen. Frankreichs Minister hatten ihn zu einer Vorkonferenz eingeladen, da sie nicht bedingungslos an der Londoner Konferenz teilnehmen wollten. Mit dem fahrplanmässigen D-Zug, in dem für den Kanzler nur ein doppeltes Schlafabteil belegt war, fuhr die Delegation nach Paris. Am Abend tauschte er, vorschriftsmässig von Dietrichs badischem Wein trinkend, mit Curtius, dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes von Bülow und mir Kriegserinnerungen aus; er war im Krieg Führer einer Maschinengewehrkompanie gewesen. Am nächsten Morgen empfingen uns auf dem Nordbahnhof in Paris Laval, der damalige Ministerpräsident, und Briand, Frankreichs Aussenminister. In dem Gedränge veplor ich den Anschluss an die Ministergruppe. Eingekeilt in eine Menge von amtlichen Empfangsteilnehmern und Zuschauern, die von beiden Seiten über Gleise und durch Züge auf den Bahnsteig gedrungen waren, fand ich mich plötzlich an Bülows Seite. Als wir zusammen dem Bahnhofsausgang zustrebten, hörten wir von draussen ein ohrenbetäubendes Getöse, ohne dass man Worte unterscheiden konnte. Plötzlich trat Stille ein. Wir wussten, jetzt kamen die Minister auf den Platz vor dem Bahnhof. Dann brauste der Lärm mit verdoppelter Stärke auf. «Was bedeutet

das?» fragte ich. «Jetzt hängt man sie wahrscheinlich auf», meinte Bülow mit seiner sarkastischen Ruhe. Der ganze Platz und die strahlenförmig darauf zuführenden Strassen waren, soweit das Auge reichte, mit Zehntausenden gefüllt. Aus jedem Fenster blickten Gruppen, an jedem Baum hingen Trauben von Menschen. Es war ein ohrenbetäubender Wettstreit der Rufe: Vive Laval! Vive Briand! Vive la paix!

Von den Zuschauern, die interessiert in unseren offenen Wagen starrten, sprangen die Kühnsten auf das Trittbrett und riefen: «Nous voulons la paix. Que voulez-vous?» Und Bülow erwiderte: «Mais nous aussi!» In der noch am gleichen Tage stattfindenden ersten Sitzung der Konferenz setzte Brüning in seiner unpathetischen Art, in der nur leise der Unterton beherrschter Erregung vibrierte, die verzweifelte Lage auseinander, in der sich Deutschland befand. Die Wirkung war unverkennbar. Briand war gleich zu Beginn der Rede eingnickt. Als er später selbst sprach und dabei eine Probe französischer Beredsamkeit gab, zeigte sich, dass er jedes Wort Brünings gehört hatte. Franzosen sagten mir, das sei eines seiner Kunststücke: er schlafe in jeder Sitzung und vernehme doch jedes Wort. Die Reden auf der Konferenz waren mehr für die Presse und das Publikum bestimmt. Die eigentlichen Verhandlungen fanden hinter den Kulissen statt. Frankreich bot eine Anleihe von zwei Milliarden Francs an, die ausreichen würde, den Run der Auslandsgläubiger zum Stillstand zu bringen. Dafür sollte Deutschland für eine bestimmte Reihe von Jahren darauf verzichten, Forderungen wegen einer Korrektur der deutschen Ostgrenze und auf militärische Gleichberechtigung zu stellen. Auf die deutsche Delegation wurde ein leichter Druck durch die Nachricht ausgeübt, die uns schon in Berlin erreicht hatte und in Paris durch den deutschen Botschafter Hoesch bestätigt wurde, dass eine Reihe französischer Divisionen an zwei Stellen in der Nähe der deutschen Grenze bereitgestellt sei. Brüning war der Auffassung, dass keine deutsche Regierung sich eine derartige Beschränkung ihrer politischen Handlungsfreiheit auferlegen lassen dürfe; er lehnte deshalb ab. Es galt nun, eine Formel für das Communiqué über den Verlauf der Konferenz zu finden, die es den Franzosen ermöglichen sollte, trotzdem an der Londoner Konferenz teilzunehmen. In der Nacht herrschte in der deutschen Botschaft lebhaftige Tätigkeit. Vermittler kamen und gingen. Gauss, der Leiter der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes, bekannt als grosser

Formulierungskünstler, mühte sich mit seinem französischen Kollegen um den Entwurf für eine «formule». Noch am folgenden Nachmittag sass die deutsche Delegation in der Glasveranda des französischen Aussenamtes, die französische in einem Innenraum. Beide Gremien berieten getrennt. Boten gingen hin und her mit den beiderseitigen Änderungswünschen. Man kam sich nicht näher, sondern mit jeder Stunde weiter auseinander. Schliesslich wechselte einer der französischen Delegierten nach dem andern zu uns herüber, um die Abänderungen mündlich zu erläutern, bis alle, einschliesslich Laval und Briand, mit in der Glasveranda sasssen. Plötzlich wandte sich Brüning, der sich bis dahin an dem Gespräch nicht beteiligt hatte, an Laval und sagte ihm auf französisch, es sei die Tragik aller Versuche einer deutsch-französischen Verständigung, dass die Franzosen immer das, was die Folge einer Verständigung sein könnte, als Voraussetzung verlangten. Daran sei jeder Versuch bisher gescheitert, daran scheitere auch der jetzige. Er schloss: «Moi personnellement, j'en suis très triste.» Es entstand ein minutenlanges Schweigen. Die Offenheit, mit der Brüning dem Hindernis zwischen den beiden Völkern eine epigrammatische Prägung gegeben, und die Eindringlichkeit, mit der er seinem Kummer über das Scheitern Ausdruck verliehen hatte, hinterliessen eine tiefe Wirkung.

Auch in London verfehlten die Sachkenntnis und Klarheit, mit der Brüning die deutsche Lage darlegte, ihre Wirkung nicht. Dass die Londoner Konferenz mit einem positiven Ergebnis abschloss, der Festbeschreibung der kurzfristigen Auslandskredite, war sicherlich durch eine Lage bedingt, die diese Lösung, nicht zuletzt auch im Interesse der Gläubiger, verlangte. Aber es ist auch dem Auftreten Brünings zu verdanken. Er benutzte alle Zusammenkünfte mit leitenden Staatsmännern des Auslandes, um in vertraulichen Besprechungen auf die schwebenden Probleme einzugehen. Er konzentrierte sich auf die Reparationen und die Abrüstung, die zugleich die Forderung des Prinzips der militärischen Gleichberechtigung in sich schloss. Bei den Reparationen kam es bald zu Fortschritten. Das im Young-Plan vorgesehene Revisionsverfahren wurde im Herbst 1931 eingeleitet. Im Dezember 1931 traten die Sachverständigen in Basel zusammen. Ihr Gutachten, das der französische Ministerpräsident Herriot ein halbes Jahr später auf der Lausanner Konferenz «die Bibel dieser Konferenz»

genannt hat, enthielt bereits die grundsätzlichen Feststellungen, die zum Ende der Reparationen führten. Brüning hatte mit der Gegenseite auch die Zahlung einer einmaligen Abschlagssumme erörtert. Die Reparationskonferenz war von ihm gut vorbereitet. Sie begann 1932, einen Monat nach seinem Rücktritt. Er erntete auch hier nicht die Früchte dessen, was er gesät hatte. Schwieriger war es, mit der Abrüstung voran zu kommen. Doch selbst hier blieb Brünings zähes Verhandeln nicht ohne Ergebnis. Nur stand über diesen Verhandlungen das Motto: Zu spät! Als im Frühjahr 1932 die langersehnte Nachricht eintraf, dass sich Frankreich mit einem praktischen Vorschlag einverstanden erklärt habe – was der erste greifbare aussenpolitische Erfolg des Kabinetts Brüning gewesen wäre –, hatte Brüning gerade dem Reichspräsidenten seine Demission eingereicht – hundert Meter vor dem Ziel. Die Gleichberechtigung, die man so lange den demokratischen Führern Deutschlands versagt hätte, nahm sich Hitler, ohne zu fragen.

Man hat Brüning damals und später den Vorwurf gemacht, dass er zu lange gezögert habe und zu spät zum entscheidenden Entschluss gekommen sei. Er sei ein politischer Fabius Cunctator gewesen. Des berühmten Cunctators Taktik war das einzige Mittel, Rom nach der vernichtenden Niederlage bei Cannä vor Hannibal zu retten. Es gibt auch in der Politik Zeiten, in denen die Zögertaktik richtiger ist als schnelle Aktivität. Das schrittweise Vorgehen Brünings war in der damaligen Lage Deutschlands begründet und versprach Erfolge. Dass er sie nicht mehr einheimsen konnte, war sein Unglück, nicht sein Fehler. Brüning neigte allerdings manchmal dazu, ein Problem vor einer Entschliessung all seiner Hüllen zu entkleiden, bis man den entscheidungsreifen Kern in der Hand zu haben glaubte, und es dann wieder neu einzuwickeln, bis es so verhüllt aussah wie zu Beginn. Es hat wohl selten einen Staatsmann gegeben, der mit solcher Gründlichkeit alle nur denkbaren Auswirkungen – politisch, wirtschaftlich und sozial – jeder Massnahme prüfte, bevor er sie traf. Man darf in dieser Art nicht Entschlusslosigkeit sehen.

Man hat auch bemängelt, dass er nicht die Gabe besessen habe, die Massen fortzureissen. Er habe nur an den Verstand, nicht an Gefühl und Phantasie appelliert. Brüning war, wenn der Vergleich mit anderen Staatsmännern gestattet ist, in seiner Art zu reden Attlee ähnl-

cher als Churchill. Er war auch nicht dazu geschaffen, nach Schleichers Rat im Wagen mit vier Schimmeln durch die «Linden» zu fahren. Er hatte keinen Sinn für äusseren Effekt. Aber gerade seine schlichte Art begann ihm viele Herzen zu gewinnen. Er war der erste Staatsmann der Nachkriegszeit, Stresemann vielleicht ausgenommen, auf den ein wachsender Kreis von Menschen blickte, wie in Preussen auf Braun und Severing. Um volkstümlich zu werden, fehlte ihm nur der «eklatante» Erfolg, sei es in der Aussenpolitik, sei es im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit. Auch auf dem Weg zur Popularität trennten Brüning nur hundert Meter vom Ziel.

Er ist schliesslich auch wegen seiner Empfindlichkeit kritisiert worden. Sie habe ihn auf die Kritik des «alten Herrn» an verschiedenen Massnahmen, besonders an der Osthilfepolitik, vorschnell reagieren lassen. So habe er sich selbst zuzuschreiben, dass er kurz vor dem Ziel scheiterte. Brüning hatte keine Elefantenhaut. Er war verwundbar. Er nahm eine Kritik nicht leicht, ob sie von Freunden oder Gegnern kam, weil er zu viel Verantwortungsgefühl besass, um Einwände einfach abzuschütteln. Bismarck war viel empfindlicher. Doch sein Ausbruch: «Ich habe die ganze Nacht gehasst» wär Brüning ebenso fremd wie des grossen Staatsmanns menschenverachtendes Misstrauen selbst gegenüber nächsten Mitarbeitern. Es lag in seinem Verhältnis zu Hindenburg begründet, dass er die Kritik des Reichspräsidenten besonders schwer nahm/Die Grundlage seines Wirkens war das Vertrauen des Staatsoberhauptes zu ihm. Brüning musste es als erschüttert ansehen, als ihm Hindenburg heftige – und dazu ungerechtfertigte – Vorwürfe wegen seiner «bolschewistischen» Ostpolitik machte. Die ost- und westpreussischen Grossgrundbesitzer hatten Hindenburg einseitig unterrichtet. Dass Hindenburg ihnen, den unmittelbar Interessierten, so bereitwillig Gehör schenkte, hatte einen tieferen Grund. Er hatte begonnen, in dem Vertrauen zu Brünings Politik überhaupt irre zu werden, und war hierin auch von Schleicher beeinflusst, der sich Severing gegenüber geäussert hatte, die Arbeit des «guten Heinrich» könne man nicht mehr mit ansehen, der Mann käme zu keinem Entschluss. Wie Friedrich der Grosse von seinen Generalen «fortune» verlangte, forderte auch Hindenburg in seiner militärischen Denkweise, dass der Kanzler Glück haben müsse. Hindenburg hätte Brüning mit grösserer Geduld bis zum Ziel begleiten müssen und nicht vorzeitig gehen lassen

dürfen. Aber er war nicht dem alten Kaiser Wilhelm I. gleich, der seinem Kanzler, auch wenn es zwischen ihnen zu schweren Meinungsverschiedenheiten und Temperamentsausbrüchen gekommen war, unverbrüchlich die Treue hielt und kein Abschiedsgesuch annahm.

## DER HERRENREITER IN DER POLITIK

### FRANZ VON PAPEN

Brüning war Demokrat und sah das autoritäre System, zu dem ihn die politische Lage genötigt hatte, als Behelf an. Sein Nachfolger Papen war kein Demokrat, ihm schien das autoritäre System die einzig mögliche Regierungsform. Papen hatte insofern recht, als für *ihn* eine autoritäre Regierung die einzige Möglichkeit bildete. Denn der Reichstag versagte sich ihm. Es war selbstverständlich, dass die Sozialdemokraten, die Brüning oft nur widerstrebend durch nachträgliche Billigung seiner Notverordnungen «toleriert» hatten, dem zum rechten Flügel des Zentrums gehörenden Papen diese Duldung nicht einräumten. Das durch die Entlassung Brünings verärgerte Zentrum lehnte den neuen Kanzler erst recht ab, obwohl er Zentrumskreisen entstammte. Im Reichstag stand nur die Deutschnationale Volkspartei hinter ihm. So war Papen bald gezwungen, den Reichstag aufzulösen. Die Wahl im Juli 1932 erhöhte die Mandate der NSDAP auf über 200. Die Bildung einer der bisher üblichen Koalitionen war nicht mehr möglich. Selbst die «grosse Koalition» erreichte nicht mehr 50 Prozent der Reichstagsitze. Erst mit dieser Wahl war die Möglichkeit einer parlamentarischen Regierungsbildung ohne NSDAP geschwunden.

Papen, der alte Düsseldorfer Ulan, war Rennreiter. Er sah immer nur das nächste Hindernis und ritt mit Bravour darauf los. Wirkungen zu berechnen, lag ihm nicht. Schon zu Beginn seiner Laufbahn hatte er einen Rumppler erlebt. Er war im ersten Weltkrieg Militärattaché in Washington gewesen. Damals verbreitete sich in Amerika die Sorge vor deutschen Sabotageakten. Die amerikanische Regierung glaubte, der deutsche Militärattaché leite solche Umtriebe, und verlangte seine Abberufung. Er und sein Marinekollege, der Kapitän Boy-Ed, mussten das Land verlassen.

Seine «Leichtigkeit» hinderte Papen an der Erkenntnis, dass gerade seine Berufung zum Kanzler jeden anderen Ausweg ausschloss. Sie musste notwendigerweise zur Reichstagsauflösung und zu Neuwahlen führen. Über ihren Ausfall konnte angesichts der Agitation, die landauf, landab in Deutschland betrieben wurde, kein Zweifel bestehen. Seit der Berufung Papens gab es nur noch drei Möglichkeiten: die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei in die Regierung herinzunehmen, den Kampf gegen sie zu eröffnen, der eine Ausserkraftsetzung der Verfassung bedingt hätte, oder Schleichers Versuch, sie zu spalten und mit dem Strasser-Flügel und den Gewerkschaften zu regieren. Dabei wären Männer vorhanden gewesen, die Brünings Linie der Notverordnungen ohne Neuwahl hätten fortsetzen können. Da war bei den Sozialdemokraten der Ministerpräsident Braun, der in Preussen seit Jahren ein festes Regiment führte, bis in die Reihen der Rechten hinein anerkannt wurde und den auch der Reichspräsident «leiden» konnte. Oder Severing, der als Polizeiminister eine sichere Hand bewiesen hatte und dem selbst die Nationalsozialisten die Achtung nicht versagen konnten; das kam in einer bewegten Reichstagssitzung in der bezeichnenden Form zum Ausdruck, dass ihm aus den Reihen der Braunhemden zugerufen wurde, wenn Hitler an die Macht käme, hängten sie alle Gegner auf, ihn allein erschössen sie. Bei den Demokraten wären Dietrich und Gessler Kandidaten gewesen, beim Zentrum Stegerwald, der seiner gewerkschaftlichen Richtung wegen bei der Linken, als ehemaliger preussischer Ministerpräsident einer Rechtskoalition bei der Rechten in Ansehen stand. Aber Hindenburg war immer nur Militär, nie Politiker gewesen. Er stand in einem Alter, das es ihm schwer machte, sich noch selbständig zu entschliessen und auf weite Sicht zu planen. Er war des parlamentarischen Treibens müde und übersah die Folgen der Berufung Papens nicht. Im Kreis seiner Familie und seiner Standesfreunde wurde seit Langem vom autoritären System als der einzigen Rettung aus der Krise gesprochen. Wenn nun selbst der kluge Schleicher, der doch bisher immer recht gehabt hatte, und der «nette» Papen ihm sagten, dass es auf diesem Wege ginge, und besser als bisher, dann musste dieser Weg eben gegangen werden. Papen und die von ihm vorgeschlagenen Minister gehörten zu der Schicht, welcher der Feldmarschall selbst entstammte. Er fühlte sich bei diesem Kabinett «zu Hause». So ist eine Fortsetzung

der Brüning'schen Politik wohl gar nicht in Erwägung gezogen worden. Hindenburg nahm Schleichers Vorschlag, Papen als Chef einer autoritären Regierung zu berufen, nur zu gern an.

Ausserhalb Deutschlands war Papen nur in kleinen Kreisen der Länder bekannt, in denen er eine Rolle gespielt hatte: zu Beginn des ersten Weltkriegs als Militärattaché in Washington, gegen Ende als Generalstabsoffizier in der Türkei. In Deutschland selbst kannte man ihn nur als den Führer einer oppositionellen Gruppe der Zentrumsfraktion im preussischen Landtag. Zur Zeit des Rücktritts Brünings nahm ich an einer Sachverständigen-Sitzung in Paris teil. Von allen Seiten wurde ich bestürmt: «Wer ist Papen?» Auch der deutsche Botschafter, Herr von Hoesch, rief an: «Wer ist Papen?» Ich kannte ihn selbst nur flüchtig. Da ich als künftiger Finanzminister genannt wurde, fuhr ich nach Berlin zurück. Ich war entschlossen, eine Berufung als Minister in das Kabinett Papen abzulehnen. Ich hatte kein Zutrauen. Als ich morgens in Berlin ankam, fand ich im Ministerium die Aufforderung vor, Papen sofort im Reichstag aufzusuchen. Mein Tisch war bedeckt mit Briefen, Telegrammen und Notizen über Telefonanrufe. Alle betrafen meinen Eintritt in das Kabinett. Die Einen beschworen mich, die Berufung anzunehmen, die Anderen, abzulehnen. Im Reichstag traf ich den neuen Staatssekretär der Reichskanzlei, Planck, den Sohn des grossen Gelehrten, der zwölf Jahre später ein Opfer Hitlers wurde. Als ich ihm meinen Entschluss mitteilte, sagte er lachend, das werde mir wenig helfen, der deutsche Botschafter in England, der gerade bei Papen sei, habe die gleiche Absicht wie ich gehabt und werde doch bald als Aussenminister aus Papens Zimmer kommen. Als Neurath erschien, fragte ich ihn, ob ich gratulieren dürfe. Nein, sagte er, ich solle ihm kondolieren, er habe annehmen müssen. Papen ging auf meine Bedenken wenig ein, er beschränkte sich darauf, zu betonen, dass der Reichspräsident in einer Notlage sei, in der man ihn nicht im Stich lassen dürfe. Das Kabinett sei der letzte Versuch, auf verfassungsmässigem Wege Deutschland vor Revolution und Chaos zu bewahren. Als ich bei meiner Ablehnung verharrte, rief er Meissner an und schilderte ihm objektiv die Gründe meiner Weigerung. Meissner bat, am Apparat zu warten, er gehe gleich zum Reichspräsidenten und werde dessen Stellungnahme mitteilen. Nach wenigen Minuten übermittelte er mir einen eindringlichen Appell Hindenburgs an mein Pflichtgefühl:



«Lassen Sie mich nicht im Stich!» Ich fügte mich, obwohl ich lieber als Staatssekretär in einer Beamtenstellung geblieben wäre.

Bei Papen verband sich die Offizierstreue gegenüber dem «alten Herrn» mit seinem politischen Ehrgeiz. Er hatte sich auch, anders als ich, eine politische Anschauung geformt, in der sich Gedankengänge Ottmar Spanns und andere der damaligen «konservativen Revolution» entnommene Ideen zu einem System zusammenschlossen, das eine «autoritäre» Regierung als Ausweg aus den Wirren der Zeit ansah. Papen hatte wohl Eigenschaften, die ihn für den Posten eines Diplomaten qualifizierten. Er besaß einen Charme, der selten ohne Wirkung blieb, Gewandtheit bei Verhandlungen, eine Rednergabe, die ihm auf Konferenzen die allgemeine Aufmerksamkeit sicherte. Und – wichtig für den Soldaten, gefährlicher schon für den Staatsmann – er hatte Schneid. Papen fürchtete sich nicht, vielleicht fürchtete er sich sogar zu wenig, er nahm Schwierigkeiten und Gefahren eher zu leicht als zu schwer und freute sich, mit Hindernissen fertig zu werden, auch wenn sie «klobig» waren. Die peinliche Genauigkeit und Vorsicht Brünings waren ihm fremd. Er war bereit, eine Entscheidung zu fällen, wenn er einem Problem die ersten Hüllen abgerissen hatte, in sprunghafter Impulsivität, die seinen Mitarbeitern und Untergebenen manche Kopfschmerzen bereitete. Auf der Konferenz in Lausanne war es das Programm der deutschen Delegation, erst im letzten Augenblick das Angebot einer einmaligen Kapitalzahlung zu machen. Über dieses Geheimnis durfte nicht gesprochen werden. Zu Beginn der Konferenz hatte Papen ein Interview mit einem französischen Journalisten, der zufällig auch Lausanne hieß. Am nächsten Tag waren die französischen Zeitungen angefüllt mit Berichten über das Interview; in Schlagzeilen wurde die Bereitwilligkeit Deutschlands angekündigt, die Reparationen durch eine Kapitalzahlung abzulösen. Papen bestritt, das gesagt zu haben und ordnete ein Dementi an. Lausanne blieb dabei, jedes Wort seines Berichts sei so und nicht anders von Papen gesprochen. Es folgte ein zweites Dementi. Jetzt forderte Lausanne Papen auf, selbst mitzuteilen, worüber sie in mehr als einer Stunde gesprochen hätten. Die deutsche Pressestelle gab eine ausweichende Erklärung. Natürlich hatte Papen gesagt, was Lausanne behauptete. Er konnte es aber nicht zugeben. Sein Draufgängertum hatte ihn hingerissen.

Folgenschwerer war ein anderer Vorgang, der sich ebenfalls auf der

Lausanner Konferenz abspielte. Der Herausgeber des Londoner «Economist», Layton, war einer der wenigen Menschen, die um die geplante Lösung des Reparationsproblems Bescheid wussten. Er wurde von deutscher Seite gebeten, nach Lausanne zu kommen und die Voraussetzungen zu besprechen, von denen die Zahlung der Abschlusssumme abhängig gemacht werden sollte. Dabei kam zur Sprache, dass Papen der Kampf, den er daheim wegen der Zusage eines Milliardenbetrags zu bestehen haben würde, erheblich erleichtert werden könnte, wenn er einen aussenpolitischen Erfolg nach Haus brächte. Als höchster Trumpf wurde die Streichung der Versailler Kriegsschuldbestimmungen bezeichnet. Layton war beeindruckt und sprach darüber mit Macdonald, dieser mit Herriot. Einige Tage später konnte Layton berichten, dass Macdonald damit einverstanden sei, dass die «Schuld-lüge» gestrichen werde; auch Herriot habe eingewilligt, allerdings unter der Bedingung, dass die Deutschen diese Forderung nicht laut erhöhen. Wenn man sich über die Reparationsfrage geeinigt habe, dann wolle er, Herriot, in der Schlussrede vor der Konferenz den Verzicht auf das deutsche Schuldbekenntnis aus freien Stücken aussprechen, zum Zeichen des Beginns einer neuen Ara des Vertrauens und der Solidarität der europäischen Völker. Als in der dritten Konferenzwoche noch kein Ergebnis abzusehen war, rief Macdonald die Ministerpräsidenten und Aussenminister von Frankreich und Deutschland zu sich, um im kleinen Kreise zu einer Lösung zu kommen. Bei dieser Gelegenheit redete er den Deutschen zu, endlich «die Katze aus dem Sack zu lassen» und über das eigentliche Konferenzthema, die Höhe der Kapitalsumme, zu reden. Papen war wohl durch die Offenheit, mit der Macdonald über das bisher ängstlich gehütete Geheimnis sprach, etwas aus dem Konzept gebracht. Er war zu gewandt, um zu bestreiten. So ging er dazu über, die innerpolitischen Schwierigkeiten zu schildern, die sich einer deutschen Kapitalzusage entgegenstellten. Es sei durchaus nicht sicher, ob er den Reichstag dazu bringen könne, einen solchen Vertrag zu ratifizieren. Papen hatte sich in Eifer gesprochen. Er erklärte, er könne sich nur dann dafür stark machen, wenn er einen aussenpolitischen Erfolg in Form der Streichung des Schuldbekenntnisses aus Lausanne zurückbringe. Da war es heraus. Herriots Gesicht verfinsterte sich. Weder er noch Macdonald gingen darauf •ein. Das Thema der Schuld-lüge war erledigt.

Trotzdem konnte Papen einen Erfolg buchen. Der Kompromiss über die Höhe der Kapitalsumme war schliesslich in einem dramatischen nächtlichen Ringen geschlossen worden. Die deutsche Seite bestand auf zwei Milliarden als Maximum. Die Franzosen verlangten vier Milliarden als Minimum. Die Engländer vermittelten eine Einigung über drei Milliarden. Während der Debatte steckte mir Sir Frederic Leith-Ross, der Berater der englischen Regierung in Finanz- und Wirtschaftsfragen, einen Zettel zu, Brüning habe ihm früher die Summe von vier Milliarden als möglich genannt. Für Papen – wie für Herriot – war aber aus innerpolitischen Gründen der Eindruck der Zahl auf die öffentliche Meinung massgebend.

Auch bei der Absetzung der preussischen Regierung und der Ernennung eines Reichskommissars für Preussen ist Papen vorgegangen, ohne die Konsequenzen bis ins Letzte zu überlegen. Die preussische Regierung fügte sich ohne den Widerstand, den Freunde und Gegner von Männern wie Braun und Severing erwartet hatten. Severing glaubte, weder die Polizei sicher genug in der Hand, noch einen Rückhalt an den politischen Parteien zu haben. Wenn auch die preussische Regierung keinen Widerstand leistete, so nutzte sie doch die rechtlichen Schwächen, die in Papens Vorgehen lagen, zäh und geschickt aus. Sie erhob Klage beim Staatsgerichtshof. Das Gericht fällte die viel umstrittene Entscheidung, die der preussischen Regierung formell die Regierungshoheit zuerkannte, materiell aber ihre Machtausübung dem Reichskommissar zuwies. So kam es zu einem grotesken Nebeneinander. Die preussischen Ministerien unterstanden dem von Papen zu seinem Vertreter als Reichskommissar ernannten Oberbürgermeister Bracht, einem tüchtigen Verwaltungsbeamten, an dem die spottlustigen Berliner viel Freude wegen seines «Badehosenzwinkel»-Erlasses hatten. Im Reichsrat dagegen sassen die Bevollmächtigten der alten Regierung, in den Ausschüssen angeführt von Ministerialdirektor Brecht, eirlem der besten Vertreter der preussischen Beamenschaft. Der Prozess Bracht contra Brecht war ein staatsrechtliches Kuriosum, ein «Irgendwie» des Regierens nach dem Wort von Hans Luther.

Die Sommerwahl mit dem gewaltigen Stimmenzuwachs der Nationalsozialisten brachte Papen ins Dilemma. Er hatte im August 1932 eine Aussprache mit Hitler, die zu keinem Ergebnis führte. Hitler forderte

das Kanzleramt und praktisch die Übertragung der Regierungsgewalt an seine Partei. Papen konnte die Forderung nicht annehmen. In der notwendig gewordenen Neuwahl im November verloren die Nationalsozialisten zwei Millionen Stimmen. Papen glaubte, dass die Bewegung, die im Sommer ihren Höchststand erreicht hatte, nun zurückzufluten beginne und es nur noch eines Nachstosses bedürfe. Andere Mitglieder des Kabinetts waren der Ansicht, die Lage habe sich nicht geändert. Die zwei Millionen, die im November nicht mehr nationalsozialistisch wählten, blieben zu Haus oder stimmten für die Deutschnationalen. Den demokratischen Parteien war keine dieser Stimmen zugeflossen, bei ihnen setzte sich der chronische Stimmenrückgang fort. Papen wäre nach seinem Misserfolg im August nur der offene Kampf gegen die Nationalsozialisten mit Vollmachten geblieben, die Teile der Reichsverfassung ausser Kraft setzten und es der Regierung erlaubten, die Neuwahl eines aufgelösten Reichstags zu verschieben und ohne Parlament zu regieren. Dazu bedurfte Papen der Rückendeckung durch den Reichspräsidenten und der bedingungslosen Unterstützung der Reichswehr. In seinem eigenen Kabinett wurden Stimmen laut, die vor diesem Vabanque-Spiel warnten. Ihr Wortführer war in erster Linie Schleichen. Vielleicht hätte Hindenburg sich bewegen lassen, Papen die erbetenen Vollmachten zu geben. Aber die zweite Säule, die das Gebäude der neuen Papen-Politik tragen sollte, die Reichswehr, erwies sich als nicht tragfähig. Der Bericht des Majors Ott brachte die Entscheidung: in einem Bürgerkrieg würde die Reichswehr nicht gegen links *und* rechts kämpfen. Papen musste gehen. Beim Abschied von seinem Kabinett hatte er Tränen in den Augen. Das war keine Schauspielerei. Ihm wurde es schwer, sich von seiner Aufgabe, aber auch von seinen Mitarbeitern zu trennen. Echt war auch die Bewegung, mit der ihm als Ältester der Minister Neurath dankte. Das Kabinett, in dem sich die wenigsten vorher kannten, hatte unter Papens Leitung rasch einen Zusammenhalt gefunden. Die Meinungsverschiedenheiten wurden oft leidenschaftlich, aber stets ohne persönliche Schärfen durchgefochten. Papen führte die Verhandlungen geschickt am langen Zügel. Er vertrug Widerspruch und nahm ein offenes Wort nicht übel. Seine Impulsivität brachte ihm Nackenschläge ein, äusserte sich aber, auch ausserhalb des Ministerkollegiums, oft in einer Herzlichkeit, der sich viele nicht entziehen

konnten. Er besass einen Kreis von Anhängern, die bereit waren, für ihn durchs Feuer zu gehen. Seine chevalereske Art hatte etwas Verführerisches, sein Draufgängertum imponierte unkritischen Naturen. Ihm stand nach Goethes Rat, Frauen zu behandeln, nicht nur das «zarte Entgegenkommen», sondern ebenso die «kecke Verwegenheit» zu Gebot. Auch mit Ausländern wusste er umzugehen. Dabei kamen ihm seine Sprachkenntnisse zu Hilfe, er sprach, wie vor ihm nur der Aussenminister Rathenau, auch ein flüssiges Französisch und Englisch.

Schleicher hatte gesiegt und begann *sein* gewagtes Spiel. Papen zahlte ihm die Niederlage heim, indem er erneut die Verbindung mit Hitler aufnahm, nicht mehr als Kanzler, sondern als Privatmann, von dem man aber wusste, dass er noch immer das Ohr des Reichspräsidenten besass. Papen sah vielleicht früher als Schleicher, dass der Plan, die nationalsozialistische Partei zu spalten, nicht gelingen würde. Schleichers Gedanke der Verbindung mit den Gewerkschaften lag Papen fern; er hielt ihn für eine Illusion. Während Schleicher verzweifelt auf die Kampfpläne Papens vom November zurückgriff und auf den Widerstand des Reichspräsidenten stiess, begann Papen-Chassez-Croisez –, mit der NSDAP zu paktieren. Seine Freundschaft mit Schleicher ging in die Brüche. Ihre Strassen hatten sich getrennt.

Papen hat später auf Vorwürfe mit der Frage erwidert, was er denn unter den gegebenen Umständen hätte anders machen können. Er habe sein Bestes getan, um nach seiner Art eine Bewegung aufzufangen, deren Entwicklung noch ungeklärt und vom undurchsichtigen Willen eines Demagogen abhängig war. Einem Mann, der ihn vor dem neuen Herrn warnte, in dessen Hände man sich begeben, erwiderte er: «Sie irren sich, wir haben ihn uns engagiert.» Papen hat sich geirrt, und der grösste Irrtum lag in der Überschätzung seiner eigenen Möglichkeiten. Das hat er wohl bald erkannt, denn mit der Courage, die ihn kennzeichnete, begann er, an vielen Erscheinungen des neuen Systems, dem er als Vizekanzler des Kabinetts verbunden war, Kritik zu üben, besonders deutlich und so, dass die Öffentlichkeit aufhorchte, in seiner Marburger Rede 1934. Ausser in den Verlautbarungen der Kirchen ist dem deutschen Volk keine so scharfe Abrechnung mit den Auswüchsen der neuen Ära vorgebracht worden. Der Mann, der die Rede für Papen entworfen hatte, Dr. Jung, und

einer der persönlichen Referenten des Vizekanzlers wurden am 30. Juni 1934 ermordet, eine Warnung Hitlers für Papen selbst.

Papen nahm als Vizekanzler seinen Abschied, ging aber bald darauf als Botschafter in besonderer Mission nach Wien. Es war nicht Furcht, die ihn bewog, sich widerspruchslos beiseiteschieben zu lassen, und die seine Stimme langsam verstummen machte. Papen hielt es nicht aus, nicht mit von der Partie zu sein, auch wenn ihm die Mitspieler nicht gefielen; es war ihm unvorstellbar, dass er nach einer solchen Karriere wieder auf sein Gut im Westen zurückkehren sollte. Er mochte sich auch von der Hoffnung nicht trennen, dass er in amtlicher Stellung besser gegen die Missstände wirken könne, die er in Marburg geißelt hatte. Konnte man ihm bis 1934 auch von einem anderen politischen Standpunkt aus nicht abstreiten, dass er eine seinen Anlagen gemässe, gerade Linie einhielt – von da an wird der Bruch sichtbar, der ihn seinem besseren Wesen untreu werden liess. Ein aufrechter Mann kann nicht die vertrauten Mitarbeiter an seiner Seite meucheln lassen, ohne für sich selbst die Folgerungen zu ziehen. Vor dem Anschluss Österreichs an das Reich wurde er entlassen. Er mag selbst das Gefühl gehabt haben, dass sein Stern erlosch, weil er von seiner Bahn abgewichen war.

Im Frühjahr 1939 liess er sich als Botschafter nach Ankara schicken. Wäre er jünger gewesen, hätte er die Front gewählt, als der Krieg ausbrach. So blieb er dort, wo er seinem Land noch einen Dienst glaubte leisten zu können. Weil er an Hitlers Aufstieg mitgeholfen hatte, fühlte er sich verantwortlich für den Krieg, den er nicht wollte. Er mühte sich von Ankara aus, dem Morden Einhalt zu tun. Da Hitler und Ribbentrop nicht auf ihn hörten, knüpfte er unter Ausnützung seiner diplomatischen Beziehungen ohne ihr Wissen Verbindungen mit Stellen des Auslandes an, bei denen er die Bereitschaft zu Friedensbesprechungen vermuten konnte. Er scheiterte an der Forderung der bedingungslosen Kapitulation.

## 8. Kapitel

### HELFER AUS DEM AUSLAND

In der Tragödie der deutschen Demokratie hat auch das Ausland eine unheilvolle Rolle gespielt. Die Härten der Friedensverträge trugen, wie es einer der Verantwortlichen selbst ausgesprochen hat, den Keim zu neuen Kriegen in sich. Den demokratischen Führern Deutschlands wurden trotz ihrer angestrebten Bemühungen immer erst zu spät die Hilfen gegeben, die sie gebraucht hätten, um dem deutschen Volk das Vertrauen auf eine bessere Zukunft in einer befriedeten europäischen Völkergemeinschaft einzuflößen. Aber es gab auch Männer, die Deutschland in entscheidenden Augenblicken Verständnis entgegenbrachten und das Gemeinsame über den National egoismus setzten.

## DER «KOLLABORATEUR»

### PIERRE LAVAL

Es war für den französischen Ministerpräsidenten des Jahres 1931 eine grosse Versuchung, den alten Widersacher Deutschland nicht aus den Fängen zu lassen, der Frankreich im Sommer dieses Jahres ausgeliefert zu sein schien. Der Zusammenbruch zweier deutscher Grossbanken, der Sturm auf die Kassen, die furchtbare Arbeitslosigkeit, vor allem aber der Entzug der kurzfristigen Auslandskredite, auf die seit Jahren die deutsche Wirtschaft angewiesen war, hatten das Wirtschaftsleben fast zum Erliegen gebracht. Nur zwei Lösungen gab es: entweder mussten die Auslandsgläubiger dazu gebracht werden, «stillzuhalten», oder die deutsche Regierung musste eine Auslandsanleihe bekommen, die es ihr ermöglichte, die drängenden Kreditoren zu befriedigen. Das Stillhalten sollte auf der Londoner Konferenz in einer Vereinbarung der Gläubiger-Länder erreicht werden. Dazu war auch Frankreichs Mitwirkung erforderlich. Deshalb mussten die deutschen Staatsmänner ihren Weg nach London über Paris antreten. In Paris aber schlug ihnen Frankreich die zweite Möglichkeit vor. Es war bereit, den Deutschen eine Anleihe zu geben, die eine Stillhaltekonferenz unnötig gemacht hätte. Es knüpfte aber das Entgegenkommen an politische Bedingungen, die Frankreich auf eine Reihe von Jahren vor deutschen Förderungen bewahren und den Status quo des Versailler Vertrages sichern sollte. Der wirtschaftliche Vorteil der Anleihe, die Konsolidierung kurzfristiger Kredite, lag auf der Hand; der Preis war die Abhängigkeit, in die, wie bei allen solchen «politischen Anleihen», der Schuldner geriet. Frankreich war aber auch in der Lage, auf die Annahme der Anleihe und ihrer politischen Bedingung einen Druck auszuüben. Es konnte sich im Falle der Ablehnung weigern, nach London zu gehen, und dadurch die Londoner Konferenz unmöglich machen oder mindestens ihr Ergebnis in Frage stellen. Es konnte darüber hinaus mit einer Wiederholung des Vorgehens von 1923 drohen. Bot nicht das Aufhören deutscher Reparationszahlungen einen hinreichenden Grund für die Besetzung deutscher Gebiete als Pfänder? Die öffentliche Meinung in Frankreich wäre hinter dem französischen Ministerpräsidenten gestanden, wenn er die Zange, in der er Brüning hielt, rücksichtslos angewandt hätte.



Laval tat das nicht. Der lebhaft kleine Südfranzose, der zu allen Anzügen den traditionellen weissen Miniaturschlips trug, hat mit Geschick versucht, den wirtschaftlichen Vorteil des französischen Angebots hervorzuheben. Die Drohung liess er nur leise anklingen. Als Brüning wegen der politischen Bedingungen die Anleihe ablehnte, machte Laval von den Zwangsmitteln keinen Gebrauch. Die freimütige Bemerkung Brünings in der Nachmittagssitzung des zweiten Konferenztages über das deutsch-französische Verhältnis machte offenbar auch auf Laval einen tiefen Eindruck. Er schob den von den Sachverständigen ausgearbeiteten und mit vielen Korrekturvorschlägen versehenen Entwurf für eine «formule» beiseite und war der erste, der das nach Brünings Worten entstandene Schweigen unterbrach, indem er aus dem Kopf ein von dem bisherigen Entwurf abweichendes Communiqué diktierte, dem beide Seiten zustimmen konnten. Es war ein Meisterstück geistiger Konzentration und diplomatischer Formulierungskunst. Die Haltung Laval's war sicher nicht allein auf den persönlichen Eindruck zurückzuführen, den er von Brüning erhielt; wohl hat dieser seinen Entschluss mitbestimmt, aber entscheidend dafür, dass Laval nicht auf dem französischen Vorschlag bestand und zur Londoner Konferenz mitfuhr, sind wohl Vorstellungen Amerikas und Englands gewesen und schliesslich die Erkenntnis, dass Sanktionen zwar das Drängen der öffentlichen Meinung des eigenen Landes befriedigt, aber die Gesamtlage Europas, und damit auch Frankreichs, unheilvoll verschlechtern würden. Laval trug dem deutschen Standpunkt Rechnung, aber er handelte nicht «pro-deutsch», sondern er hatte den Mut und die Klugheit, als europäischer Staatsmann zu entscheiden.

Laval hat später ein trauriges Schicksal gehabt. Sein Name ist auch jetzt noch bei seinem Volke verfehmt. Die furchtbare Erregung, die der Krieg und die jahrelange Besetzung Frankreichs hervorrufen mussten, traf im Ausbruch nationalen Zorns diejenigen, die durch «Zusammenarbeit» mit der deutschen Besatzungsmacht des Verrats am eigenen Volk schuldig schienen. Doch ging es Laval wohl weniger um die «loyale» Kollaboration als um eine zähe und wendige Vertretung der Interessen eines besiegten Landes, das nun einmal unter fremder Hand war. Frankreich konnte unter diesen Umständen nicht mit «résistance» beginnen. Aber die Überorganisation und Doppel-

gleisigkeit, die kennzeichnend für die deutsche Politik überhaupt waren und in der Besatzungspolitik gegenüber Frankreich besonders zum Ausdruck kamen, wusste Laval mit grosser Geschicklichkeit auszunutzen. Diesem Verhalten war es zuzuschreiben, dass er in einer Reihe von Fragen die Erfüllung der deutschen Forderungen durch Jahre hinziehen und schliesslich vereiteln konnte und dass er auch in der Besatzungskostenfrage einen allerdings nur vorübergehenden Erfolg errang. Dass Zusagen, die ihm gemacht worden waren, nicht eingehalten wurden, war nicht seine Schuld; das lag an Hitlers politischer Linie, seiner Einstellung zu Abmachungen überhaupt, aber auch an dem unüberwindlichen Misstrauen, das er und Ribbentrop gegenüber Laval hatten. Es war Lavals Tragik, dass dieses Misstrauen ihn nicht grössere Erfolge für sein Land erreichen liess, ihn aber auch nicht von der Last der Vorwürfe befreite, die das enttäuschte Land ihm machte. So wurde er von beiden Seiten als Verräter angesehen, von den Franzosen, weil er Kollaboration betrieb, von den Deutschen, weil er nicht «loyal» kooperierte. Der französische Politiker Doriot sagte im Sommer 1944 zu einem Deutschen, Laval habe vier Jahre lang die Deutschen verraten.

Nach einer Katastrophe wie dem letzten Krieg werden Schuldfragen leidenschaftlich gestellt und leidenschaftlich beantwortet. In den Prozessen gegen «Kriegsverbrecher» und «Kollaborateure» hat das begreifliche Streben nach Sühne den deutlichsten Ausdruck gefunden. Es konnte nicht ausbleiben, dass die Mühle ausser Verbrechern und Verrätern auch Männer erfasste, die aus Pflichtgefühl handelten, deren Fehler nur in dem bestanden, was der amerikanische Präsident Grant einmal in den Satz gefasst hat: «Failures have been errors of judgment, not of intent», Fehler sind Irrtümer in der Beurteilung, nicht in der Absicht gewesen. Eine spätere Zeit wird in der Einschätzung von Menschen wieder nach den Beweggründen unterscheiden, die sie zu ihrem Handeln veranlasst haben. So wird auch Laval eine gerechtere Beurteilung erfahren. Sein Volk mag ihn von Egoismus und «Korruption» nie ganz freisprechen, aber man kann auch nicht verschweigen, dass er einer der ersten «Europäer» gewesen ist.

**EDOUARD HERRIOT**

Die Reparationskonferenz in Lausanne begann im Juni 1932 damit, dass Franzosen und Engländer versuchten, in langen Verhandlungen ihre voneinander abweichenden Ansichten auszugleichen. Nach einer Woche sagten mir meine englischen Freunde, es sei hoffnungslos, mit den Franzosen zu verhandeln. Sie wollten oder könnten nicht begreifen, was «Wirtschaft» sei. Meine französischen Freunde beklagten sich ebenso heftig; lieber wollten sie mit den Deutschen verhandeln als mit den Engländern. Diese hätten ihnen eine Woche lang ständig wiederholt, dass die Franzosen auf die Reparationen verzichten müssten, damit die Engländer ihre kurzfristigen Kredite von Deutschland zurückbekämen. Das nannten die Engländer «Wirtschaft». Was aber gingen sie, die Franzosen, Englands kurzfristige Kredite an? Nachdem kein Ergebnis erzielt war, sollten in der zweiten Woche Franzosen und Deutsche die Klänge kreuzen und versuchen, zu einer Einigung zu gelangen. Die Zusammenkunft war auf einen Freitag nachmittag um 18 Uhr festgesetzt. Am Sonnabend wollten Herriot und Papen über das Wochenende nach Hause fahren. Es kam darauf an, einen Zusammenstoß zu vermeiden. Denn die Gefahr bestand, dass die beiden Regierungsführer durch die in ihren Ländern einsetzende Pressekampagne auf einen intransigenten Standpunkt festgelegt werden würden, der die kommenden Verhandlungen erschweren musste. Herriot, wie Laval aus dem Süden Frankreichs stammend, hatte mit seiner imponierenden Gestalt, seiner grauen Haarmähne und seiner grollenden Stimme im Vergleich zu dem kleinen, quecksilbrigen Laval etwas Löwenhaftes. Er kam mit dem guten Willen, zu einer vernünftigen Regelung der Reparationen zu gelangen. Es war ihm auch klar, dass diese vernünftige Regelung nur in einer Streichung bestehen konnte. Aber der in allen Künsten der Taktik und in den innerpolitischen Kämpfen erfahrene alte Parlamentarier wusste auch, wie schwer es sein würde, das französische Volk von dieser Notwendigkeit zu überzeugen, und welche Rolle dabei die Höhe der auszuhandelnden Kapitalsumme spielen würde. Papen befand sich unter dem Druck der wachsenden nationalsozialistischen Opposition in ähnlicher Lage. Um nicht gleich in der ersten Sitzung die Gegensätze aufeinander stossen

zu lassen, hatte die deutsche Delegation eine Rede für Papen ausgearbeitet, in der die Lage des Reiches noch einmal zusammenfassend dargelegt, im Übrigen die politische Notwendigkeit einer deutsch-französischen Verständigung betont werden sollte. Als sich die beiden Delegationen versammelten, zogen sich Papen und Herriot zu einer Besprechung unter vier Augen zurück. Nach einer Viertelstunde kamen sie wieder, und Herriot verkündete, er hätte sich mit Papen über das Programm der Verhandlungen dahin geeinigt, dass die nächste Sitzung am Dienstagnachmittag stattfinden, die heutige bis 21 Uhr dauern und durch ein Referat des Reichsfinanzministers eingeleitet werden sollte. Während Herriots Worte übersetzt wurden, flüsterte ich dem neben mir sitzenden Papen zu, worüber ich denn sprechen solle. Er antwortete: «Worüber Sie wollen, nur kein Wort über Reparationen, und bis 21 Uhr muss es dauern.» Das war, was man eine schöne Bescherung zu nennen pflegt. Ich wandte mich an Herriot, er selbst habe das Baseler Sachverständigen-Gutachten «die Bibel der Konferenz» genannt. Aber nun sei seit dessen Abfassung ein halbes Jahr vergangen. Die Zahlen des Gutachtens seien durch die Entwicklung überholt. Wenn es also die Konferenzbibel sein solle, müsse man sie auf den heutigen Stand bringen. Ich würde daher das Gutachten Punkt für Punkt durchgehen und die vorzunehmenden Berichtigungen mitteilen. Ein Aufatmen ging durch die beiden Delegationen. Als ich mit meinem Bericht begann und der bekannte Dolmetscher Schmidt den ersten Satz übersetzte, rief Herriot: «Langsamer, langsamer!» und begann mit kratzender Feder, die er umständlich in ein grosses Tintenfass tauchen musste, jedes Wort mitzuschreiben. Er hat es sicher nicht getan, weil ihm jedes Wort meiner Ausführungen wertvoll genug schien, alsbald zu Papier gebracht zu werden. Zudem hätte er bei seiner Rückkehr aus Paris einen Schreibmaschinendurchschlag des stenographierten Berichts vorgefunden. Es war eine freundliche Geste, um mir durch Verlängerung der Übersetzungspausen Zeit zur Vorbereitung des nächsten Absatzes zu geben, eine der Höflichkeiten, durch die im öffentlichen Leben stehende Männer den bitteren Geschäften ein süßes Quentchen Menschlichkeit beizumischen vermögen. Auch wollte Herriot wohl aus den zwischen Papen und ihm offen besprochenen Gründen sicherstellen, dass mein extemporiertes «Bibelbericht» den Abend füllte. Das gelang auch. Schlag 21 Uhr war ich zu Ende.

Als beim Verlassen des Verhandlungsraumes Herriot von Journalisten umdrängt wurde, die das Ergebnis der ersten Zusammenkunft erfahren wollten, winkte er lächelnd ab, er könne nur mit Goethe sagen: «Mehr Licht!»

Auch die zweite Woche der Lausanner Konferenz, ausgefüllt durch die deutsch-französischen Verhandlungen, ging ohne Ergebnis zu Ende. In der dritten begann das dramatische Ringen um die Höhe der von Deutschland zur Ablösung der Reparationen zu zahlenden Kapitalsumme. Herriot war bereit gewesen, den deutschen Ministern einen Erfolg auf die Heimreise mitzugeben, der die nationalistische Kritik an der fortgesetzten «Erfüllungspolitik» überwogen hätte: den Verzicht auf das deutsche Schuldbekenntnis des Versailler Vertrags. Aber dies hatte Papen verscherzt. Über das Thema der Schuldlüge wurde in Lausanne nicht mehr gesprochen. Da Papen dieses Gewicht nun nicht mehr in die Waage zu werfen hatte, auf der seine deutschen Kritiker das Ergebnis von Lausanne wiegen würden, musste er umso nachdrücklicher darauf bestehen, die Schlusssumme niedrig zu halten. Herriot glaubte aus gleichen Gründen nicht unter eine bestimmte Mindestsumme heruntergehen zu dürfen. Dass er sich in einer dramatischen Nachtsitzung bereit fand, den von den Engländern vorgeschlagenen Kompromiss anzunehmen und den Deutschen auf halbem Weg entgegenzukommen, war eine Entscheidung, die dem Mut wie der Klugheit des verantwortlichen französischen Staatsmanns Ehre machte. Sie zog den Schlusstrich unter ein unseliges Kapitel und löste endgültig ein Problem, das sich für Schuldner wie Gläubiger immer mehr als Sorgenquelle erwiesen hatte. Lausanne ist von allen grossen Nachkriegskonferenzen die einzige gewesen, auf der die Absicht, ein bestimmtes Problem zu lösen, voll verwirklicht und deren Ergebnis nie angefochten wurde. Der Mann, dem dieser Erfolg am meisten zu danken ist, war Herriot. Er hatte das grösste Opfer zu bringen, er musste seinem Volk die bittere Arznei reichen. Herriot setzte das Wissen in die Tat um, dass Europas Völker Glieder eines Leibes sind, die alle betroffen werden, wenn eines leidet. Und er bewies, dass der gute Wille auch tief eingewurzelte Gegensätze überwinden kann.

## DER PREDIGER EUROPAS

### RAMSAY MACDONALD

Auf der Londoner Konferenz des Sommers 1931 teilte der Vorsitzende, der englische Ministerpräsident und Führer der sozialistischen Arbeiterpartei Englands, Macdonald, am Schlüsse eines Verhandlungstages den Konferenzteilnehmern mit, Seine Majestät der englische König habe geruht, die Delegierten der Konferenz zu der Teegesellschaft einzuladen, die alljährlich im Sommer im Garten des Buckingham-Palastes stattfindet. Als Macdonald den König erwähnte, verbeugte er sich tief. Er setzte für diejenigen, die mit englischen Gebräuchen nicht vertraut waren, hinzu, dass eine solche Einladung Seiner Majestät nicht ohne triftige Gründe ausgeschlagen werden könne. Kein Hofmarschall hätte in vollendeterer Form auffordern können. Für kontinentale Konferenzteilnehmer war dieser kleine Vorgang ein Anschauungsunterricht über die Bedeutung, die in England Form und Tradition besitzen, über die Ehrerbietung, die willig dem Souverän bezeigt wird. Kein sozialistischer Ministerpräsident konnte sich diesem Gebot entziehen, am wenigsten Macdonald, der nach einem brausenden Jugendüberschwang den Sinn für das Konservative gewonnen und die Entwicklung der englischen Arbeiterpartei aus den revolutionären Anlagen zu einer evolutionären Konstruktion geführt hatte. Der Sinn für die äussere Form kam auch in seinen Reden zum Ausdruck. Er liess gern sein schönes Organ ertönen, dessen Klang nur die Glockenstimme Aristide Briands erreichte, als er im Genfer Völkerbundssaal den Nationen das Wort zurief: «Keine Maschinengewehre, keine Kanonen mehr!» Macdonald konnte beschwörend flüstern, psalmodieren, aber auch das Wort zum Pathos drohenden Zorns anschwellen lassen. Kritiker haben ihn einem Methodistenprediger verglichen. Seine Reden hatten auch etwas Pastorales, doch immer klang aus ihnen der Ton der Überzeugung. Otto Braun sagte von ihm, dass er mehr vom politischen Gesundheitsbeter als vom sachlich wägenden Staatsmann an sich hatte. Sein Sozialismus kam überwiegend vom Gefühl her; «ich werde», sagte er, «als Träumer sterben.»

Dieser Mann konnte nicht im Nationalismus verhaftet bleiben. Er fühlte die Verantwortung, die in jener Zeit, als im Rat der europäischen Völker Englands Stimme ausschlaggebend war, der englische

Ministerpräsident für die Geschicke Europas hatte, das in der Krise zu versinken drohte. In Chequers fand auf seine Einladung der deutsche Kanzler Brüning Gehör. Seiner Initiative war die Einberufung der Londoner Konferenz 1931 zu verdanken. Seine verbindliche Verhandlungsleitung erreichte, dass dem Abfluss der Auslandskredite aus Deutschland Einhalt geboten wurde und Brüning die Möglichkeit bekam, die deutsche Wirtschaft aus dem Starrkrampf des Sommers zu lösen. Diese Konferenz wirkte noch durch Jahre hindurch, wenn alljährlich die Auslandsgläubiger in Berlin zusammentraten, um das «Stillhalte-Abkommen» zu erneuern, bis allmählich der Berg kurzfristiger Kredite zu einem übersehbaren Hügel zusammengesunken war. Bei Macdonald fand Brüning auch die erste Hilfe in der Reparationsfrage. Ohne das Verständnis des englischen Ministerpräsidenten wäre weder das Baseler Sachverständigen-Gutachten zustande gekommen, noch die Lausanner Konferenz einberufen worden. In Lausanne hielt sich Macdonald zunächst zurück. Erst in der dritten Konferenzwoche, als die Verhandlungen auf dem toten Punkt angelangt waren, trat er in Erscheinung und hat von da an unermüdlich vermittelt. Zu Beginn dieser Woche überlegte die deutsche Delegation, ob es an der Zeit sei, «die Katze aus dem Sack zu lassen», nämlich das bis dahin streng gehütete Geheimnis der deutschen Bereitschaft zu einer Abschlusszahlung zu lüften. Sie kam zu dem Ergebnis, dass es noch zu früh sei und dass man noch einige Tage zu warten habe. Am gleichen Tag wurden Papen und Neurath zu der Besprechung der «Grossen Sechs» entboten. Vor ihrer Rückkehr wurde ich ebenfalls in das Hotel der englischen Delegation in Ouchy bestellt. Dort habe sich ein Ausschuss der Finanzminister unter Vorsitz Macdonalds gebildet. Er sei bereits zusammengetreten, ich würde dringend erwartet. Papen und Neurath, von denen ich Weisungen einholen wollte, waren nicht zu erreichen. Macdonald begann ungeduldig zu werden. Es blieb mir nichts anderes übrig, als unorientiert dem drängenden Kabinettschef des Ministerpräsidenten in das Sitzungszimmer zu folgen, wo ich die Finanzminister von England, Frankreich, Italien und Belgien unter dem Vorsitz Macdonalds vorfand und trotz meiner Entschuldigung nicht eben gnädig empfangen wurde. Macdonald teilte mir mit, die Konferenz müsse endlich zu einem Abschluss kommen, er habe mit den Ministerpräsidenten und Aussenministern von Frankreich und

Deutschland in einer vor knapp einer Stunde beendeten Besprechung vereinbart, dass ein aus den Finanzministern bestehender Ausschuss die abschliessenden Entscheidungen der Gesamtkonferenz vorbereiten solle. Aufgabe sei es vor allem, die Abschlusszahlung, zu der sich die Deutschen bereit erklärt hätten, der Höhe und Art nach festzusetzen. Es sei nun an mir, einen Vorschlag über die Höhe der Summe zu machen. Ich durfte Macdonalds Mitteilung nicht in Zweifel ziehen, aber ich war über den Ausgang der «Sechser-Besprechung» durch meine Kollegen noch nicht unterrichtet worden. Sollte Macdonald das Ergebnis der Besprechung zu positiv dargestellt haben, um mir durch eine erlaubte und bei Konferenzen durchaus übliche Kriegslist die Zunge zu lösen? Fünf Stunden lang habe ich mich mit allen erdenklichen Argumenten dagegen gewehrt, einen Vorschlag zu machen, und habe mich auch durch Macdonalds Eindringlichkeit, der mir bald in freundlichstem Tone zuredete, bald als Jupiter tonans meiner Halsstarrigkeit die Schuld am Scheitern der Konferenz und an dem dann in Europa ausbrechenden Chaos beimass, nicht von dieser Linie abbringen lassen. Es war nach 1 Uhr, als wir uns ohne Ergebnis trennten und im Nebenraum noch einige Erfrischungen zu uns nahmen. Da bat mich Macdonald leise, ich möchte, wenn die übrigen Sitzungsteilnehmer gingen, noch einen Augenblick bleiben. Als wir allein waren, sagte er lächelnd, ich möchte es ihm nicht Übelnehmen, dass er den ganzen Abend so stark auf mich hätte drücken müssen. Seine Sympathie sei die ganze Zeit auf meiner Seite gewesen. Er hätte nicht in meiner Haut (in my shoes) stecken mögen.

Macdonald hatte das mir unbekanntes Ergebnis der «Sechser-Besprechung» richtig wiedergegeben. Am nächsten Tage begann die Ausschusssitzung von Neuem. Die Festsetzung der Abschlagssumme wurde einer Verhandlung der Regierungschefs überlassen, der Finanzministerrausschuss sollte nur die Modalitäten einer etwaigen Zahlung beraten. Mehrere Tage lang haben wir dann über die Ausgestaltung der Bonds gesprochen, die der belgische Vertreter Franqui bissig als «Monkey-Bonds» bezeichnete und die fortan unter diesem Namen gingen. Die Bezeichnung rührte von den Vorsichtsmassnahmen her, welche eine Auszahlung der Summen von so vielen Voraussetzungen abhängig machten, dass ihre Verwirklichung zweifelhaft wurde. Mit unendlicher Geduld liess Macdonald stundenlange Erörterungen über



finanztechnische Details über sich ergehen. Bis auf zwei Restfragen wurde eine Einigung erzielt. Neben diesen Ausschusssitzungen gingen die für ihn viel schwierigeren Verhandlungen her, in denen er Papan und Herriot auf eine gemeinsame Linie zu bringen suchte. Auch hierbei bewies er eine unerschütterliche Geduld und ein in langer politischer Praxis erprobtes Vermittlergeschick. Erst nach zwei Nachtsitzungen war ihm ein Kompromiss gelungen. Doch die letzte Nacht hatte seine Kräfte erschöpft. Als wir am darauffolgenden Morgen in das englische Hotel kamen, um die beiden aus dem Finanzausschuss noch unerledigt gebliebenen Fragen mit den Franzosen zu bereinigen, erhielten wir die Nachricht, dass Macdonald erkrankt war.

Für Englands Geschichte hatte Macdonalds Politik im Jahre 1931 schwerwiegende Folgen. Er rief das Volk zu Neuwahlen auf, die der neuen nationalen Regierung, die Konservative und Arbeiterpartei umfasste und von Macdonald geleitet wurde, ein Vertrauensmandat verschaffen sollten. Die Mehrheit der eigenen Anhänger sah das als Verrat an der Partei an. Die Wahlen brachten eine starke konservative Mehrheit, von der Macdonald als Regierungschef abhängig wurde. Er ist von seinen Kabinettskollegen als ein Präsident angesehen worden, der lieber ausglich, als dass er den Ausschlag gab. Er starb im Jahre 1937.

#### DER WERBER FÜR DEN FRIEDEN

#### NEVILLE CHAMBERLAIN

Am Morgen nach der entscheidenden Nacht in Lausanne, in der durch Macdonalds Vermittlung Papan und Herriot sich über eine deutsche Abschlusssumme von drei Milliarden Reichsmark geeinigt hatten, empfing uns zur Verhandlung über die letzten finanztechnischen Differenzen an Stelle des erkrankten Ministerpräsidenten der Finanzminister Neville Chamberlain. Sein älterer Stiefbruder, der englische Aussenminister der Locarno-Periode, Austen Chamberlain, sah dem Vater, dem grossen Kolonialimperialisten Joe Chamberlain, so ähnlich, dass sie kaum zu unterscheiden waren. Wenn Vater und Sohn gemeinsam erschienen, beide das Einglas im Auge und die gleiche Chrysantheme im Knopfloch, hätte man sie ohne das ergraute Haar des Vaters für Zwillingbrüder halten können. Neville glich äusserlich dem Vater

nicht. Doch war er in seiner verständigungsbereiten Einstellung gegenüber Deutschland von des Vaters Politik beeinflusst, der vor der grossen Wende in der englischen Politik Deutschland ein ernstgemeintes Verständigungsangebot gemacht hatte. Neville Chamberlain war kein Redner wie Macdonald. Auch das Pastorale besass er nicht. Er sprach sachlich und nüchtern. Man hörte den erfahrenen Geschäftsmann und Kommunalpolitiker. Er war in Birmingham beides gewesen. Seine etwas trockene, aber unbedingt zuverlässige Art kennzeichnete ihn auch als Minister. Zusammen mit dem Belgier Franqui war er im Finanzminister-Ausschuss in Lausanne der beste Sachverständige. Während aber Franqui den «Monkey-Bonds» eine möglichst frühzeitige Verwendungsmöglichkeit sichern wollte, unterstützte mich Chamberlain in dem Bemühen, die deutsche Zahlungspflicht weit hinauszuschieben.

An jenem Morgen empfing er die deutschen Delegierten in seinem Zimmer, während sich die französische Delegation in einem anderen Raume versammelte. Sobald über die letzten offenen Punkte eine Einigung erzielt war, sollten sich die Türen beider Zimmer gleichzeitig öffnen und auf dem Flur Herriot und Papen sich die Hand reichen. Chamberlain fragte, ob wir nicht auf die letzten technischen Punkte verzichten könnten. Wir bedauerten, weil diese Fragen eine grössere Bedeutung hatten, als die für das «Schaufenster» bestimmte Höhe der Summe. Auf unsere Bitte unterhandelte er mit den Franzosen. Als er wiederkam, sah er erhitzt aus und sagte, drüben herrsche Erregung. Vor allem sei der Finanzminister Germain-Martin gegen jedes Nachgeben gewesen. Es sei nur Herriot zu verdanken, dass er schliesslich einen Teil für uns habe durchsetzen können, aber mehr sei nicht zu machen. Er gehe jedenfalls nicht nochmals hin. Papen war geneigt, auf den Rest zu verzichten, ich war der Meinung, man müsse noch einen Versuch machen und wurde darin von Neurath unterstützt. Nach längerem Verhandeln liess sich Chamberlain noch einmal herbei, in das andere Zimmer zu gehen. Diesmal blieb er länger fort. Bei seiner Rückkehr sah er noch mitgenommener aus als das erstemal. Selbst die Kravatte sass etwas schief. Bei Briand und Herriot wäre das nicht aufgefallen. Bei dem äusserst sorgfältig gekleideten Chamberlain war es ein Gradmesser für die Hitze des Gefechts. Er hatte unsere Forderungen nicht ganz durchgesetzt, aber doch eine unserem Standpunkt an-

genäherte Textänderung erreicht. Seine Vermittlungsmöglichkeiten waren jedenfalls erschöpft. Wir erklärten uns mit der Fassung einverstanden. Die Türen gingen auf. Herriot und Papen eilten aufeinander zu und umarmten sich. Wie in der vorhergehenden Nacht Macdonald, so war an diesem Vormittag Chamberlain der Vermittler gewesen. Er hatte sich dieser undankbaren Aufgabe ohne jede Rücksicht auf sein Prestige unterzogen.

Chamberlains Name ist untrennbar mit dem Abkommen verbunden, durch das er als Ministerpräsident im Herbst 1938 die Sudetenkrise beendete. München ist das Schulbeispiel dafür geworden, dass Nachgiebigkeit den Appetit der Aggressoren nur anreizt. Da Chamberlain durch seine drei Reisen nach Deutschland, nach Berchtesgaden, Godesberg und schliesslich nach München, den Anstoss zum Abkommen gegeben und die Verantwortung dafür übernommen hat, wird er als Exponent einer falschen Befriedungspolitik angesehen und verurteilt. Eine spätere Geschichtsschreibung wird zwar diesen Fehler Chamberlains ebenfalls feststellen, aber doch seiner Persönlichkeit mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als dies seit 1938 geschehen ist. Sie wird der menschlichen Grösse des Mannes, der zur Erhaltung des Friedens kein Opfer scheute, der sich ohne Rücksicht auf Alter und Stellung dreimal auf den Weg zu Hitler machte, die Ehrfurcht nicht versagen. Die Hoffnung, die er aus München mitnahm, wurde enttäuscht, aber der dankbare Jubel, der damals den «Friedensretter» in England wie in Deutschland feierte, war echt und kam aus der Tiefe angstbefreiter Herzen. Das «Papier», das er bei seiner Ankunft in England freudig schwenkte, erwies sich als ein wertloser Fetzen. Chamberlain, dem als Geschäftsmann die peinliche Erfüllung einer Verpflichtung selbstverständlich war, hielt den Bruch einer freiwillig gegebenen feierlichen Zusage für undenkbar. Wenn Menschen aus ihrer sauberen Natur heraus den Gegner eines unredlichen Verhaltens für nicht fähig halten, so mag das ihre Welterfahrung in Zweifel stellen, menschlich ehrt es sie. Chamberlain ist nicht der einzige geblieben, der sich in der Verlässlichkeit eines Diktators geirrt hat. Als Hitler im Frühjahr 1939 nach Prag ging und damit seine Zusage brach, reagierte Chamberlain mit der Leidenschaft eines in seinem Vertrauen getäuschten, in seiner Ehre gekränkten und um den Frieden betrogenen Mannes. Die englische Garantie für Polen war die Antwort.

Wenn die Westmächte den Krieg in der Überzeugung geführt haben, für eine gerechte Sache zu kämpfen, so hat Chamberlains Tun ihnen die Grundlage dafür geschaffen. Es ist die Tragödie der Welt, dass vierzehn Jahre lang auf Seiten der Alliierten die grosszügige Führung fehlte, die den aufrichtigen Wunsch der damaligen deutschen Staatsmänner, ihr Land wieder in die europäische Staatengemeinschaft einzufügen, früh genug erfüllte. Es ist die Tragik Chamberlains, dass er mit seinen guten Gedanken zu spät und an den falschen Mann kam.

Auch heute lebt die Menschheit in der Angst vor einem Krieg. Dieser Angst kann nur begegnet werden, wenn die gequälten Völker hoffen dürfen, dass in der entscheidenden Stunde Staatsmänner regieren, die den Mut haben, auch die eigene politische Laufbahn und ihren Ruf aufs Spiel zu setzen, um Millionen Menschen das Lebensglück zu bewahren. Diesen Mut hat Chamberlain gehabt; er mag politisch geirrt haben, aber er hat der Welt das hinreissende Beispiel eines Mannes gegeben, dem die grosse Sache – und welche Sache könnte grösser sein als die des Friedens – mehr galt als die eigene Person und als das Urteil der Mitwelt. Kein schöneres Denkmal konnte ihm gesetzt werden als mit Churchills Gedenkrede im Parlament: «Der einzige Führer des Menschen ist sein Gewissen; der einzige Schild für sein Andenken ist die Redlichkeit und Ehrlichkeit seiner Handlungen. Neville Chamberlain hat mit vollkommener Ehrlichkeit und nach bestem Wissen gehandelt und bis zur äussersten Grenze seiner gewaltigen Fähigkeiten und Autorität danach gestrebt, die Welt vor diesem schrecklichen Kampf zu bewahren.»

#### HISTORIKER UND POLITIKER

#### CARL BURCKHARDT

Friedrich Engels, der Fabrikantensohn aus Barmen und Mitverfasser des Kommunistischen Manifests, nannte einmal die Schweiz ein «Rudiment der alten christlich-germanischen Barbarei, die mit tierischer Hartnäckigkeit an ihrer Lokalborniertheit festhält». Die bösertige Kritik wendet sich, recht verstanden, zu einem wahren Loblied auf das Land, das sich, zugleich demokratisch und konservativ, von allen europäischen Ländern die Grundlagen abendländischer Kultur am

reinsten zu erhalten und der Zeitkrankheit der Vermassung am fernsten zu bleiben verstand. Immer wieder schenkt die Schweiz dem Kontinent Männer, die als echte Kinder ihres Landes auch unverfälschte Repräsentanten des abendländischen Geistes sind. Jakob Burckhardt, der Verfasser der «Kultur der Renaissance», war ein solcher Schweizer. Carl Burckhardt, der Verfasser des «Richelieu», wandelt in den gleichen Spuren. In diesem Buch über den grossen französischen Staatsmann stellt Burckhardt den Kardinal als «die Inkarnation dessen, was das kollektive Unbewusste der Epoche aus sich heraus zu schaffen hatte», dar.

Burckhardt erkannte die Seele der Geschichte und deutete sie in den Menschen und Völkern. Er war zugleich Historiker und Staatsmann. Er hatte in München, Göttingen und Zürich studiert, begann 1918 seine Laufbahn als Diplomat, ging 1922 im Auftrage des Internationalen Roten Kreuzes nach Anatolien und Syrien und verbrachte die folgenden Jahre in Wien, Paris und Genf. Von 1927 ab lehrte er als Historiker in Zürich und wurde frühe zu einem der wenigen Europäer, die frei von nationalen Vorurteilen und Ressentiments die Sendung der abendländischen Kultur in einer wirren und dürftigen Wirklichkeit verkündeten. Ein Astrologe wollte ihm 1936 das Horoskop stellen. Burckhardt lehnte ab, da er sich nicht der Gefahr aussetzen mochte, in den Bann von Voraussagen zu geraten. Der Sterndeuter hatte ihn auf einer Gesellschaft getroffen und sagte scherzend, Burckhardt scheine sich vor dem Schicksal zu fürchten. Da liess sich Burckhardt das Horoskop stellen, wollte aber nur Antwort auf *eine* Frage haben, nämlich ob er innerhalb von Jahresfrist den II. Band seines «Richelieu» fertigstellen würde. Die Antwort fiel negativ aus und gab einen schwer verständlichen und wenig glaubhaften Grund an. Burckhardt werde nicht zum Abschluss seines Buches kommen, weil er im Laufe eines Jahres einen neuen Posten im Osten erhalte, der seine Arbeitskraft voll beanspruche. 1937 starb der Völkerbundskommissar in Danzig. Der Völkerbund entsandte Burckhardt nach Danzig. Die Prophezeiung war eingetroffen. Nun stand er an einer der wunden Stellen Europas, deren unnatürliche Behandlung in Versailles bereits Lloyd George und der weise Feldmarschall Smuts als «Ursache künftiger Kriege» erkannt und gebrandmarkt hatten. Burckhardt erlebte, wie der englische Minister Duff Cooper bei einem Besuch in Dan-

zig beeindruckt wurde durch den Charakter und die Geschichte dieser deutschen Stadt. Burckhardt sah die Gefahren für den Frieden, die von dieser Stelle ausgehen konnten, wenn es nicht gelang, in friedlicher Vereinbarung den Fehler von Versailles zu korrigieren. Als Völkerbundskommissar erfüllte er behutsam die schwierige Aufgabe der Aufsicht und Vermittlung zwischen den deutschen und polnischen Interessen.

Im Sommer 1938 war ich zur Besprechung finanzieller Fragen in Danzig. Um den Besuch möglichst unauffällig zu machen, wurde er als eine Jagdeinladung ausgegeben. Ich betrat die Stadt nicht, sondern wohnte in einer Jagdhütte des Senatspräsidenten Greiser. Ganz in der Nähe lag die Hütte Burckhardts. Er war oft bei Greiser, der damals noch eine verständige Politik betrieb und infolgedessen in guten Beziehungen zu Burckhardt stand. Ich bin manches Mal in der Nacht mit Burckhardt im Wald plaudernd auf und ab gewandert, während das weisse Mondlicht durch die hohen, schwarzen Kiefern fiel.

Burckhardt sah die Gefahr für den Weltfrieden nicht in dem Zusammenprall von Weltanschauungen. Diese waren nach seiner Ansicht nur der Vorhang, hinter dem sich die Auseinandersetzung zwischen durchaus materiellen Machtinteressen abspielte. So war für ihn der Widerspruch der Welt gegen Deutschlands wieder zunehmende Macht weniger die Folge der Abneigung gegen den Nationalsozialismus als die Furcht vor einem die europäische Balance störenden Übergewicht des Reiches. Wenn die deutschen Sozialdemokraten, sagte er mir, Hitlers Politik vorweggenommen und Deutschland aufgerüstet hätten – in dieser Unterlassung sah er einen der Gründe für Hitlers Aufstieg –, dann hätte man in allen westlichen Ländern eine Welle des Antimarxismus erleben können. Umso notwendiger sei eine Politik der Mässigung, die das Erreichte befestige und den Gegnern nicht die Möglichkeit gebe, unter dem Motto eines Kreuzzugs gegen den Nationalsozialismus den Machtkampf gegen die erstarkende europäische Mitte zu führen. Diese Mässigung sei ebenso erforderlich in der Aussenpolitik, in der an die Stelle der Gewaltaktionen nun friedliche Abmachungen treten, wie in der Innenpolitik, in der die Willkür und der Rassen- und Kirchenkampf aufgegeben werden müssten.

Burckhardt untersuchte, aus welchen Kreisen sich die überzeugten und fanatischen Anhänger Hitlers zusammensetzten und welche Motive sie zum Anschluss an ihn geführt hätten. Es war ein soziologi-

ches Interesse, mit dem er das Wirken des Danziger Gauleiters Forster verfolgte, dessen persönliche und politische Unarten ihm und Greiser genug Schwierigkeiten bereiteten. Greiser hatte ihm gesagt, das geeignetste Studienobjekt sei der ostpreussische Gauleiter Erich Koch. Ein Zusammentreffen zwischen Burckhardt und Koch ermöglichte Graf Kanitz-Podangen, der einmal Reichsernährungsminister gewesen war. Von dieser Besprechung, die in Schloss Podangen stattgefunden hatte, erzählte mir Burckhardt. Koch, dem es nicht an Intelligenz, aber an Charakter mangelte, habe Burckhardt drastisch die seelische Verfassung und materielle Lage der durch den ersten Weltkrieg aus der Bahn geworfenen deutschen Jugend geschildert. Ihre Ideale seien vernichtet, ihre Zukunft gefährdet. Keine politische Partei böte ihr eine Aussicht. Die bestehende gesellschaftliche Ordnung schiene ihr für die Auflösung reif zu sein. So wendeten sich die Augen der Kriegsgeneration Adolf Hitler zu, der auf den Trümmern des Bestehenden eine neue Ordnung aufbauen wollte. Er, Koch, wäre ein begeisterter Kommunist geworden, wenn er nicht Hitler begegnet wäre. Burckhardt stellte sehr nachdenklich fest, so seien also Tausende von Deutschen nur durch den Nationalsozialismus vor dem Bekenntnis zum Kommunismus zurückgehalten worden. Aber gerade dadurch dringe mit Männern wie Koch eine bolschewistische Tendenz in die nationalsozialistische Partei ein.

Burckhardt ist oft von polnischer Seite einer prodeutschen Parteilichkeit geziehen worden, sicherlich zu Unrecht. In der gleichen Gründlichkeit, mit der er das deutsche Problem studierte, mühte er sich, die polnische Auffassung zu verstehen und ihren berechtigten Forderungen gerecht zu werden. Burckhardt war weder prodeutsch noch polnisch, er war Europäer. So sah er es als seine Pflicht an, im August 1939, als die Kriegswolken den europäischen Horizont verdüsterten, Hitler in Berchtesgaden aufzusuchen. Er war dazu berufen, weil wegen der Tätigkeit polnischer Zollinspektoren auf Danziger Gebiet ein Streit zwischen Danzig und Polen ausgebrochen war, der durch eine ultimative Note Polens an den Danziger Senat verschärft worden war. Die Reichsregierung teilte dem polnischen Botschafter mit, die in der polnischen Note angedrohten Vergeltungsmassnahmen gegen Danzig belasteten auch die deutsch-polnischen Beziehungen. So wuchs sich der Danzig-polnische Streit zur deutsch-polnischen Krise

aus. Aus dieser Krise sah Burckhardt den zweiten Weltkrieg entstehen. Die Zündschnur glimmte, die zum Pulverfass führte. Der Funke musste ausgetreten, der Streitfall zwischen Danzig und Polen beigelegt werden. Er war der erste Vermittler, der zu Hitler ging, hatte aber keinen Erfolg, weil dieser nicht zum Einlenken bereit war.

Während des Krieges war Burckhardt Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz. Durch den immer unmenschlicher werdenden Krieg leuchtet das versöhnende Licht der im Roten Kreuz verkörperten Menschlichkeit, der Humanitas, die, unbeirrt durch den Hass und die Rachsucht, an den Gefangenen und Verwundeten die Menschen- und Christenpflicht erfüllte. Dies Amt war Burckhardt; wichtiger als die Arbeit am «Richelieu». Burckhardt war auch der Unterhändler vieler Friedensversuche, die während des Krieges von Angehörigen neutraler und kriegführender Länder unternommen wurden. Er hat jede Möglichkeit verfolgt, um das Blutvergiessen abzukürzen, ja es sogar nicht abgelehnt, sich im März 1945 mit Kaltenbrunner zu treffen. Wie seinem ersten Vermittlungsversuch war auch diesen Friedensbemühungen kein Erfolg beschieden. Aber sie bleiben bezeichnend für einen Mann, über dessen Leben und Wirken das Wort der Antigone steht: «Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da»

#### HELFER UND WARNER

#### **HERBERT HOOVER**

Der Name des einzigen noch lebenden Expräsidenten der Vereinigten Staaten hat einen guten Klang in Europa. Als in den Jahren nach dem ersten Krieg die Weltwirtschaft sich in das dichte Netz von Schuld- und Kreditverflechtungen verstrickt sah, da war es Hoover, der seine Stimme erhob und mit dem «Hoover-Moratorium» einen Ausweg zeigte. Das Stillhalte-Abkommen der Londoner Konferenz und die Streichung der Reparationen in Lausanne entsprangen einer wirtschaftlichen Vernunft, zu der wohl schon die Professoren und Wirtschaftler geraten hatten, deren Forderungen aber erstmals Hoover politischen Nachdruck gab.

Hoover war von beiden Eltern her Erbe einer Quäkertradition, die weit zurückreichte. Die Gaben der praktischen Lebensbewältigung



und des aufbauenden Wohltuns waren ihm also schon in die Wiege mitgegeben. Der junge Ingenieur ging als technischer Experte und Direktor von Grubengesellschaften nach China und Australien, Russland und Italien. 1912 gab er eine Übersetzung von Agricolas «De Re Metallica» heraus. Beim Ausbruch des ersten Weltkriegs baute er in London das grosse Hilfswerk auf, das durch Lieferung von Nahrungsmitteln und Kleidung die Kriegsnot in Frankreich und Belgien zu lindern bestimmt war. Dabei zeigte er, vor allem auch in den Verhandlungen mit der deutschen Besatzungsmacht, diplomatisches Geschick. Nach dem Waffenstillstand 1918 wurde er der Leiter des amerikanischen Hilfswerks, das Lebensmittel in das hungernde Europa brachte und den Wiederaufbau der vom Krieg betroffenen Länder förderte. Eine ganze Generation deutscher Jugend hat in den Quäkerseisungen die erste Hilfe nach schweren Hungerjahren erhalten.

1920 trat Hoover als Handelssekretär in das Kabinett des republikanischen Präsidenten Harding ein. 1928 wurde er von den Republikanern als Präsidentschaftskandidat aufgestellt und mit grosser Mehrheit gewählt. Er war noch nicht ein Jahr im Amt, als der berühmte «schwarze Tag» der Börse das Land in eine Panik stürzte. In der Krise suchte er das öffentliche Vertrauen herzustellen, indem er in zahlreichen Reden seinen festen Glauben an die Wiederkehr der Prosperität bekundete. Als Liberaler war er ein Gegner der staatlichen Zwangswirtschaft. In der Präsidentenwahl des Jahres 1932 wurde er erneut von den Republikanern benannt, unterlag aber Roosevelt, dem Kandidaten der Demokraten, der ihn mit vielen Stimmen überholte. Unter diesem sollten sich auch die Vereinigten Staaten veränderten Wirtschaftsprinzipien zuwenden müssen.

Nach einem Frühstück, das in der Mitte der dreissiger Jahre der amerikanische Botschafter in Berlin Hoover gab, liess dieser sich von mir die Grundsätze des Arbeitsbeschaffungsprogramms erklären, das der nationalsozialistische Staat in Angriff genommen hatte. Er folgte mir aufmerksam, gab auch zu, dass die Massnahmen für Deutschland nutzbringend seien, meinte aber schliesslich, für die Vereinigten Staaten eigneten sie sich, selbst wenn Amerika in ähnlicher Lage wäre, nicht. Eine staatlich gelenkte Lohn- und Preispolitik widerspreche zu sehr dem Prinzip der persönlichen Freiheit. Und dafür sei der Amerikaner bereit, selbst das Opfer wirtschaftlicher Einbussen zu bringen.

Der amerikanische Republikaner war kein Freund der deutschen Diktatur, aber er erkannte auch die Zwangsläufigkeit der Entwicklung. Im März 1938 sagte er vor dem Ausschuss für Auswärtige Angelegenheiten in Washington, die 1919 gestreute Drachensaat gehe jetzt auf; nur aus dem Versailler Vertrag sei die Entstehung der europäischen Diktaturen zu erklären.

Auch während des zweiten Weltkriegs mussten viele Völker in Europa hungern. Im Jahre 1945 und in den schweren Jahren danach wurde dem deutschen Volk die Verantwortung dafür auferlegt. Es wurde in eine harte Haftung genommen, in der es die unselige Neigung, zuerst bei anderen die Schuld zu suchen, sich selbst aber zu bemitleiden, abstreifen sollte. Man klagte, die Nahrungssätze, die der Deutsche in dieser Zeit erhielt, seien geringer als diejenigen, die zuvor in den besetzten Gebieten gegolten hätten, vergass aber, dass es Hitler gewesen war, der Europa in eine Unordnung gestürzt hatte, welche die geordnete Versorgung aller Gebiete auf Jahre unmöglich machte. Da traten wieder die Vereinigten Staaten mit Nahrungsmittelzufuhren und einer «Care»-Aktion auf den Plan, um das drohende Massensterben zu verhindern. Das Bewusstsein der menschlichen Gemeinschaft, die christliche Hilfsbereitschaft überwand den Vergeltungstrieb, der sich anfänglich mächtig erhoben hatte.

In dieser Zeit hat Hoover erneut Einfluss auf die Versorgung Europas genommen. Wenn die Hungerzeit selbst in Deutschland verhältnismässig rasch überwunden wurde, so ist das in erster Linie ihm zu verdanken. Aber er wäre nicht auch der Mann der Wirklichkeit, hätte er Deutschland nicht zugleich gemahnt, sich nicht allein auf die Hilfe von aussen zu verlassen. Voll zorniger Ungeduld gegenüber der Uneinigkeit der europäischen Staaten und ihrem Zögern in der Selbsthilfe hat Hoover die Einstellung der Marshall-Lieferungen verlangt, bis die Europäer tatkräftiger darangingen, ihr gemeinsames Haus in einer Zusammenarbeit, welche die Vorurteile der Vergangenheit hinter sich liesse, in Ordnung zu bringen. Man hat diese Warnung auch in Deutschland teilweise mit Unwillen aufgenommen und dabei die Pflicht zur Dankbarkeit gegenüber dem Manne vergessen, der sich zweimal aus dem eigenen Lager zum besiegten Gegner begeben hat, um ihm Hilfe zu bringen. Das deutsche Volk vergibt sich nichts, wenn es von diesem treuen Helfer Europas einen Rat annimmt.

DRITTES BUCH

**DIE DIKTATUR**

## 9. Kapitel

### DIE SATTELHELFER

#### DER «STARKE» MANN

#### ALFRED HUGENBERG

Wenn ein Volk in Not ist, erhebt sich der Ruf nach dem «starken Mann». Im alten Rom bestellte man in solchen Zeiten neben den beiden Konsuln einen Führer mit zeitlich eingeschränkten, sachlich fast unbegrenzten Vollmachten. War die Gefahr vorüber, kehrte der Diktator wieder in das bürgerliche Leben zurück. Es war ein erstes Zeichen des drohenden Untergangs der Republik, dass im letzten Jahrhundert vor Christus die um die Macht im Staat ringenden Heerführer sich die Sondervollmacht beliebig erneuern liessen, bis der Senat sie Cäsar lebenslänglich verlieh und sich damit selbst das Todesurteil sprach. Auch die modernen Demokratien versuchen, sich gegen das Machtstreben Einzelner zu schützen. Der amerikanische Präsident soll nicht für eine dritte Amtszeit gewählt werden – vor Kriegsnöten tritt

diese demokratische Forderung zurück –, die Finnen haben 1937 ihren «grand old man» Swinhufvoed, den politischen Führer des Landes im ersten Weltkrieg, nicht wieder zum Präsidenten gewählt und den grossen Feldherrn Mannerheim in den Reichs Verteidigungsrat abgeschoben, bis sie ihn in Finnlands beiden letzten Kriegen mit Russland wieder als Oberbefehlshaber wählten und ihm in der Schicksalsstunde 1944 die Befugnisse des altrömischen Diktators übertrugen. Die Engländer bereiteten ihrem Kriegspremier Churchill bei aller Anerkennung seiner Leistungen in der ersten Friedenswahl eine Niederlage. Deutschland kannte solche Besorgnisse nicht. Es glaubte, in einem alten Heerführer den Retter aus Friedensnöten zu finden. Als der Staat auch unter seiner Präsidentschaft wieder in Not geriet, da blieb zwar der greise Feldmarschall von Hindenburg frei von Vorwurf, aber man suchte erneut nach dem «starken Mann», der unter ihm oder an seiner Stelle das Reich zu retten berufen sei. Die Jugend insbesondere rief nach einer Persönlichkeit, der sie sich willig unterordnen konnte.

Es gab auf der Rechten Leute, die den starken Mann im vierten Parteiführer der Deutschnationalen zu finden meinten. Dem energiegeladenen Helfferich, dem nach Helfferichs tödlichem Eisenbahnunfall zum Nachfolger gewählten ehemaligen preussischen Finanzminister Hergt und dem Grafen Westarp, die ihre Herkunft aus der Beamtenlaufbahn nicht verleugnen konnten, war nach einer Palastrevolution Alfred Hugenberg als Führer der Partei gefolgt. Er hatte sich als junger Assessor der Ansiedlungskommission im deutschen Osten die Sporen verdient, der Musik der Alldeutschen .manchen lauten Ton hinzugefügt, sich aber dann der Industrie zugewandt und im Krieg als Vorsitzender des Krupp'schen Direktoriums gewirkt. Nach dem Krieg schuf er sich seine Herrschaft in der Presse und im Film. Er war ein erfolgreicher Mann der Wirtschaft. Dass er die gleichen Eigenschaften auch als Politiker besässe, war selbst in seiner Partei umstritten. Ob Starrsinn Stärke, ob die Verfügungsmacht über Kasse und Presse der Partei auch der Schlüssel zur Politik sei, darum ging es. Hugenberg war nicht eigentlich konservativ, wenn man unter konservativ die Gesinnung versteht, die immer wieder aus den ursprünglichsten Quellen des nationalen Lebens schöpft. Er war ein Nationalist, der die Zukunft des Volkes in der Ausdehnung seiner Macht erblickte. Hier hatte er Berührung mit den Nationalsozialisten, denen die echten Konservativen

auf der Rechten mit Abneigung begegneten. Hugenberg war aber für die nationalsozialistische Gefahr nicht blind. Er schlug dem Reichskanzler Brüning eine Erweiterung seiner Regierung nach rechts unter gleichzeitiger Umbildung der Preussischen Regierung vor. Sein Rat wurde, besonders wohl auf Grund der ablehnenden Haltung der preussischen Zentrumsfraktion, abgelehnt. Als die Wahl 1932 die «negative Mehrheit» von Nationalsozialisten und Kommunisten brachte und verfassungsmässig nur noch die Alternative blieb: Präsidialkabinett oder Koalition mit Hitler, entschied sich Hugenberg zunächst für das Präsidialkabinett. Erst im Januar 1933 beteiligte er sich an der zweiten Lösung.

Die zahlenmässige Schwäche seiner Partei versagte ihm den Aufstieg zur Staatsführung. Der kleine, beleibte Herr mit dem Seehundsbart und dem etwas schiefen Mujid, der immer zu lächeln schien, war kein Mann für das Volk. Er konnte ein Gremium von Wirtschaftlern durch seine Erfahrung beeindrucken, aber weder ein oppositionelles Parlament auf seine Seite zwingen noch die Massen durch seine Rede gewinnen. Wollte er zur Wirkung kommen, musste er sich einen Demagogen verpflichten, der ihm das Volk einfing. Hugenberg, der von persönlicher Eitelkeit frei, aber sich seines Wertes voll bewusst war, traute es sich zu, den verunglückten österreichischen Maler, wie er Hitler bezeichnete, an die Leine zu nehmen. Er hatte Zügel, die er für unzerreissbar hielt. Die junge Partei brauchte, wenn sie an die Macht kommen wollte, in erster Linie wirtschaftliche Erfolge. Sachverständige dafür besass sie nicht. Hitler war also angewiesen auf die nicht in seinem Lager stehende «Wirtschaft». Die versammelte sich hinter Hugenberg. Die NSDAP befand sich gerade um die Jahreswende 1932/33 in einer drückenden Geldklemme. Hitler würde sich dem Einfluss der Kreise nicht entziehen können, die ihm aus der Verlegenheit halfen. Die Partei besass im Reichstag nicht die Mehrheit, sie würde sie aller Voraussicht nach auch in einer Neuwahl nicht erreichen. Sie brauchte also, um auf legalem Wege an die Macht zu kommen – und das schien Hitlers Hauptziel zu sein –, einen politischen Partner. Das waren die Deutschnationalen. Hugenberg wollte das Zünglein an der Waage spielen. Wenn er erst an der Regierung beteiligt wäre, könnte er Presse und Film in seinem Sinne ausnutzen. Dem Programm Hitlers legte er keine Bedeutung bei. Da stand noch

mehr Unsinn drin, als sonst in solchen Programmen ohnehin zu stehen pflegte. Daran brauchte man sich nicht zu halten, das würde man später stillschweigend über Bord werfen. Es war verlorene Zeit, sich über «Brechung der Zinsknechtschaft» und ähnliche Parolen zu unterhalten. Solche Seifenblasen zerplatzten an den harten Wirklichkeiten des Lebens. Hitler mochte mit dem Reichspräsidenten, der Generalität, dem Beamtentum fertig werden, Hugenbergs Stricke würden halten.

So richtete sich Hugenbergs Interesse im «Kabinett der nationalen Erneuerung» im Wesentlichen auf zwei Fragen. Die erste war, ob es nötig sei, Neuwahlen abzuhalten. Hugenberg war dagegen, er fürchtete einen Vorteil seines «Bundesgenossen», der die Bedeutung der Hugenberg'schen Partnerschaft schmälern konnte. Hitler wollte natürlich die Neuwahl. Er siegte in der Kontroverse, da er seine auf der Hand liegenden Argumente offen aussprechen konnte, Hugenberg konnte es nicht. Die zweite Frage betraf Presse und Film. Bei allen im Kabinett beratenen Massnahmen erkundigte sich Hugenberg genau, welche Wirkungen sie für den Scherl-Verlag und für die Ufa haben könnten. An der Diskussion über andere Fragen, auch wenn sie, wie das Ermächtigungsgesetz und das Gesetz zur Säuberung des Beamten-tums, von weittragender Bedeutung waren, beteiligte er sich kaum, Das überliess er den bürgerlichen Fachministern. Deshalb suchten der preussische Finanzminister Popitz, der an allen Kabinettsitzungen teilnahm, und ich Hugenberg auf und machten ihm ernste Vorstellungen. Es gehe nicht an, dass er die Opposition im Kabinett den Fachministern überliesse, die in politischen Fragen nicht genug Einfluss besässen. Hier die Führung zu übernehmen, sei Papens und seine Hauptaufgabe. Ob er denn nicht die Entwicklung sähe, die die Dinge nähmen? Sobald Hitler nach den Sozialdemokraten auch die übrigen Parteien der Linken und der Mitte zur Strecke gebracht habe, werde die Reihe an die Deutschnationalen kommen. Hugenberg lächelte mitleidig; wir kannten die Voraussetzungen nicht, unter denen die Regierung zustande gekommen sei. Hitler habe den «ewigen» Fortbestand der Deutschnationalen ausdrücklich zugesagt. Wir blieben skeptisch: er solle uns die schriftliche Zusage zeigen. Da müssten wir uns an Papen wenden, sagte Hugenberg, der habe in der entscheidenden Nacht zum 30. Januar die Schlussverhandlungen geführt. Wir gingen zu Papen und baten ihn, uns das schriftlich fixierte Ergebnis der

nächtlichen Verhandlungen zu zeigen. Das konnte er nicht, ein Protokoll sei nicht vorhanden, man habe den gemeinsamen Weg nicht mit einer solchen Misstrauenskundgebung antreten wollen. Auf unsere Frage nach der Zusage Hitlers, auf die sich Hugenberg so bestimmt berief, erwiderte Papen etwas verlegen, er glaube sich an eine solche Zusage zu erinnern, aber ganz bestimmt könne er es nicht mehr sagen, es seien damals zu viele Dinge besprochen worden. Bald darauf löste Hitler die Deutschnationale Volkspartei auf. Nun war Hugenberg nicht mehr der gleichberechtigte Parteiführer, immerhin besass er als Wirtschafts- und Ernährungsminister noch eine starke Position. Doch auch sie war von kurzer Dauer.

Mit der Führung der deutschen Delegation, die an der Wirtschaftskonferenz in London im Juli 1933 teilnehmen sollte, war Neurath beauftragt worden. Ihr gehörte auch Hugenberg an. In London legte er der Konferenz eine Denkschrift vor, in der unter anderem die Rückgabe der deutschen Kolonien an Deutschland und Lebensraum im Osten gefordert wurde. Sie rief eine allgemeine Erregung hervor und in- und ausländische Journalisten wandten sich an Neurath. Dieser erklärte, die Denkschrift sei nicht eine Offizielle Stellungnahme der deutschen Delegation, sondern eine Privatarbeit des Ministers Hugenberg. Als die Konferenz sich vertagte und die deutsche Delegation zurückkehrte – der Ministerialdirektor Posse führte sie noch eine Zeitlang vertretungsweise, bis die Konferenz sang- und klanglos schloss –, meldete sich Hugenberg in der ersten Kabinettsitzung vor Eintritt in die Tagesordnung zum Wort. Er habe über den Delegationsführer, den Aussenminister von Neurath, Beschwerde vor dem Kabinett zu führen. Es sei dem deutschen Ansehen und vor allem seiner eigenen Stellung ausserordentlich abträglich gewesen, dass ihn Neurath desavouiert habe. Nachdem sich Hugenberg noch über Goebbels beklagt hatte, der die Veröffentlichung einer von Hugenberg der Presse übergebenen Darstellung untersagt habe, fragte Hitler den «Angeklagten» Neurath, ob er sich zu Hugenbergs Ausführungen äussern wolle. «Nein», antwortete dieser wütend. Dann, erklärte Hitler, müsse er feststellen, dass auf Auslandskonferenzen nur einer zu entscheiden habe, das sei der Führer der Delegation. Hugenberg erhob Einspruch, auf diese Weise könne ihm Neurath, wenn die Konferenz wieder beginne, sogar die Teilnahme untersagen. Das werde er bestimmt auch tun, brummte



Neurath, den Nächstsitzenden vernehmbar. Es blieb bei Hitlers Entscheidung. Nachher fragte ich Neurath, warum er Hugenberg so schlecht behandelt habe. Weil mit ihm nicht auszukommen sei, erwiderte er. Hugenberg habe seine berühmte Denkschrift in einer Delegations Sitzung vorgelesen. Daraufhin habe er, Neurath, wie sich das unter wohlgezogenen Leuten gehöre, nicht gesagt, er halte sie für Blödsinn, sondern: sie sei natürlich ausgezeichnet, aber man könne sie der Degenseite nicht aushändigen. Das sei doch wohl deutlich genug gewesen. Hugenberg habe jedoch nach der Sitzung seinen Leuten mit geteilt, Neurath billige die Denkschrift, seine Bedenken gegen die Aushändigung teile er, Hugenberg, aber nicht. Und dann habe Hugenberg die Denkschrift fröhlich vorgelegt. Mit solchen Männern könne man auf Konferenzen nicht arbeiten.

Als Hitler in jener Kabinettsitzung zur Tagesordnung übergehen wollte, meldete sich Hugenberg zum zweitenmal zum Wort. Er bitte das Kabinett, sich mit der Entlassung des Ministerialdirektors Posse einverstanden zu erklären. Posse war alter Beamter im Wirtschaftsministerium und ein Kenner aller Probleme der Handelsverträge und des Zolltarifs, der sich in vielen schwierigen Verhandlungen bewährt hatte. Hugenberg habe in London feststellen müssen, dass seine Wirtschaftsauffassung sich in grundsätzlichen Punkten nicht mit Posses Ansichten decke. Hitler wandte sich an Lammers, ob die Zustimmung des Kabinetts zu einer solchen Entlassung überhaupt erforderlich sei. Nein, sagte Lammers, nur zu der Ernennung des neuen, vom Ressortminister vorzuschlagenden Beamten. Wen Hugenberg denn vorschlage, fragte Hitler. Das wisse er noch nicht, erwiderte Hugenberg, ihm komme es jetzt nur darauf an, dass Posse nicht als stellvertretender Delegationsführer in London bleibe. Hitler meinte, das sei allerdings etwas anderes, die Abberufung eines Delegationsführers sei eine Frage von so hoher politischer Bedeutung, dass sich das Kabinett damit beschäftigen müsse. Aber ihm scheine die Abberufung nicht einmal in Hugenbergs eigenem Interesse zu liegen; man werde im Auslande annehmen, dass Posse wegen der Abfassung der Denkschrift gemässregelt worden sei; denn natürlich glaube man dort nicht, dass Hugenberg selbst die Denkschrift verfasst habe, sondern sein zuständiger Abteilungsleiter. Hugenberg merkte die Falle nicht und protestierte sofort, er allein habe die Denkschrift verfasst. Die Nationalsozialisten

im Kabinett lächelten. Hitler aber bat die Kabinettsmitglieder, die Erfahrungen mit Auslandskonferenzen hätten, sich zu äußern. Es sei ganz unmöglich, erklärte der Reichsbankpräsident Schacht, den stellvertretenden Leiter einer Delegation abzurufen, wenn nicht ganz schwerwiegende Gründe vorlägen. Das Kabinett beschloß, Posse, solange die Konferenz nicht formell beendet sei, auf seinem Posten zu belassen. Nach Abschluß der Konferenz dürfe Hugenberg mit ihm verfahren, wie er wolle. Hugenberg ist nicht mehr dazu gekommen, Posse zu entlassen, er ist vor ihm gegangen.

Diese Kabinettsitzung hat zu Hugenbergs Entschluß, seinen Abschied einzureichen, beigetragen. Schwerwiegender war die Erkenntnis, daß schon das erste halbe Jahr der Hitler-Regierung erwiesen hatte, wie undurchführbar die Hugenberg'schen Pläne auf wirtschaftlichem Gebiet und wie unerfüllbar seine Hoffnungen waren, über und durch Hitler die Leitung der Politik in die Hand zu bekommen. Den Ausschlag aber gab wohl die ihm von Hitler erst freundschaftlich, dann unter Drohung gestellte Zumutung, seine Partei mit den Nationalsozialisten zu verschmelzen. Denn Hugenberg sah darin einen Treubruch, der es ihm unmöglich machte, mit diesem Mann weiter zusammenzuarbeiten. Hitler hatte am 30. Januar durch das »Feierliche Ehrenwort«, daß der Ausgang der Neuwahlen an der Zusammensetzung des Kabinetts nichts ändern werde, zwar nicht den Fortbestand, der Parteien formell garantiert, aber seine Zusage mußte doch als Versprechen einer politischen Kontinuität aufgefaßt werden, die Hugenberg nun gebrochen sah.

Hugenberg wird vielfach als Repräsentant jener Wirtschaftskreise angesehen, die Hitler vor der Machtergreifung finanziell unterstützten und ihn dadurch erst in den Sattel hoben. Diese Auffassung machte sich auch die Anklage in den Prozessen gegen die Wirtschaftsführer in Nürnberg zu eigen. Sie überbetont das Interesse der Industriellen an Hitler und seiner Bewegung. Es gab nur wenige, die dem Nationalsozialismus zur Macht verhelfen wollten. Man fürchtete den braunen Sozialismus nicht weniger als den roten und zahlte Hitlers Bewegung Unterstützungen, wie man sie auch anderen Parteien, sogar den Kommunisten, gewährte, wenn man sie für wichtig ansah und bei ihnen einen Stein im Brett haben wollte. An politische Parteien gegebene Gelder bedeuteten für die Industrie nichts anderes als Versicherungsbei-

träge gegen Feuer und Diebstahl. Die Höhe der Zahlungen an die NSDAP wird gemeinhin übertrieben. Ihr Ausbleiben hätte sicherlich dem «Reichsschatzmeister» schlaflose Nächte bereitet; aber es hätte die Partei nicht wesentlich aufgehalten. Die Bewegung war durch die Millionen der Parteibeiträge gesichert. Diese gingen mit erstaunlicher Regelmässigkeit ein. Die Geldklemme des Winters 1932/33, über die Goebbels in seinem Tagebuch klagt, hätte vielleicht die Auszahlungen der Gehälter an die Parteibeamten hintangehalten. Kein Wunder, dass die Bonzen unruhig wurden und dass Goebbels der Kalamität fast täglich einige Sätze seines Tagebuches widmete.

Hugenberg war der typische Vertreter des Bürgertums der Wilhelminischen Ära. In einem wirtschaftlichen Aufschwung sondergleichen war es reich geworden und empfand die aus der geographischen Lage Deutschlands und seiner Geschichte entstandene Beschränkung auf einen allzu engen Raum als ungerecht und beschämend. Man sah, wie sich andere Länder über den Erdball ausdehnten, wie auch Amerika in seinem jugendfrischen Optimismus auf dem besten Wege war, das Karibische Meer und den Pazifischen Ozean seinem Einfluss zu unterwerfen. Selbst die kleineren europäischen Länder wie Spanien, Portugal, Holland hatten aus ihrer einstigen Weltmachtstellung wertvollen Besitz behalten, Belgien hatte sogar neuen erworben. Als einziges Land war Deutschland in dieser Zeit nicht über sein ursprüngliches Territorium hinausgewachsen. Hugenberg war von der Berechtigung deutscher Kolonialforderungen überzeugt. Er hatte vor dem ersten Weltkrieg Ziele für eine deutsche Expansion aufgestellt. Im Krieg gehörte er zu den Annektionisten – unter denen sich damals auch Erzberger befand –, die Deutschlands Grenzen nach Ost und West vorschieben wollten. Nach dem Kriege war er ein schroffer Gegner der Erfüllungspolitik, er bekämpfte den Dawes- wie den Young-Plan, war auch für Locarno nicht zu haben. Selbst in seiner eigenen Partei stiess er mit seiner kompromisslosen Haltung auf Widerspruch. Doch war es gerade die «Sturheit», die ihm bei seinen Anhängern den Ruf eines charakterfesten Politikers einbrachte. Der Kampf gegen Locarno und die Erfüllungspolitik führte ihn an die Seite Hitlers. Die Harzburger Front manifestierte den ungleichen Bund.

Hugenberg war in Verhandlungen zäh und gab nicht um Haaresbreite nach. Noch als Achtzigjähriger hielt er stundenlanges Verhandeln

ohne Ermüdung durch, seine Hartnäckigkeit zwang die erschöpften Gesprächspartner zum Nachgeben. Aber er war nicht schlagfertig und der schlaun Wendigkeit, von Hitler oder Goebbels nicht gewachsen. Bei den Gerichten seines Heimatortes war er gefürchtet, dort häuften sich die Hugenberg'schen Prozessakten. Er war jedem Vergleich abgeneigt und ging auch bei Kleinigkeiten zum Kadi. Darin lag Rechtshaberei und Schlaueit zugleich. Es warnte alle, auch nur den Versuch zu machen, ihn hereinzulegen. Als er 1933 aus dem Kabinett ausgeschieden war, zog er sich auf seine wirtschaftlichen Interessengebiete zurück.

#### DER EWIGE KRIEGSTEILNEHMER

#### FRANZ SELDTE

Im Nürnberger Gefängnis ist Franz Seldte schwer erkrankt. Man wollte ihn auf einer Bahre ins Hospital schaffen. Er lehnte ab; solange er noch einen Schritt gehen könne, lasse er sich nicht tragen. Im Krankenhaus ist er kurz darauf, 1947, gestorben.

Es war das Fronterlebnis, das sein Wesen am stärksten geformt hatte. Tapferkeit war seine hervorstechendste Eigenschaft. Auch als er einen Arm verloren hatte, ging er wieder hinaus. Der Krieg war für Seldte nicht eine Unterbrechung des bürgerlichen Lebens, die man anständig zu bestehen hatte, sondern die grosse Wende, in deren Bann er blieb und von deren Erinnerungen er zehrte. Die «Kameradschaft» war ihm ein unentbehrliches Lebensbedürfnis geworden. Als er sich zur Politik entschloss, gründete er nicht eine Partei, sondern die Gemeinschaft der Kriegsteilnehmer, den «Stahlhelm», den er zu einem Faktor des politischen Lebens machen wollte.

Er besass Organisationsgabe und wusste instinktiv, wie man eine Massenbewegung aufziehen muss. Dabei war er vorurteilslos und unorthodox, an keine Vorgänge gebunden. Er redete gut, wenn auch nicht tief geschöpft war, was er sagte. Aber er sprach eine dem kleinen Mann verständliche Sprache und konnte dem Ausdruck geben, was die meisten seiner Zuhörer fühlten, ohne es selbst formulieren zu können. Seldtes Reden hatten immer etwas von Kriegervereinsansprachen in sich. Sie stellten das Soldatentum in den Mittelpunkt und schlugen

gern den Ton eines volkstümlichen Nationalismus an, für den Zuhörer-mengen, nicht nur in Deutschland, empfänglich sind.

Seldte war ein Fabrikant aus Magdeburg. Er besaß die Eigenschaften des deutschen Stammes, der in der früheren Provinz Sachsen beheimatet ist. Die «Magdeburger» haben einen behenden, mehr in die Breite als in die Tiefe gehenden Geist, der die Verhältnisse rasch überblickt und sich ihnen in jeder Lage, und sei es auch auf listigen Umwegen, anpasst. Sie sind mitteilsam und umgänglich, «auf nichts anderes gerichtet, denn etwas Neues zu sagen und zu hören», wie es in der Apostelgeschichte von den Athenern heisst. Sie neigen auch im Streit der Meinungen dazu, der radikaleren den Vorzug zu geben. Ihr Grundsatz, zu leben und leben zu lassen, bewahrt sie jedoch davor, in der Tat Fanatiker zu sein.

Seldte war ein echter Magdeburger, wenn auch der heimische Dialekt nur ganz leise anklang. Er liebte es, im Kabinett zu Entwürfen anderer Ressorts Stellung zu nehmen, ohne sich mit ihnen allzu eingehend beschäftigt zu haben. Dann pflegte er einleitend zu erklären, er spreche nur als praktischer Geschäftsmann, und hielt sich in kaufmännischen Redensarten an der Peripherie des Entwurfs auf. In seinen öffentlichen Ansprachen gebrauchte er gelegentlich starke Worte gegen politische Gegner, in seinem Ministerium liess er sie ungeschoren; er kümmerte sich nicht darum, welcher Partei ein Beamter angehörte. Die gesellschaftlichen Veranstaltungen Seldtes fielen aus dem sonst üblichen Rahmen; er mietete für seine Gäste ein kleines Theater, in dem Bauernschwänke oder Stücke Ludwig Thomas aufgeführt wurden, oder er lud zu einem Bierabend ein, auf dem Studentenlieder gesungen wurden und der Gastgeber eine «Bierrede» hielt.

Im Stahlhelm waren verschiedene politische Richtungen vertreten, am stärksten wohl die deutschnationale. Aber auch Nationalsozialisten gehörten ihm an. Franz Seldte kam von der Deutschen Volkspartei. Er glaubte, Hitler im gemeinsamen Fronterlebnis zu begegnen. Was er im Stahlhelm wollte, nämlich die Überbrückung aller Gegensätze der Parteien, der Bildung, des Besitzes und der Religion, das sah er in Hitlers Schöpfung auf politischer Ebene angebahnt. In grundsätzlichen Fragen, so beim Volksbegehren gegen den Young-Plan, gingen die beiden Bewegungen häufig zusammen, im örtlichen Kleinkampf standen sie sich oft feindlich gegenüber. Sahen die National-

sozialisten der grossen Städte in der SPD, diejenigen des Westens im Zentrum, die bayrischen Parteimitglieder in der Bayrischen Volkspartei ihre Hauptgegner, so bekämpften sie im Osten die Deutschnationalen und den Stahlhelm. Auch die Einigung der Führer in der Harzburger Front konnte die örtliche, oft sehr erbitterte Gegnerschaft nicht überwinden. Im Osten waren es häufig die gescheiterten Existenzen, der verkrachte Gutsbesitzer, der hochverschuldete Bauer, der zurückgebliebene Handwerker, die sich der neuen Fahne zu wandten. Der örtliche Stahlhelmführer sah darüber nicht hinweg. Seldte aber nahm die lokalen Zwistigkeiten auf die leichte Schulter. Auch dem Programm Hitlers mass er, genau wie Hugenberg, keine grosse Bedeutung bei. So radikal, wie es geschrieben war, würde es schon nicht verwirklicht werden. Schliesslich war der Gefreite Hitler doch ein Kriegskamerad, der dem Stahlhelm die volle Gleichberechtigung versprochen hatte. Nach der Machtübernahme sah er deutlicher als Hugenberg, dass der Stahlhelm früher oder später den Weg der politischen Parteien werde gehen müssen. Da versuchte Seldte, dem drohenden Zwang beweglich zuvorzukommen und durch freiwilligen Übertritt des Stahlhelms einen Masseneinbruch in die SA zu erreichen, um diese praktisch in ein Stahlhelmunternehmen zu verwandeln. Es war eine Kriegslist, die ein Mann stärkerer Grundsätze nicht angewandt hätte. Seldte wollte sich lange nicht eingestehen, dass sein Plan scheiterte. Viele seiner Anhänger weigerten sich, in die SA überzutreten, die anderen mussten bald erkennen, dass sie in den neuen Reihen von Misstrauen umgeben waren, das sie nur überwinden konnten, wenn sie sich der neuen Fahne mit Haut und Haar verschrieben. Der Einfluss des Stahlhelms und seiner Führer war gebrochen. Der rücksichtslosere Hitler hatte den schlaunen Magdeburger überspielt.

Dem Reichskabinett gehörte Seldte als Arbeitsminister an. Er war sich selbst darüber klar, dass ihm die Sachkenntnis abging und dass ihm auch die ministerielle Tätigkeit nicht lag. In seiner burschikosen Art machte er daraus kein Hehl. Er hatte das Glück, vorzügliche Mitarbeiter zu besitzen, vor allem den langjährigen Präsidenten der Reichsanstalt für Arbeitslosenfürsorge, Dr. Syrup, der im Schleicherkabinett selbst Arbeitsminister gewesen war. Seldte liess diesen Männern, denen er vertrauen konnte, Freiheit in ihren Entscheidungen und sah seine Hauptaufgabe darin, sie gegen Angriffe und Widerstände der Partei

zu decken. Das tat er mit der ihm eigenen Tapferkeit, aber nicht immer mit Erfolg. Wenn es allerdings einmal nötig wurde, daß der Minister selbst eine Entscheidung fällte, dann konnte er seine Beamten fast zur Verzweiflung bringen. So hatte das Ministerium unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges alle Treuhänder der Arbeit und die Präsidenten der Landesarbeitsämter zu einer großen Sitzung nach Berlin eingeladen, in der zu entscheiden war, ob der Lohnstop auch während des Krieges beibehalten werden sollte. Der Minister war gebeten worden, die Sitzung mit richtungweisenden Ausführungen zu eröffnen. Seldte hielt eine schneidige »Vaterlandsrede« über die Pflicht jedes Deutschen im Kriege, wünschte der Versammlung einen guten Verlauf und — war verschwunden. Die nächsten Mitarbeiter eilten ihrem Chef nach und erbatene eine Weisung. Aber Seldte sagte ihnen lächelnd, sie möchten die Frage eingehend durchsprechen und sehen, ob sie auf Grund der Erörterung zu einem Resultat kommen könnten. Er gebe ihnen »plein pouvoir«. Es konnte nicht ausbleiben, daß das Ministerium unter dieser Führung gegenüber den energischen Rivalen ins Hintertreffen geriet. Eine wichtige Aufgabe nach der anderen wurde ihm abgenommen und Parteistellen übertragen. Den Arbeitseinsatz übernahm Sauckel, den Wohnungsbau Ley. Schließlich blieb dem Arbeitsministerium nur die soziale Gesetzgebung. Aber auch auf diesem Gebiet sah es sich der Konkurrenz der Arbeitsfront ausgesetzt. Ley brachte einen Versorgungsplan heraus, durch den er die soziale Versicherung ersetzen wollte. »Versorgung statt Versicherung« war der Schlachtruf der Arbeitsfront, der das Arbeitsministerium zu Fall gebracht hätte, wenn er noch verwirklicht worden wäre.

Seldte sah diese Entwicklung, ohne sie hindern zu können. Er hat Hitler wiederholt um seine Entlassung gebeten. Dieser lehnte sie ab. Seldte hätte natürlich seinen Abschied erzwingen können. Aber anders als Hugenberg, der aus seinem Irrtum sofort die Folgerung zog und aus dem Kabinett ausschied, ersetzte Seldte jede Enttäuschung alsbald durch eine neue Illusion. Nach dem Ausbruch des Krieges 1939 wäre ihm der Abschied als Fahnenflucht erschienen.

Wenn Seldte von Hitler sprach, nannte er ihn nur »Adolf«. Er wollte wohl zum Ausdruck bringen, daß er eigentlich politisch gleichberechtigt und jedenfalls ein alter Kriegsgefährte Hitlers sei. Er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube und sprach unbekümmert aus,

welche Dummheiten «Adolf» gemacht habe oder zu machen im Begriff sei. Auch vor alten Parteigenossen legte er sich keinen Zwang auf und schien eine Narrenfreiheit zu besitzen, die man ungefährlichen Kritikern gerne einräumt. Seldte aber glaubte, auf diese Weise die Kritik, die aus der Diskussion ganz verschwunden war, wieder erwecken und auch an Hitler heranbringen zu können. Er betrachtete sich als den Vertreter des gesunden Menschenverstandes, dessen Stimme in Hitlers Umgebung selten zu hören war. An einer Reihe von Beispielen meinte er nachweisen zu können, dass Hitler seinen Vorstellungen gefolgt sei. Hitler gab in unwichtigen Dingen gelegentlich nach. Es hat lange gedauert, bis Seldte seine Einflusslosigkeit erkannte und sich innerlich von Hitler trennte. Das geschah erst in der zweiten Hälfte des Krieges. Dann aber blieb Seldte nicht auf halbem Wege stehen. Zwar verurteilte er das Attentat des 20. Juli, weil selbst dessen Gelingen nur einen Bürgerkrieg ausgelöst hätte. Nach seiner Ansicht musste Hitler von den eigenen Anhängern beseitigt werden. Der einzige, der es könnte, sei Himmler. An diesen wandte sich Seldte und machte ihm unverblümt seine Vorschläge. Er war an den falschen Mann geraten. Himmler hat nichts unternommen, weder gegen Hitler, noch gegen Seldte.

#### DER EIGENWILLIGE EXPERTE

#### **HJALMAR SCHACHT**

Von Temperament war Schacht «Protestant», immer in Opposition gegen die herrschende Richtung; in Reden, Denkschriften und boshaften Bonmots kritisierte er die leitenden Persönlichkeiten und ihre Fehler. Der streitbare Reichsbankpräsident schien sich nur wohlzufühlen, wenn er einen «Wirbel» veranstaltete und im Mittelpunkt leidenschaftlicher Erörterungen stand. Das begann schon mit seiner Wahl im Jahre 1923, als er den vom Reichsbankdirektorium einstimmig vorgeschlagenen Konkurrenten, den Staatssekretär Helfferich, aus dem Felde schlug. Aber in kurzer Zeit brachte er das Direktorium, dem er aufgenötigt worden war, hinter sich. Während der zwei Perioden, in denen er an der Spitze der Reichsbank stand, 1923-1930 und 1933 bis 1939, ist es seinem Präsidenten willig gefolgt. In der Reichsbank



war die Einführung des «Führersystems» nicht erforderlich, dort war Schacht der unbestrittene Führer. Selbst die Gegner im In- und Ausland mussten sein bankfachliches Können anerkennen, auch wenn sie es diabolisch nannten. Auf Konferenzen, wie etwa bei den Tagungen des Verwaltungsrates der internationalen Basler Bank, spielte Schacht eine beherrschende Rolle, nicht zuletzt dank seiner dialektischen Gewandtheit, seiner meisterlichen Sprache in Wort und Schrift, seiner mit den geistreichen Bonmots François-Poncets wetteifernden Schlagfertigkeit, seinem unerschöpflichen Reichtum an originellen Einfällen und seinem schonungslosen Mut. Schacht hat auf das wirtschaftliche und politische Leben Deutschlands eineinhalb Jahrzehnte hindurch' einen Einfluss ausgeübt wie kaum ein anderer. Er hat als Währungskommissar 1923 entscheidenden Anteil an der Stabilisierung der Mark gehabt, als Reichsbankpräsident gegen die Auslandsverschuldung Deutschlands gekämpft, als deutscher Delegierter beim Young-Plan mitgewirkt. Er hat zur Sicherung der Devisenlage die verschiedenen Arten der Mark erfunden, den «Neuen Plan» aufgestellt und die «Mefowechsel» geschaffen.

Wo Licht ist, pflegt auch Schatten zu sein. Bismarck hat einmal von der Eitelkeit als der Hypothek gesprochen, die auf so vielen bedeutenden Männern laste. Schachts egozentrisches Selbstbewusstsein hatte Übermasse. Als er sich im Jahre 1929 während seiner Verhandlungen über den Young-Plan in Paris weigerte, zu Besprechungen über einen Auslandskredit nach Berlin oder auch nur Köln zu kommen, wurde ich – damals Etatdirektor im Reichsfinanzministerium – nach Paris entsandt. In mehrtägigen Verhandlungen rang ich ihm Zugeständnisse ab und traf dabei unter anderem auch mit dem früheren Reichsminister Albert zusammen, der Schacht einen Besuch machte. Schacht sprach über seinen schweren Stand in Paris, und der geistreiche Albert erwiderte, er denke an Charles Dickens' Pickwickjer, wo Mr. Pickwick ins Wasser falle und seine Freunde riefen: «Halte den Kopf über Wasser, tu's um uns, deiner Freunde willen!», und wo Dickens hinzusetzte: «Mr. Pickwick würde es, wenn er gekonnt hätte, um seiner selbst willen getan haben.» Schacht erzählte, es sei ihm wenigstens gelungen, die Unabhängigkeit der Reichsbank international festlegen zu lassen. Darauf bemerkte Albert, das sei ein zweischneidiges Schwert; solange ein Mann wie Schacht an der Spitze der Reichsbank stehe, der auch das notwendige

politische Fingerspitzengefühl besitze, könne es gut gehen; aber wie, wenn ein anderer Reichsbankpräsident würde? Und Schacht gehe es so, wie es den ganz grossen Männern immer geschehe, wie es bei Friedrich dem Grossen, Napoleon und Bismarck gewesen sei, sie verstünden es nicht, sich einen Nachfolger heranzuziehen. Der boshafte Albert machte die Probe, wie dick man bei Schacht den Honig aufs Brot schmieren dürfe. Er hatte nicht zu dick aufgetragen. Schacht ging erhobenen Hauptes im Zimmer auf und ab und entgegnete: «Den Vergleich mit Friedrich dem Grossen lehne ich ab, aber sonst haben Sie recht!»

Vom Jahr 1924 an, nach dem Abschluss des Dawesplans, flossen Anleihegelder und kurzfristige Kreditmittel des Auslands überreichlich nach Deutschland. Schacht versuchte, sie zu begrenzen; vor allem glaubte er, dass Kommunalprojekte keine geeigneten Anlagen für Anleihen seien. So richtig der Grundgedanke war, so sehr verleitete ihn sein Temperament zu Übertreibungen; die Kapuzinerpredigten, mit denen er das Finanzgebaren der Grossstädte aufs Korn nahm, riefen den erbitterten Widerspruch der Oberbürgermeister hervor, denen es, wie dem damaligen Oberbürgermeister Adenauer von Köln, auch nicht an Temperament fehlte. Schacht und die Gemeinden machten sich gegenseitig Vorwürfe, Schacht kritisierte ihre «sündhafte Verschwendung», die Gemeinden hielten ihm vor, er habe sie durch seine allgemeine Kreditsperre vom Anleihemarkt ab- und in den kurzfristigen Auslandskredit hineingedrängt. Als diese Kredite 1931 abgezogen wurden, brach das ganze Gebäude zusammen. Schacht hob den Zeigefinger, ohne wahr haben zu wollen, dass er, wenn auch nicht im Prinzip, so doch durch sein diktatorisches «Bausch und Bogen»-Verfahren zu dieser Entwicklung beigetragen hatte.

Schachts egozentrische Art machte es ihm schwer, einen Irrtum einzugestehen. Er wollte auch in der Vergangenheit recht behalten haben. Deshalb schilderte er seine Handlungen nicht wie sie waren, sondern wie sie in der Rückbetrachtung hätten sein sollen. Er streckte die Wahrheit, bis er als der einzige erschien, der in allem richtig gehandelt hatte, und glaubte schliesslich selbst, dass die Ereignisse so abgelaufen waren, wie er sie darstellte. Diese Eigenheit trat auch in seinem Verhalten beim Young-Plan hervor. Schacht nahm als Sachverständiger im Sommer 1929 den Young-Plan an. Dann warf er der Regierung vor, sie habe auf der I. Haager Konferenz durch unnötige Kon-

zessionen «seinen» Plan so verschlechtert, dass er nicht mehr zu seinem «Kinde» stehen könne. Seine Lösung sei ausgezeichnet gewesen, durch die Änderungen – die in Wirklichkeit nicht wesentlich waren – sei sie ein verderbliches Instrument der Versklavung geworden. Er fasste seine Kritik in einem Memorandum zusammen, versprach aber, bis zum Abschluss der II. Haager Konferenz, auf der das Schlussprotokoll unterzeichnet werden sollte, über seine abweichende Ansicht in der Öffentlichkeit zu schweigen. Im Haag sollte er die Beteiligung der Reichsbank an der neuen Bank für internationale Zahlungen vollziehen. Obwohl er dem Finanzminister Moldenhauer versichert hatte, dass alles glatt gehen werde, liess er im Bankenkomite die Bombe platzen. Er machte die Beteiligung der Reichsbank von bestimmten politischen Bedingungen abhängig und gefährdete dadurch zeitweise die Konferenz. Schacht hat sein Verhalten in einem Buch «Das Ende der Reparationen» zu rechtfertigen gesucht. Der frühere Aussenminister Curtius fragte den Staatssekretär im Finanzministerium, Dr. Schaeffer, ob er das Schacht'sche Buch gelesen habe. Schaeffer erwiderte, er sei erst bei der x-ten Lüge angelangt. Curtius selbst hat in seinem Buch «Der Young-Plan» nachgewiesen, dass Schachts Vorwürfe unberechtigt waren, zum Teil sogar der Wahrheit widersprachen.

Schacht zeigte häufig die Neigung, andere ins Feuer zu schicken, das er selbst angelegt hatte. Er liess einen «Armen» ohne Mitleid schuldig werden. Fand er einen geistig Unterlegenen, der sich das gefallen liess, nutzte er die Schwäche unbedenklich aus. Geistige Armut hielt er für eine Schuld, die sich schon auf Erden rächen musste; er selbst litt nicht darunter.

Wegen der Differenzen mit der Reichsregierung, die sich durch das ganze Jahr 1929 hingezogen hatten, trat er im Frühjahr 1930 von seinem Posten zurück. Der allgemeine Eindruck war, dass Schacht auf Grund der zunehmenden Proteste der Rechten und der Wirtschaft «Angst vor der eigenen Courage bekommen» habe. Hindenburg verglich ihn mit einem General, der sich weigerte, die von ihm vorgelegten strategischen Pläne selbst durchzuführen.

Jedenfalls war Schachts Denkschrift Wasser auf die Mühle der Gegner des Young-Plans. Es war kein Wunder, dass diese sich mit dem Mann, der auch nach seinem Rücktritt noch über einen grossen Einfluss gebot, in Verbindung setzten. Auf der Harzburger Tagung am 10. Okto-

ber 1931 stand Schachts Rede im Mittelpunkt. Sie war in ihrer erbarungslosen Schärfe und Logik ein Meisterstück. Er sprach nicht frei, sondern las Wort für Wort ab, doch wirkte er gerade durch die geformte Prägnanz seiner Sätze. Von nun an war Schacht einer der Propheten, auf den die Nationalsozialisten schworen. Er hat durch seine in manchen Punkten, gewiss berechnete Kritik zu ihren Wahlerfolgen und schliesslich zu ihrem Endsieg wesentlich beigetragen. Schacht hat lange Zeit grosse Hoffnungen auf Hitler gesetzt und in ihm den kommenden Mann gesehen. Er ergab sich dem Glauben, dass es ihm möglich sein würde, die von dem Demagogen entfachte Bewegung in ruhige Bahnen zu lenken. Der nationalsozialistischen Lehre stand er als leidenschaftlicher Vertreter der Privatwirtschaft fern. Als ich am 30. Januar 1933 zum ersten Male mit Hitler sprach, suchte ich von ihm die Zusage zu erhalten, dass er am Ziel und Grundsatz eines gedeckten Etats festhalten werde. Er gab sie nur in sehr allgemeiner Formulierung und bemerkte, er verstehe von diesen Fragen nichts, darüber möchte ich mit Göring sprechen. Dieser versicherte mir sofort, dass ich selbstverständlich auf einem gedeckten Etat bestehen müsse; alles, was darüber hinaus benötigt würde, werde die Reichsbank geben, das habe Schacht zugesagt. Es gab demnach keinen Zweifel, dass Schacht bald wieder seinen Einzug in die Reichsbank halten würde. So kam es denn auch nach wenigen Wochen.

In der Frage der Aufrüstung waren Schacht und ich einig über das Ziel, nicht über alle Einzelheiten der Taktik gegenüber Hitler. Wir hielten beide eine begrenzte Aufrüstung für geboten und sahen in der Verteidigung deutschen Gebiets ihr einziges Ziel. Auch stimmten wir darin überein, dass der Aufbau der Wehrmacht zeitlich im Rahmen eines wirtschaftlich tragbaren Finanzierungsplans gehalten werden müsse. Der 1933 noch beschränkte und seit Jahren mit Fehlbeträgen belastete Haushalt des Reichs vermochte nennenswerte Beträge nicht aufzubringen. Auch der Geld- und Kapitalmarkt konnte mit wesentlichen Krediten nicht einspringen. So musste das Reich zu einer Art der Finanzierung greifen, wie sie Luther in den «Arbeitswechseln» angewandt hatte. Man schuf die «Mefowechsel», mit denen die Wehrmacht unter Einschaltung eines Zwischenglieds, der «Metallurgischen «Forschungsgesellschaft» ihre Rüstungsfirmen bezahlte. Sie konnten bei der Reichsbank diskontiert und von der Industrie wie von

den Banken zur Anlage täglichen Geldes benutzt werden. Sie verdanken ihre Entstehung und Konstruktion einem in der Reichsbank, im Wesentlichen von Schacht selbst, ausgearbeiteten Plan. Eine Begrenzung der Mefowechsel war zunächst nicht vorgesehen. Schacht war der Ansicht, dass die Grenze erst im gegebenen Zeitpunkt, je nach der Inanspruchnahme der Reichsbank und nach der Lage des Geld- und Kapitalmarktes, festgelegt werden könne. Ich stimmte dem zu, glaubte aber, dass wir versuchen müssten, bei Hitler eine *zahlenmässige Begrenzung* des Rüstungsprogramms, wenigstens für die nächsten Jahre, durchzusetzen. Dabei leitete mich auch der etatpolitische Gesichtspunkt, dass sich die Wehrmacht nur dann «nach der Decke strecken» und bei ihren Ausgaben sparsam bleiben werde. Schacht lehnte diesen Vorschlag ab: bei Hitler sei eine solche Beschränkung nicht zu erreichen; wenn wir sie erreichten, hielte er sich später nicht daran; wir brauchten uns aber auch keine Sorgen zu machen, die natürlichen Grenzen der Aufrüstung lägen in der Knappheit von Material und Arbeitskräften; was produziert werden könne, das finanziere er auch. Selbst die nationalsozialistischen Bäume wüchsen nicht in den Himmel.

Bei den Besprechungen mit Hitler legte sich Schacht nie auf eine bestimmte Summe fest, versprach aber die Finanzierung, soweit Material und Arbeitskräfte zur Verfügung ständen. Hitler war zufrieden. Die Rüstungsausgaben verliefen folgendermassen:

	1934	1935	1936	1937	1938	1939 (bis 31. August)	insgesamt
Milliarden RM							
aus Etat und							
Anleihemitteln	2,0	2,8	5,8	8,3	17,2	11,9	48
aus Mefowechseln	2,1	2,7	4,5	2,7	-	-	12
Milliarden RM							
Gesamtausgabe	4,1	5,5	10,3	11,0	17,2	11,9	60

Die gesamten Wehrausgaben, die sowohl die laufenden Kosten (Besoldung, Verpflegung, Instandhaltung) wie die eigentliche Aufrüstung umfassten, d.h. die einmalige Ausstattung der Truppe mit allen Erfordernissen der Bewaffnung, Unterbringung, Bekleidung usw., wobei zum Teil von einem Nullpunkt ausgegangen werden musste, beliefen sich also auf 60 Milliarden. Anfangs kam den Mefowechseln der

Hauptanteil zu, 1936 deckten sie noch 42 Prozent, 1937 24 Prozent. Um die Wende 1937/38 erklärte sich Schacht noch einmal mit einer Erhöhung einverstanden, betonte aber zugleich, dass die Summe von 12 Milliarden bei den Mefowechseln die endgültige Grenze darstellte. Diese Grenze war im Frühjahr 1938 erreicht; vom April 1938 ab mussten also die Wehrausgaben auf «normalem» Wege finanziert werden, d.h. aus dem Etat und durch Kredite, die auf dem Geld- und Kapitalmarkt aufgenommen wurden. Bis 1938 schien Schacht mit seiner Prognose recht zu behalten. Die Wehrmacht forderte jedes Jahr erheblich mehr an, als die tatsächlichen Ausgaben im Laufe des Jahres betrugen. So beliefen sich z.B. die Anforderungen für 1936 auf 13,5 Milliarden, während die Istaussgaben nur 10,3 Milliarden ausmachten. Ähnlich war es in den anderen Jahren. Schacht pflegte dann erfreut zu sagen: «Die Wehrmacht kann eben nicht so viel verkraften, wie sie möchte; die natürlichen Bremsen wirken.» Der Vorgang war aber ein anderer. Die Ausgaben sprangen von 11 Milliarden im Jahr 1937 auf 17,2 Milliarden 1938. Natürlich hatten sich die laufenden Ausgaben erhöht. Sie stiegen zwangsläufig von Jahr zu Jahr. War man beim ersten Entschluss noch Herr, beim zweiten wurde man zum Knecht. 1938 forderte der Bau des Westwalls eine Summe, die zusammen mit den «laufenden» Mehrausgaben 2 Milliarden ausmachte. So blieb immer noch ein Unterschied von 4 Milliarden. Er beruht darauf, dass 1938 Leistungen bezahlt werden mussten, die in die vorhergehenden Jahre fielen. Intendanturen und Preisprüfungsstellen waren noch im Aufbau und konnten den Rechnungsanfall nur langsam bewältigen. Es verging also geraume Zeit zwischen Leistung und Bezahlung. So erklärt sich, dass ein von Jahr zu Jahr grösser werdender Überhang entstand, der schliesslich abgetragen werden musste. Das Oberkommando der Wehrmacht hatte versäumt, die «unechten Reste» in den Anforderungen für die folgenden Haushaltsjahre zu berücksichtigen. 1938 wandte sich das Blatt. Jetzt lief das Prüfungs- und Auszahlungsverfahren rascher ab. Ausserdem drängte angesichts der Kriegsgerichte die Rüstungsindustrie, die bisher bei gutem Verdienst und Geldflüssigkeit gerne gewartet hatte, auf die Begleichung der Rechnungen. So mussten die Jahre 1938 und 1939 – denn für 1939 gilt das gleiche – die Last dessen tragen, was vordem an Rüstungen geleistet, aber unbeglichen geblieben war.

Die Mefowechsel sollten jeweils nach fünf Jahren eingelöst werden. Die erste Rate war mit 2 Milliarden 1939 fällig. In «Richtlinien», die Schacht und ich im März 1938 vereinbart hatten, war vorgesehen, dass für die Einlösung Haushaltsmittel bereitgestellt oder Anleihen aufgenommen werden sollten. Falls sich eine Prolongierung als notwendig erweise, sollten Reichsbankpräsident und Reichsfinanzminister sich zusammensetzen und bei ihren Abmachungen auf die Finanzlage des Reichs ebenso wie auf die Währungserfordernisse Rücksicht nehmen. 1939 wurden die Wechsel prolongiert, und es wurde von da an jährlich 1 Milliarde in den Reichshaushalt zur Abdeckung eingestellt. Schacht hat diese Vorgänge in seiner «Abrechnung mit Hitler» anders geschildert, wohl aus den gleichen Motiven, aus denen er im Buch «Das Ende der Reparationen» Tatsachen entstellt hat.

Schachts Opposition erwachte unter der Hitler-Regierung bald. Er bekundete offen seine Ablehnung der Methoden des Regimes. Freimütig kritisierte er Menschen und Einrichtungen in kleinerem und grösserem Kreis. In einer Rede in der Bremer «Schaffergesellschaft» machte er sich über Darré lustig durch die Erzählung von dem Bauern, der ihm gesagt habe, die hohen Schweinepreise, früher, das sei noch ein schönes «Brauchtum» gewesen. Auf der Königsberger Ausstellung griff er die Wirtschaftsauffassungen, die in gewissen Partei-kreisen im Schwange waren, schonungslos an. Alle solche Reden wurden von Goebbels totgeschwiegen, aber heimlich gedruckt, in grosser Zahl in Umlauf gesetzt und mit Begeisterung gelesen. Unzählige Bonmots wurden Schacht zugeschrieben. Als morgens einmal der Vizepräsident der Reichsbank mit «Heil Hitler» in Schachts Zimmer trat, soll dieser sein Gesicht in beide Hände vergraben und gestöhnt haben: «Nun lassen auch Sie mich noch im Stich.» Als Hitler am 30. Januar 1937 den Nichtparteigenossen im Kabinett, darunter auch mir, das Goldene Parteiabzeichen verlieh, begrüßte der spätere Generalgouverneur von Polen, Frank, Schacht in seiner lauten Art mit den Worten: «Nun, Herr Schacht, wie fühlen Sie sich nun, wie geht es Ihnen?»

Schacht sah unbeweglichen Gesichts auf ihn herunter und sagte: «Wenn es uns alten Kämpfern nicht gut geht, wem sollte es dann in Deutschland gut gehen?» Der Streit mit den Gauleitern, deren Eingriffen in seine Befugnisse als Reichsbankpräsident und Wirtschaftsminister Schacht energisch entgegenzutreten musste, nahm kein Ende,

Eine Zeitlang vermittelte Göring, bis der Vierjahresplan auch Anlass zu Reibereien zwischen ihm und Schacht gab. Diese fanden erst ihr Ende, als Schacht aus dem Amt als Wirtschaftsminister wieder ausschied. Er hatte es von Hugenberg's Nachfolger, dem Generaldirektor der Allianz – Schmitt – übernommen, einem klugen, aber etwas weichen Mann, der sich oft über die schlechte Behandlung durch Schacht beklagte und schliesslich gesundheitlich zusammenbrach. Die alten Parteigenossen waren robuster und liessen sich durch die Schacht'schen Angriffe nicht aufs Krankenlager werfen. Am längsten blieb Schacht in Hitlers Gunst. Noch in der Zeit, in der Göring und Goebbels kein gutes Haar mehr an ihm liessen, erklärte Hitler, wenn das deutsche Volk ihm einmal ein Denkmal errichtete, müsste er Schacht neben sich haben als den Mann, dem das Hauptverdienst an der Aufrüstung zukomme. Ein nicht wiedergutzumachender Bruch trat erst durch die Denkschrift vom 7. Januar 1939 ein, in der das Reichsbankdirektorium ungeschminkt auf die unheilvollen Folgen hinwies, die das überstürzte Tempo der Rüstungen für die deutsche Wirtschaft gehabt habe. Das Preis- und Lohngefüge sei völlig auseinander geraten.

Für Schacht ist die Fritschkrise in den ersten Monaten 1938 der Anlass gewesen, von der Kritik an einzelnen Erscheinungen zum Angriff auf das System überzugehen und in das Widerstandslager einzutreten. Doch noch Ende der 30er Jahre hat er, z.B. bei der Einweihung des neuen Reichsbankgebäudes in Berlin und bei der Übernahme der österreichischen Notenbank in Wien, Reden gehalten, die Hitler in überschwenglichen Worten priesen. Er mag sich damit zu tarnen versucht haben.

Im Januar 1939 fand bei Schacht eine Besprechung mit dem damaligen Wirtschaftsminister Funk und mir statt. Beim Auseinandergehen sagte ich Schacht beiläufig, dass ich unter Umständen genötigt sein würde, Ultimo Januar die Reichsbank mit 100 Millionen in Anspruch zu nehmen. Diese Benachrichtigungen pflegten sonst im Referentenweg erledigt zu werden. Es war lediglich ein Höflichkeitsakt, dass ich die Besprechung bei Schacht benutzte, ihn persönlich zu unterrichten. Es hatte sich seit Langem das Verfahren eingebürgert, dass Einzahlungen von Steuern, die bei den Finanzämtern bereits geleistet waren, im Ausweise der Reichshauptkasse aber erst einige Tage nach Ultimo



erschienen, von der Reichsbank als bereits eingegangen angesehen wurden, und dass das Reich darauf einen Überbrückungskredit erhielt. Schacht teilte mir mit, die Reichsbank werde dieses Mal den Kredit *nicht* gewähren. Als ich nach den Gründen fragte, erwiderte Schacht, ich müsse eben zu Hitler gehen und ihm mitteilen, dass das Reich bankrott sei. Ich erklärte mich bereit, zusammen mit Schacht zu Hitler zu gehen und ihm noch einmal die Gefahren der übertriebenen und überstürzten Aufrüstung vorzustellen; ich weigerte mich aber, das Reich wegen eines von der Reichsbank entgegen lang eingespielter Gepflogenheit abgelehnten 100-Millionen-Kredits als bankrott zu bezeichnen; ich wollte mich nicht lächerlich machen. Schacht lehnte den gemeinsamen Vortrag bei Hitler ab und blieb bei seiner Weigerung. Wir trennten uns ohne Ergebnis. Die nur vorsorglich angemeldeten 100 Millionen wurden schliesslich nicht benötigt. Schon aus diesem Grunde wäre die Bankrottmeldung übereilt gewesen. Funk, der das ganze Gespräch angehört hatte, setzte am nächsten Tage Hitler davon in Kenntnis. Die Folge war, dass Hitler, der sich bereits über das Memorandum vom 7. Januar 1939 geärgert hatte, Schacht zu sich bestellte und ihn in einer Unterredung, bei der es an Schärfe auf beiden Seiten nicht gefehlt haben soll, seiner Stellung als Reichsbankpräsident entthob. Schacht hat die Dinge zweifellos auf die Spitze getrieben, um einen Bruch mit Hitler herbeizuführen. Er suchte den Anlass, seine innere Trennung auch äusserlich zu vollziehen.

Man war bei Schacht zwischen Bewunderung und instinktiver Abneigung hin- und hergerissen. Sein Leben war von Gegensätzen bestimmt. Der Mann, den nach der Währungsstabilisierung die Demokraten als «unseren Schacht» in den Himmel hoben, wurde bald der schärfste Kritiker der Demokratie; der Herold von Harzburg, den auch die Nationalsozialisten als ihren Mann feiern zu können glaubten, wurde in kurzer Zeit ihr erbitterter Gegner; er, der sich selbst ein Demokrat nannte, führte da, wo er zu befehlen hatte, ein autoritäres Regiment; der Anhänger liberaler Wirtschaftsgrundsätze baute die kunstreichste Devisenzwangswirtschaft auf. Als «Protestant» blieb er sich treu, doch war er zu eigenwillig, um sich auf eine *politische* Linie festlegen zu können. So war er für jeden Politiker ein unbequemer Mentor. Nur grosse Persönlichkeiten können solche Männer neben sich ertragen.

## *10. Kapitel*

### **DER DIKTATOR**

#### **PUTSCH ODER LEGALITÄT**

Ich habe Hitler zum erstenmal am 30. Januar 1933 gesehen, als im Zimmer des Reichspräsidenten das neue Kabinett vereidigt wurde. Äusserlich besass er nichts, was ansprach. Dem Gesicht fehlte alles Besondere, man musste sich schon dazu denken, dass dies der Mann mit dem Massenerfolg war, um aufzumerken. Seine Züge hatten nichts Harmonisches, aber auch nicht jene Unregelmässigkeit, die den eigentümlich geprägten Geist bezeugt. Die in die Stirn fallende Haarsträhne und der nur zwei Fingerbreite Bartstummel gaben ihm einen Zug von Komödiantenhaftem. Über den farblosen Backen fiel das intensive Blau der Augen auf. Die nervösen Hände waren zartgliedrig, fast feminin. Dieser Mann ist als das grösste Genie gepriesen, das je aus deutschem Stamm entsprossen sei, und der schlimmste Verbrecher aller Zeiten

genannt worden, ein Vorläufer des Antichrist wie Nero und Dschingis Chan. Er selbst hielt sich für etwas Einmaliges, von der Vorsehung dazu berufen, das deutsche Volk zu einer noch nie erreichten Höhe zu führen. Im «Tausendjährigen Reich» sollte seine Lehre herrschen und sein Name verehrt werden. Die Entscheidungen, die er an den verschiedenen Stationen seines wechselvollen Lebens traf, kennzeichnen seine Wesensart.

Nach dem ersten Weltkrieg erhielt das deutsche Volk zum ersten Male die Verantwortung der Freiheit. Es sollte sich sein Leben selbst zimmern. Aber die Deutschen wussten mit den neuen Rechten nichts anzufangen. Es ging ihnen wie dem Schwimmer, der die erste Probe im tiefen Wasser bestehen soll, kein Zutrauen zu seinen Kräften hat und eilends zur rettenden Leine zurückstrebt. Der Ruf nach dem «starken Mann» stieg aus den bangenden deutschen Herzen empor, vollends als die politischen und wirtschaftlichen Nöte hereinbrachen. Der amerikanische Präsident Roosevelt sagte in seiner «Kaminrede» am 14. April 1938: «Die Demokratie ist in mehreren anderen grossen Nationen verschwunden, nicht weil das Volk in diesen Ländern Demokratie nicht mochte, sondern weil sie es müde geworden waren, arbeitslos und unsicher zu sein und ihre Kinder hungern zu sehen, weil sie hilflos dasassen angesichts des Wirrwarrs und der Schwäche ihrer Regierungen infolge des Mangels an Führung bei der Regierung.» Der deutsche Schwimmer sah sich von grossen Wellen bedroht und rief um Hilfe. Doch seine Volksvertreter stellten allzuoft Dogmen und Parteiinteressen vor das Wohl des Volks. Einer der Vorkämpfer der Demokratie in Deutschland, der Reichskanzler Wirth, sprach es offen aus: «Der Parlamentarismus ist nicht krank, weil Diktatoren ihn bedrohen, sondern Diktatoren drohen, weil der Parlamentarismus krank ist.» Es war nicht allzu schwer, sich die Lage zunutze zu machen. Als Hitler die Schwächen schonungslos aufdeckte, aber auch einen Ausweg aus der Verzweiflung versprach, jubelte man ihm zu; er sagte eine feste Führung zu, nannte neue Ziele. Hitler war ein Massenpsychologe, wie es im politischen Leben wenige gegeben hat. Dem Ausrufer auf dem Jahrmarkt gleich spekulierte er auf die Primitiven. Er fühlte, wonach die Menge sich sehnte, und münzte es in zündende Parolen um. Er appellierte an die im Unterbewusstsein schlummern den Instinkte und brachte allen etwas. Die Abenteurer sahen Gelegen-

heit zu lohnender Tat, die vom wirtschaftlichen Untergang Bedrohten neue Aussicht, die Idealisten Abkehr vom Eigennutz. In seiner Agitation spekulierte er auch auf die Sehnsucht nach Anstand und Moral. Die «Familie» sollte erneuert, die «Korruption» in Verwaltung und Wirtschaft beseitigt, die Redlichkeit im Geschäftsleben wieder hergestellt werden. Treue und Opfersinn nannte er als die Grundlagen einer neuen Gemeinschaftsordnung. Seine Reden starteten von Moralismen. Sie sprachen damit alle an, die sich durch Inflation, hohe Zinsen und Steuerdruck vom Staat betrogen und ausgebeutet fühlten. Sie erfüllten diejenigen mit neuer Hoffnung, die den sittlichen Verfall der Nachkriegszeit mit Sorge erblickten, aber übersahen, dass schon vor Hitler eine Gesundungsbewegung eingesetzt hatte. Hitler forderte Opfer und erwies sich gerade darin als ein guter Kenner der deutschen Psyche. Viele folgten ihm, weil er verlangte, «selbstische Interessen aufzugeben und im Dienst an einer Idee aufzugehen.» Die «Preussen», denen die «Pflichterfüllung» als des Lebens einziger Sinn erschien, wurden durch die Opferdevise ergriffen. So strömte das Volk dem Demagogen zu. Mit einer Handvoll unbekannter Menschen hatte er begonnen und machte in einem Jahrzehnt aus einem winzigen Lokalverein eine Millionenbewegung. Churchill erkannte die Leistung an, als er am 17. September 1937 schrieb: «Wenn unser Land geschlagen würde, könnte ich nur wünschen, wir möchten einen ebenso unbeugsamen Vorkämpfer finden, der uns unseren Mut wieder gäbe und uns auf den Platz zurückführte, der uns unter den Nationen gebührt.»

Der Mann, der es fertiggebracht hatte, die zersplitterten Massen in sein Feld zusammen zu zwingen, war vor dem ersten Weltkrieg ein Bohemien in Wien und München gewesen. Die im Wiener Obdachlosenasyll verbrachten Jahre erschwerten es ihm, sich im bürgerlichen Leben zurechtzufinden. Er hatte keinen Schulabschluss und wurde lebenslang als «ehemaliger Quartaner» das Minderwertigkeitsgefühl vor Gebildeten nicht los, so übersteigert auch sein Selbstvertrauen war. Er war in der Wiener Malerakademie durchs Examen gefallen und seitdem von Ressentiment gegen die Fachleute erfüllt. Im Kriege brachte er es nur zum Gefreiten, aber er war sich seiner Macht über Menschen bewusst geworden. Im Wiener Asyl hatten einst die Asozialen seinem Schwärmen gelauscht. Nun beugten sich im deutschen Heer selbst «Vorgesetzte» seinem magischen Einfluss. Bald sollten Pro-

minente den Reden Beifall klatschen. Er wurde schon frühzeitig als Hysteriker angesehen, doch besass er eine Suggestionskraft, durch die er den Einzelnen ebenso bezwang wie die Masse, er konnte Massen<sup>4</sup> Stimmungen den Anschein des Elementaren verleihen.

Politisch war er von Schönerer her beeinflusst, dem österreichischen Alldeutschen mit dem Ideal des grossdeutschen Reiches, der «Los-von-Rom»-Bewegung und dem Antisemitismus. Houston Stewart Chamberlain, Ludendorff und Dietrich Eckart wirkten auf sein Denken.

Der Aufschwung, den die Bewegung schon in den ersten Jahren nach dem Kriege in Bayern nahm – in den anderen deutschen Ländern spielte sie zunächst keine Rolle –, verleitete den jungen Parteiführer in der allgemeinen Gewitteratmosphäre des Jahres 1923 zu dem November-Putsch, der ihn viele Anhänger kostete und ihn selbst in die Festung Landsberg brachte. Das dort entstandene Buch «Mein Kampf» war wie «Das Kapital» seines grossen Antipoden Karl Marx, an das es weder in der gewachsenen Form, noch in der Konzentration der Gedanken heranreichte, schwer lesbar und wurde auch weniger von den eigenen Anhängern als von den Gegnern gelesen; aber wie die Marxisten, so schwuren die Hitlerianer trotzdem auf das Werk und ihres Propheten Worte. Es enthüllte das grandiose Selbstbewusstsein des Verfassers und seine verachtungsvolle Einsicht in die Massenpsyche; soweit es Zukunftspläne enthielt, war es nicht, wie viele glaubten, eine auf Zweckpropaganda gerichtete Utopie, von der ein zur Verantwortung gerufener Staatsmann lächelnd abrücken würde, sondern ein nicht schlüssiges Programm, an dem Hitler auch als Regierungschef in allen seinen Widersprüchen festhielt. Nach seiner Entlassung aus Landsberg stand er vor der Aufgabe, die Partei entgegen den zunehmenden Widerständen und dem Redeverbot wieder aufzubauen, vor der schwerwiegenden Entscheidung, ob er eine Untergrundbewegung schaffen und die Macht durch revolutionären Umsturz an sich reissen oder unter Ausnutzung des demokratischen Systems «legal» zur Regierung kommen wollte. Die meisten Revolutionäre der Geschichte strebten danach, die Machtergreifung zu «legalisieren», um ihren Untertanen als «legitime» Herrscher zu gelten. Auch Hitler dachte so. Bestimmend war für ihn die Kenntnis des deutschen Wesens. Für dieses die «Ordnung» liebende Volk war nur ein Führer als Staatslenker annehmbar, der «ordnungsmässig» an

die Macht kam und den Bestimmungen der Verfassung gerecht wurde. Das von Hitler verkündete Legalitätsprinzip, das er öffentlich zum ersten Male am 30. September 1930 im Hochverratsprozess gegen die Reichswehroffiziere Ludin und Scheringer als Zeuge unter Eid bekundete, war, ob es seiner inneren Überzeugung entsprach oder nicht, ein Schachzug, der ihm Millionen von Stimmen zuführte und weitere Millionen mit seinem Regierungsantritt aussöhnte. Dass man demokratische Methoden zur Vernichtung der Demokratie nutzen kann, war für Hitler eine Selbstverständlichkeit, für die Massen eine noch nicht gemachte Erfahrung. Es war die Verfassung, auf die Hitlers Sattelhalter vertrauten. Mit ihr hofften sie, Hitler zügeln zu können. Er überwand die Verfassung *mit* der Verfassung und gewann dadurch im Kampf um die unbeschränkte Macht die erste und entscheidende Runde.

Dem Streben nach Legalität verbunden war die Pflege der Tradition. Hitler pries Bismarck und Friedrich den Grossen als seine Vorbilder. Bismarcks Bild und Friedrichs II. Büste waren der einzige Schmuck seines Arbeitszimmers. Er rühmte an Bismarck die Kraft des Staatsgründers, der Elsass-Lothringen zum Reich zurückgebracht habe; den massvollen Frieden von Nikolsburg, den Bismarck 1866 mit Österreich schloss, verschwieg er. Friedrich nannte er in seiner übertreibenden Weise den grössten Inflationisten aller Zeiten, weil der König im Siebenjährigen Krieg zu dem nicht ungebräuchlichen Mittel der Münzverschlechterung gegriffen hatte. Die Geschichte des Müllers von Sanssouci erzählte er nicht. Als im März 1933 in der Potsdamer Garnisonskirche der neugewählte Reichstag eröffnet wurde, stieg Hitler am Schluss der Feier, zu der er den schwarzen Cutaway trug, die Stufen nieder zur Gruft, in der des grossen Königs Sarg stand. Hitler wollte Anschluss finden an die grossen Männer. Das war im Grund *sein* Legalitätsprinzip, die Erhöhung seiner selbst im Licht der Geschichte.

## FÜHRERTUM ODER DIKTATUR

«Legal» war Hitler an die Macht gekommen. «Legal» baute er sie aus. Der entscheidende Schritt war das Ermächtigungsgesetz. Bei der ersten Beratung im Kabinett bemühten sich Popitz und ich, den Kreis der diesem Gesetz unterliegenden Gegenstände einzuschränken. Ich

beantragte, auf alle Fälle den Reichshaushalt und die Kreditgesetze auf dem normalen Gesetzgebungswege zu verabschieden und einen Katalog der Bereiche des Ermächtigungsgesetzes zusammen mit einem Ausschuss des Reichstags aufzustellen. Popitz fing den Ball auf und schlug vor, ein aus dem Reichsinnenminister, dem Reichsfinanzminister und dem preussischen Finanzminister zu bildendes Gremium solle den Katalog vorbereiten. Hitler stimmte zu, teilte aber in der nächsten Sitzung mit, die Parteiführer seien mit dem Ermächtigungsgesetz einverstanden; sie hätten keine Beschränkung verlangt und nur jeweils die Unterrichtung eines Ausschusses gewünscht; das Kabinett brauche nicht päpstlicher zu sein als die Parteien. Die Parteien hatten sich mit der mündlichen Zusicherung von Frick und Göring begnügt, dass Hitler nicht beabsichtige, die verfassungsmässigen Freiheiten dauernd zu beschränken. Mit Ausnahme der Sozialdemokraten stimmten alle Parteien für das Gesetz, obwohl keine Vorbehalte eingebaut wurden und nur eine mündliche Zusage gegeben war. Die Schwäche der Fraktionen war ein Vorspiel für die bald darauf einsetzende Selbstaflösung der Parteien. Ihre Mitglieder konnten die Erklärungen der Fraktionen nur als eine Aufforderung ihrer Führer ansehen, sich Hitler anzuschliessen. Die Bayrische Volkspartei empfahl: «unter der unmittelbaren Führung Adolf Hitlers zum Aufbau des neuen Deutschland mitzuwirken», das Zentrum: «sich rückhaltlos zur Verfügung zu stellen», die Sozialdemokratische Partei Württembergs: «die politische Neubildung Deutschlands nach den Plänen der nationalen Revolution zu unterstützen.» Die Demokratie gab sich ohne Widerstand, geradezu mit Ausdrücken des Dankes, auf. Wohl hätte Hitler auch ohne das Ermächtigungsgesetz den Reichstag allmählich ausgeschaltet und neben der Exekutive die Legislative in die Hand genommen. Aber dieses Gesetz, das an Vorbilder aus der Weimarer Zeit anknüpfte, gab der Machtzusammenballung in Hitlers Hand den legalen Anstrich.

Als Hindenburg gestorben war, wurden die Ämter des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers in einer Hand, der des «Führers und Reichskanzlers», vereinigt. In der ersten Sitzung des Reichskabinetts nach dem Tode des Reichspräsidenten erzählte Hitler in einer Ergriffenheit, die echt zu sein schien, von dem letzten Besuch, den er dem sterbenden Feldmarschall abgestattet habe, wie er überhaupt oft mit den Ausdrücken der Verehrung von Hindenburg sprach. Der alte

Reichspräsident habe ihm Deutschlands Aufgabe und sein Verhältnis zu den europäischen Völkern in Worten dargelegt, deren hohe Weisheit schon den Dingen dieser Welt entrückt gewesen sei. Er habe ihm besonders ans Herz gelegt, die Freundschaft mit England zu pflegen, und ihm zum Schluss – sich mühsam aus dem Bett aufrichtend – auf die Schulter geklopft und gesagt: «Und nun, mein lieber Reichskanzler, trauen Sie den Italienern nicht zu sehr!» Dieses Wort habe ihn gepackt. Er hoffe, dass es einmal gelingen werde, Deutschland, Italien *und* England in einem Bündnisverhältnis zusammenzuschliessen. Träte noch Japan hinzu, dann sei der Weltfriede gesichert. Wenn es aber einmal nötig werden sollte, in gefährlicher Lage zwischen England und Italien zu wählen, dann sei keine Frage, wohin Deutschland gehöre, dann werde des alten Reichspräsidenten Mahnung immer die Richtschnur seiner Politik bleiben. Die Trennung zwischen Reichspräsident und Reichskanzler müsse nun verschwinden. Sie sei noch ein Rest aus der Monarchie, wo das Staatsoberhaupt sich im Reichskanzler die zur Führung der Staatsgeschäfte berufene Persönlichkeit habe wählen müssen. Im Führerstaat fehle die Logik für die Trennung der Staatsleitung in zwei Funktionen, von denen die eine repräsentativer Art sei. Es könne durchaus sein, dass diese Trennung später einmal wieder notwendig werde. Mit *ihm* als Führer sei sie absurd. Die Bezeichnung «Reichspräsident» sei im deutschen Volke für immer mit der einmaligen Gestalt des Feldmarschalls von Hindenburg verbunden; dabei solle es bleiben.

Io den Kabinettsitzungen der ersten Wochen zeigte sich Hitler mit der Führung der Verhandlungen und den einzelnen Materien wohl vertraut. Dabei unterstützte ihn ein gutes Gedächtnis, das zum Beispiel auch statistische Daten aus den entferntesten Wissensgebieten mit verblüffender Genauigkeit behielt. Er erkannte rasch das Wesentlichste eines Problems, fasste die Ergebnisse langer Diskussionen bündig zusammen und konnte auch eine nach allen Richtungen durchgesprochene Frage plötzlich in ein neues Licht stellen. Bei den ersten Vorträgen, die ich ihm in Etatsangelegenheiten zu halten hatte, stiess ich auf eine Befangenheit, die wohl davon herrührte, dass er mich noch nicht kannte. Es fiel ihm schwer, sich an neue Menschen zu gewöhnen. Seine Unsicherheit verbarg er hinter langen Monologen, oft über Dinge, die mit dem Vortragsthema nicht im Zusammenhang



standen. Die instinktive Abneigung, die er allen finanziellen Fragen entgegenbrachte, veranlasste ihn, den Augenblick, in dem über unangenehme Dinge gesprochen werden musste, weit hinauszuschieben, oder die Zeit dafür möglichst zu kürzen. Seine Finanztheorie war einfach. Der Reichsschatzmeister Schwarz habe in all den Jahren des Kampfes um die Macht immer wieder gesagt, es sei kein Geld mehr da, die Partei könne daher diese oder jene Absicht nicht verwirklichen. Man brauche sich auf solche ängstlichen Warnungen nicht einzulassen, er habe immer befohlen, ohne Rücksicht auf das Geld zu handeln, und schliesslich sei es immer dagewesen. So sei es wohl Schachts und meine Pflicht, Warnungen zu äussern, dafür sei Schacht Mann der Wirtschaft und ich Beamter, aber er sei Politiker und Staatsmann und werde, daran habe er keinen Zweifel, seine Pläne nie aus Mangel an Geld scheitern lassen. Anfänglich zeigte er noch Verständnis dafür, dass man mit öffentlichen Geldern sparsam umgehen müsse. Aber je länger je mehr wurde er verschwenderisch ohne Mass. Als ich ihm zum erstenmal in der *neuen* Reichskanzlei Haushaltangelegenheiten vorzutragen hatte, fand ich ihn über den Entwürfen für den Ausbau von Berlin, die auf dem Fussboden ausgebreitet waren. Er zeigte mir – immer mehr in Begeisterung geratend –, wie grosszügig die Stadt einmal von den Hohenzollern angelegt worden sei, wie spätere Geschlechter aber die Strassen verengt und die Stadt verbaut hätten. Jetzt komme es darauf an, die ursprüngliche Anlage wiederaufzunehmen und durch Achsen und konzentrische Ringe das Verkehrsproblem noch im letzten möglichen Augenblick zu lösen. Im Mittelpunkt sollten die Monumentalbauten stehen. Er sah das alles vor seinen Augen wachsen, und man hatte das Gefühl, dass dies das eigentliche Element sei, in dem er lebte. Er wollte als einer der grossen Bauherrn in die Weltgeschichte eingehen. Die Einwände, die er mir wohl an den Augen ablas, suchte er zu widerlegen, ehe ich sie vorbrachte. Es sei immer noch sparsamer und zweckmässiger, etwas Durchgreifendes und für alle Zeiten Bleibendes zu schaffen, als eine kleine Lösung zu suchen, die spätestens nach einer Generation eine erneute Änderung nötig mache. Wenn man nicht nur das Reich, sondern alle beteiligten öffentlichen und privaten Steller heranziehe, dann werde man auch die Kosten aufbringen. Das umgebaute Berlin werde einmal das Reiseziel unzähliger Ausländer sein; die Gelder, welche die Reisenden nach Deutschland brächten, deckten

den Zinsendienst für die Anleihen ab. Er wisse nicht, ob er sehr alt würde, aber den Ausbau von Berlin wolle er noch erleben.

Ebenso gross wie am Ausbau von Berlin war Hitlers Interesse an den Reichsautobahnen. Bei den Besprechungen konnte er in Erregung geraten, wenn man ihre Notwendigkeit bestritt. Der Strassenbau sei immer eine Lebensäusserung starker Staaten, der Römer, der Inkas, des napoleonischen Frankreich, gewesen. Er sah die Schwierigkeiten voraus, die ein Kraftverkehr im Umfang der amerikanischen Verhältnisse verursachen würde. Er wollte aber die Motorisierung vorwärtstreiben, daher nahm er auch an der Konstruktion des Volkswagens grossen Anteil. Er sah darin eines der Mittel zur Lösung der sozialen Frage. Der Bolschewismus könne nur überwunden werden, wenn der Proletarier durch ein eigenes Haus mit einem Gärtchen die Freude am Eigentum und die Verbindung mit der Erde wieder erlangte oder wenn er durch den Besitz eines Kraftwagens das Gefühl bekäme, ein «Herr» zu sein. Hitler pflegte zu schildern, wie der Sonntagsausflug der Grossstädter bei der Rückkehr in überfüllten Zügen, mit abgerissenen Knöpfen, verbeulten Hüten und verdorbener Laune zu Ende ginge; und wie anders es sein könnte, wenn sich der Grossstadtarbeiter die Erholung des Sonntagsausfluges im eigenen Auto leiste.

Seine suggestive Wirkung, der auch ich mich nicht ganz entziehen konnte, ging von dertt Ergriffensein aus, dem jedes seiner Worte zu entspringen schien. Hitler besass die Gabe der Autosuggestion. Rasch aufspringende Begeisterung gab ihm Worte ein, von deren Schwung er selbst sich fortreissen liess. So steigerte er sich in einen Zustand hinein, in dem er zu glauben begann, was er ursprünglich nur aufs Geratewohl oder um einen anderen Zweck zu erreichen berührt hatte. Er betrog sich selbst, aber damit auch seine Umgebung. Manchmal gingen Männer mit dem Entschluss zu ihm, Vorstellungen zu erheben und zu widersprechen. Sie kamen kaum zu Wort und verliessen sein Arbeitszimmer beruhigt und eines «Besseren» belehrt. Wenn während des Kriegs Staatsführer oder Generale der verbündeten Länder Hitler aufsuchten, um bestimmte Forderungen durchzusetzen, so gingen sie aus der Audienz heraus und waren ihre Forderungen noch nicht einmal losgeworden. Lloyd George grüsste, als er Hitler verliess, vor der Türe mit «Heil Hitler» und sagte, er täte das mit vollem Bewusstsein, denn: «He is really a great man»; er nannte in einem Artikel im

«Daily Express» Hitler den George Washington von Deutschland. Lord Lothian, mit dem ich in seiner Eigenschaft als Rhodes-Trustee viel zu tun hatte und der gelegentlich nach Berlin kam, lehnte Hitler von vornherein ab. Nach einer Audienz gebrauchte er ähnliche Worte wie Lloyd George. Auch Mussolini verfiel der dämonischen Wirkung Hitlers und liess sich immer stärker von ihm ins Schlepptau nehmen. War bei ihren ersten Begegnungen Hitler noch der Schüler gewesen, so kehrte sich das Verhältnis allmählich um. Der Wendepunkt ist wohl der Besuch Hitlers in Rom im Mai 1938 nach dem Anschluss Österreichs gewesen. Hitlers Anhänger verloren unter seinem Einfluss ihr eigenes Denken, auch Fernerstehende unterlagen seiner Suggestion, doch nur mit kurzer Wirkung. Jedenfalls waren die wenigsten Menschen in der Lage, Hitler das zu sagen, *was* sie sich vorgenommen hatten und *wie* sie es beabsichtigt hatten. Das war einer der Hauptgründe, warum Hitlers Herrschaftsgefühl immer stärker wurde, bis er keinen Widerspruch mehr ertrug und keine Kritik mehr annahm.

Nachdem er das Parlament ausgeschaltet hatte und der Tod Hindenburgs ihn von dem Zwang, jemand Rede stehen zu müssen, befreite, ging er daran, sich auch der letzten Kontrolle durch das Kabinett zu entledigen. In der ersten Zeit liess er noch Debatten zu, in welche auch die Minister eingreifen konnten, die ressortmässig nicht beteiligt waren. Aber, was schon unter Brüning Gestalt gewonnen hatte, die Funktion des Reichskanzlers als politisch allein bestimmenden Staatsorgans, wurde nun zum ungeschriebenen Gesetz. Die Stellung der Reichsminister bildete sich zu derjenigen der Staatssekretäre des Kaiserreichs zurück. Sie waren dem Reichskanzler verantwortliche Ressortchefs geworden. Hitler liess keinen Zweifel daran, dass die allgemeine Reichspolitik nicht mehr Sache der Reichsminister war, diese vielmehr auf ihr Fach beschränkt seien. Die Wandlung war das Ergebnis einer Entwicklung, die sich über mehrere Jahre hinzog, ohne in einem konstitutiven Akt Ausdruck zu finden. Hand in Hand damit ging eine fortschreitende Entwertung und Zurückdrängung der Kabinettsarbeit. Das Kabinett wurde vergrössert, indem neue Ministerien gebildet, die bisherigen Staatssekretäre der Reichskanzlei und der Präsidialkanzlei in den Ministerrang erhoben und Reichsminister ohne Portfeuille ernannt wurden. Die Kabinettsitzungen, an denen auch die Staatssekretäre der Ressorts teilzunehmen pflegten, wurden zu Mas-

senversammlungen, in denen eine vertrauliche Beratung nicht mehr möglich war. Die wichtigen Ereignisse der Jahre 1935 bis 1937, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, das Flottenabkommen mit England, die militärische Rheinlandbesetzung, die Achse Berlin-Rom, der Antikomintern-Pakt mit Japan, sind im Reichskabinett nicht beraten worden. Die Kabinettsmitglieder erfuhren von ihnen durch Rundfunk oder Presse. Lammers übermittelte den Ministern den Wunsch Hitlers, sie möchten Vorlagen erst in das Kabinett bringen, wenn alle Streitfragen vorher bereinigt seien. Sei das nicht möglich, werde unter dem Vorsitz von Lammers oder, nur im äussersten Falle, unter demjenigen von Hitler eine Chefbesprechung der beteiligten Minister stattfinden. Der Führer behalte sich die Entscheidung vor, in welchen Fällen Meinungsverschiedenheiten vor das Kabinett zu bringen seien. Auf diese Weise kam es immer seltener zu Aussprachen. Jeder Minister trug seinen Entwurf vor, über den bereits Einigung erzielt war, und Lammers stellte das Einverständnis fest. Hin und wieder hielt Hitler einen Monolog über einen Gegenstand, der ihn besonders beschäftigte. So sprach er einmal fast zwei Stunden über religiöse Fragen. Jeder Mensch und jedes Volk, das den Glauben an Gott verlöre, «gottlos» werde, verfalle dem Bolschewismus. Deshalb müsse dem deutschen Volk der Glaube an Gott erhalten bleiben. Nun sei aber die Gefahr, dass dieser Glaube verloren gehe, umso grösser, je stärker er sich an Symbole hefte und in ihnen schliesslich seinen ganzen Inhalt finde. Es könne dann leicht geschehen, dass die Menschen ihren Glauben einbüssten, wenn durch äussere Ereignisse die Ausdrucksformen ihrer Religion zerstört würden. Mit den Wodans-zeichen der Germanen sei auch der Glaube an die alten Götter gefallen. In allen Ländern, wo der Gottesglaube mit kultischen Symbolen am engsten verbunden gewesen sei, in Russland und Spanien, habe der Bolschewismus das leichteste Spiel gehabt. Es sei deshalb wichtig, dass sich in Deutschland der *reine* Gottesglaube entwickle und die Gefahren erkannt würden, die in der Bindung der Konfessionen an bestimmte Formen lägen. Er habe die feste Hoffnung, dass die Zeit kommen werde, in der die althehrwürdigen Dome Deutschlands das Volk zu gemeinsamer Gottes Verehrung vereinigten. Schliesslich wurde das Kabinett überhaupt nicht mehr zusammengerufen. Da es vor entscheidenden Entschlüssen doch nicht gefragt

wurde, brauchte man es nicht mehr. An die Stelle des Vortrags eines Ministers trat der Umlauf der Gesetzentwürfe. Nur einmal noch, im Frühjahr 1938, sind die Reichsminister herangezogen worden, um den Bericht Hitlers über die Affäre Blomberg entgegenzunehmen. An die Stelle des Reichskabinetts trat bei allen wichtigen Entscheidungen der anonyme Kreis der Männer, die dem Führer am nächsten standen. Das waren Göring, Goebbels, Ribbentrop, Hess, später an seiner Stelle mit wachsendem Einfluss Bormann, Himmler und bei allen militärischen Entscheidungen Blomberg, Keitel und die Befehlshaber der Wehrmachtsteile. Einige der zurückgedrängten Minister versuchten, das Kabinett wenigstens als Organ der ministeriellen Zusammenarbeit neu zu beleben, wenn auch mit verändertem Zweck und unter anderem Vorsitz. Das scheiterte an der Eifersucht der Persönlichkeiten, die für die Leitung in Frage kamen. Wenn Göring eingeladen hätte, wären Goebbels, Ribbentrop und Hess nicht gekommen, und umgekehrt. Im Kriege wurde im Ministerrat für die Reichsverteidigung ein Ersatz geschaffen. Aber Göring hat dieses Gremium nur in den ersten Kriegsmonaten einberufen. Schon im Winter 1939/1940 wurden die Sitzungen des Ministerrats nach dem Muster des Reichskabinetts arbeitsunfähig gemacht, indem eine grosse Anzahl von Referenten beigezogen wurde. Debatten waren nicht erlaubt, Göring hielt Ansprachen oder rief gelegentlich ein Mitglied zum Vortrag auf.

Im engeren Kreis war keiner, der Hitler auf dem Wege zur Diktatur aufgehalten hätte. Goebbels, Bormann, Himmler trieben ihn nur voran, Ribbentrop und Keitel widersprachen nie, Göring hat in den ersten Jahren gelegentlich aufgemuckt, später reihte er sich unter die Jasager ein. Von Hitlers Begleitern im Adjutantenstand konnte man nicht viel erwarten, wenn auch bisweilen tapfere Männer unter ihnen auftauchten. Sie wurden aber rasch verdrängt. Für seine Umgebung galt das Ausleseprinzip der Rückgratlosigkeit. Nicht an die grossen Epochen der deutschen Geschichte knüpfte er an, der unablässig Friedrich den Grossen im Munde führte, sondern an die wilhelminische Zeit, in der die Schmeichler, Ohrenbläser und Intriganten die Gunst des Herrschers besaßen. Dabei war Hitler nicht einmal ein schlechter Menschenkenner. Gelegentlich durchschaute er Charaktere schort nach flüchtiger Berührung. Er «sprang» auf Menschen, das heisst, er

beurteilte sie nach dem ersten Eindruck; Sympathie oder Antipathie blieben, wie sie spontan entstanden. Er verliess sich auf seine Intuition, die zu überraschend richtigen Urteilen, gelegentlich auch zu erstaunlichen Fehlgriffen führen konnte. Blieb ihm das Versagen eines Beraters nicht länger verborgen, so waren es weniger seine Treue und Dankbarkeit, die ihn die «Nieten» behalten liessen, sondern die Unfähigkeit, einen begangenen Fehler einzugestehen, die Scheu vor neuen Gesichtern und die Gewöhnung an das Bequeme. Das war der Grund, weshalb er unentwegt an Ribbentrop und Keitel festhielt, obwohl er sie als Nullen erkannte; er hat das offen ausgesprochen.

Noch im Frühjahr 1935 sprach Hitler von seiner Absicht, verfassungsmässige Zustände wiederherzustellen und einen Senat zu schaffen, der auch wirklich etwas zu sagen haben sollte. Aber die absolute Macht verdarb ihn immer mehr. Sie erstickte die Kritik, weckte in ihm den Tyrannen, liess sein Misstrauen wachsen, bis er an keines Menschen Ehrlichkeit mehr glaubte und Menschenwürde ihm nichts mehr galt. So war die Diktatur nicht das Ergebnis eines einmaligen Entschlusses, sondern einer jahrelangen Entwicklung, die Hitler zum finsternen, unlenkbaren Dämon der Kriegsjahre werden liess.

## EVOLUTION ÖDER REVOLUTION

Das revolutionäre Prinzip wurde 1933 am bewusstesten von der SA vertreten. In ihren Reihen standen die Männer, die «die Nacht der langen Messer» forderten und enttäuscht über den «unblutigen» Verlauf der Revolution waren. Der Wunsch, das Versäumte nachzuholen, schwelte in einem heimlichen Kampf zwischen SA und Wehrmacht und war verkörpert im Stabschef der SA, dem durch seine widernatürlichen Neigungen abstossenden früheren Hauptmann Röhm! Ich bin in der ersten Hälfte des Jahres 1934 wegen der Finanzierung der SA wiederholt bei Hitler gewesen. Regelmässig nahm Röhm, der inzwischen zum Reichsminister ohne Portefeuille ernannt worden war, an den Besprechungen teil. Obwohl die Unterhaltung zwischen Hitler und Röhm im Tone alter Kameradschaft geführt wurde, spürte man hintergründige Spannungen. Hitler zeigte sich den weitgehenden Wünschen auf Vermehrung der SA zunächst geneigt, erklärte

aber: «Wir müssen erst den Reichsfinanzminister fragen.» Meinen Einspruch gegen die Höhe der Kosten benützte er dann, um Röhm's Anträge «mit Bedauern» zusammenzustreichen. War schliesslich für eine Reihe von Monaten eine Summe festgelegt, pflegte Röhm mich ein paar Tage später anzurufen und mir mitzuteilen, Hitler habe die erbetene Summe nachträglich bewilligt. Ich hielt mich an die festgelegten Beträge gebunden. Wenn Röhm mehr haben wolle, müsse das in einer erneuten gemeinsamen Besprechung beschlossen werden. Einmal war ich, bevor Röhm kam, allein bei Hitler; dieser sagte mir, ich solle mich nicht auf Röhm's Angaben verlassen, sondern immer wieder an ihn appellieren. Ich hatte den Eindruck, dass mein Widerstand Hitler aus politischen Gründen gelegen kam. Doch wurden Gegensätze in meiner Gegenwart nie genannt, sondern immer unter der Decke finanzieller Auseinandersetzungen ausgefochten. Die von Hitler im März 1934 in einer SA-Führer-Besprechung abgegebene Erklärung, er werde sich einer zweiten revolutionären Welle auf das energischste widersetzen und jede Auflehnung gegen die Autorität des Staates streng bestrafen, war eine un verhüllte Drohung, die Antwort Röhm's in einer Kundgebung an seine SA, die SA-Kämpfer gingen, bis das Endziel erreicht sei, nicht um Haaresbreite vom revolutionären Wege ab, eine offene Kriegserklärung. Als im Juni Röhm die SA alarmierte, als Blomberg Zusammenstösse zwischen Wehrmacht und SA befürchtete und für die Truppen ein Ausgehverbot aus den Kasernen anordnete, erreichte die Krise ihren Höhepunkt. Röhm strebte den Oberbefehl über eine Wehrmacht an, deren Kern seine SA bilden sollte. Ihm ging es um die tatsächliche Macht, mit oder gegen Hitler. Weite Kreise der Partei standen gegen ihn. Er musste seine Ausschaltung befürchten und wollte durch einen Putsch zuvorkommen. Goebbels meldete Hitler in der sensationellen Art, die er liebte, dass eine Meuterei unmittelbar bevorstehe. Das löste die Vorgänge des 30. Juni aus.

Ihr Ergebnis war zwar eine Niederlage der revolutionären SA und ein Sieg der Wehrmacht, aber die ohne Urteil vollzogenen Erschiessungen waren ein schwerer Schlag gegen das Rechtsbewusstsein, sie verwirklichten, was Parteikreise «revolutionäres Recht» nannten, ohne sie des paradoxen Widerspruchs bewusst zu sein, der in diesem Schlagwort lag. Nicht, dass Röhm und finstere Gestalten wie Heines in Schlesien

beseitigt wurden, verletzte die Rechtssicherheit, sondern *wie* sie beseitigt wurden. Auch ergriffen die Aktivisten des 30. Juni die Gelegenheit, sich politisch oder persönlich unbequemer Gegner zu entledigen und auf diese Weise die bisher versäumte «Nacht der langen Messer» nachzuholen. Ausser Schleicher wurden unter vielen anderen auch der ehemalige bayrische Staatskommissar Kahr, der Führer der katholischen Aktion Klausener und, infolge einer Namensverwechslung, der bekannte Münchner Musikkritiker Schmidt ermordet. An diesem Tage wurden die Dämme der Rechtssicherheit eingerissen. Von da an waren Gut und Blut der Deutschen dem Fanatismus, der Willkür, ja oft auch dem widrigen Zufall schutzlos preisgegeben.

Die revolutionäre Erledigung des Röhm-Putsches war insonderheit das Werk zweier Männer, die fortan sich immer stärker in den Vordergrund schoben: Goebbels und Himmler. Sie waren es auch, die immer wieder alle Ansätze einer evolutionären Entwicklung zunichte machten. Die Kreise, welche die Hoffnung nicht aufgaben, dass sich die stürmische Bewegung eindeichen liesse, rechneten auf Göring. Er war der Widerpart von Goebbels, der den «revolutionären Elan» vertrat. In seinen Brandreden gegen die Feinde des Systems prangerte dieser wahllos Marxisten und Kapitalisten, Juden und Geistliche, Kommunisten und Reaktionäre, Intellektuelle, Beamte und Wirtschaftler an. Dabei war längst nicht mehr die Parteidoktrin das leitende Motiv, sondern der Drang der Parteidoktrin, den revolutionären Prozess weiterzutreiben und sich Feinde zu schaffen, um Feinde zu vernichten. Und das geschah in den Jahren, in denen die überwiegende Mehrheit des deutschen Volks den besten Willen hatte, sich mit dem System zu befreunden, wenn es nur ein friedliches Leben gewährleistete. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen schienen durch eine neue Prosperität geschaffen. Nur wenigen wurde bewusst, dass sie die «Wohlfahrt» mit dem Verlust der Sicherheit bezahlten. Allen Welsh Dulles schrieb in seinem 1947 erschienenen Buch über die deutsche Widerstandsbewegung: «Hitler gab Millionen Vertrauen und Zuversicht, die unter der Weimargebung keinen Weg gescheut hatten, ihrer Notlage zu entfliehen... Der ‚kl eine Mann‘<sup>4</sup> fühlte, dass er eine bessere Chance in der Welt und ein neues Selbstvertrauen habe.» Hitler hatte versprochen, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Wenn er am 1. Mai zu den Massen redete, die in «geschlossener Freiwilligkeit» auf dem Tempel-



hofer Feld oder im Lustgarten aufmarschiert waren, konnte er in jedem Jahr triumphierend einen neuen Rückgang der Arbeitslosigkeit verkünden, bis sie ganz verschwunden war. Der Arbeiter war endlich die Gefahr des Stempelns losgeworden, die sein Dasein zur Hölle der Unsicherheit machte. Der Bürger sah nicht mehr die Schlangen der grauen Gestalten stehen, deren Verzweiflung jederzeit zu blutigen Unruhen führen konnte. Der Unternehmer freute sich der Aufträge, die wieder regelmässig einliefen und es ihm gestatteten, die Kapazität seiner Fabriken voll auszunutzen. Nur wenige sahen die Kehrseite, nur wenige erkannten, welch hohen Preis sie für das allgemeine Prosperieren zahlen mussten.

Einmal im Jahr erstattete Goebbels im Sportpalast den Bericht über das Winterhilfswerk; der Badenweiler Marsch kündete das Kommen Hitlers an, der es sich nie nehmen liess, zu dieser Kundgebung zu erscheinen. Es waren imponierende Zahlen, die Goebbels verlesen konnte. Der mit leichtem Zwang verbundene Appell an den Opfer Sinn erhöhte sie von Jahr zu Jahr. Es ist Gutes geschaffen worden; einzelnen Menschen, die in Not waren, wurde geholfen, Kinder- und Altersheime wurden unterstützt oder neu gegründet. Mit einem höhennenden Hieb auf die Kirchen stellte Hitler in seiner Dankrede fest, dass in der Winterhilfe das grösste Wohltätigkeitswerk aller Zeiten geschaffen sei. Die Aussenseite war glänzend, nicht viele bemerkten, dass die Wohlfahrt entpersönlicht und zu einem Kollektivbetrieb gemacht wurde. Man konnte sich durch den Obolus, den man der Winterhilfe «spendete», von der lästigen Verantwortung für den Nächsten befreien, den der Staat zu betreuen versprach. Es war verlockend, dass man fortan nur eine Prämie zur Versicherung gegen Mitleid zu entrichten brauchte. Das «positive Christentum» entseelte das Wohltun und tötete die Liebe.

In den Jahren 1934 bis 1938 sah es in Deutschland äusserlich besser aus als in allen vorhergegangenen Jahren seit dem Ende des Krieges. Die Propheten der Evolution, die eine Läuterung der Partei vorausgesagt hatten, schienen recht zu behalten. Aber der 30. Juni 1934 war eine Zäsur gewesen. Wohl wurden die Revolutionäre geschlagen; darunter waren «Rabauken» und üble Gesellen gewesen, aber auch einfache Troupiers und Idealisten, die selbst nicht nach Posten jagten und die Bonzen aufs Korn genommen hatten. Mit den Landsknechten der SA

war eine Opposition gegen die Clique der Postenjäger verschwunden. Die sass jetzt fest im Sattel. In der Form der Niederschlagung des Putsches hatten sich die Abgründigen durchgesetzt. Die Parteikamarilla mit ihrer Kollektivwillkür war gefährlicher als die Einzelakte gewalttätiger SA-Männer. Hitler verschrieb sich der Clique. Er gab den potentiellen Revolutionären freie Bahn. Himmlers SS hatte den Putsch niedergeschlagen, diesem Mann war Hitler nunmehr verpflichtet, und der bewährte seine Notwendigkeit, indem er Komplote aufdeckte und Gegner einsperrte. An die Stelle der Röhm'schen Revolutionäre war der Himmler'sche Apparat getreten, der aus dem Hinterhalt angriff. Er erzeugte die Atmosphäre des Argwohns, die sich über Deutschland ausbreitete. Der Deutsche verlor die fröhliche Sicherheit des Vertrauens, der Apparat überwachte die Bewegungen des Menschen bis hinauf in die Spitzen der Partei, las seine Briefe und hörte die Ferngespräche ab.

Auch die staatliche Verwaltung wurde von diesem Misstrauen ergriffen. Hitler, der für Verwaltungsorganisation keinen Sinn hatte, liebte es, für bestimmte Aufgaben neue Stellen einzurichten, «Sonderbevollmächtigte», deren Zuständigkeiten gegen die alten Behörden nicht abgegrenzt waren. Daraus entstanden Überschneidungen und Doppelarbeit. Als Hitler den Arbeitseinsatz an Sauckel und den Wohnungsbau an Ley gab, die beide auf die eingearbeitete Beamtenschaft des Arbeitsministeriums zurückgreifen mussten, wurde ihm vorgestellt, er solle doch lieber Sauckel oder Ley zum Arbeitsminister machen, dann träte wenigstens keine Desorganisation ein. Hitler aber zog die Schwierigkeiten vor; Reibungen führten nach seiner Meinung zu Mehrleistungen, Konkurrenz zu erhöhter Anstrengung. Das eigentliche Motiv aber war das aus Jugendkomplexen gespeiste Misstrauen gegen den Berufsbeamten. Es wirkte sich auch aus in der Doppelgleichheit, die in der ganzen Verwaltung eingeführt wurde. Neben dem Bürgermeister stand als Kontrollorgan der Ortsgruppenleiter, neben dem Landrat der Kreisleiter. Anfänglich hatten Gauleiter – je nach persönlicher Einstellung – den Landrat zum Kreisleiter gemacht oder umgekehrt. Damals sagte Hitler im Kabinett, in einer Stadt oder einem Kreis dürfe nur *einer* Befehlsgewalt haben; geteilte Verantwortung rufe Versagen hervor. Dieser Äusserung widersprach das Verfahren, das die Parteileitung allgemein an wandte. Kreisleiter hatten sich als

Landräte blamiert; den Weg, die Ämter durch die Parteibeamten verwalten zu lassen, konnte man nicht gehen. Doch traute man dem Fachbeamten nicht, also gab man ihm den Aufpasser und Besserwisser an die Seite. Abgeschlossen wurde diese Entwicklung durch Hitlers Anordnung: «Die Partei befiehlt dem Staat.» Wohl gelang es den: Verwaltungsgeschick alter Beamter, sich im Kampf gegen die Clique nicht ganz an die Wand drücken zu lassen. Es hing von der Persönlichkeit des Gauleiters ab, ob sich der Vertreter des Staates oder der Partei durchsetzen konnte. Kam ein Streit vor Hitlers Forum, entschied er regelmässig zugunsten der Partei. Neben den Sonderbevollmächtigten und dem «doppelten Gleis» schuf sich das Misstrauen noch ein drittes, das unheimlichste Organ im Spitzel. Nicht nur die Verwaltung, auch die Betriebe der Privatwirtschaft wurden mit den «Vertrauensleuten» des Himmler'schen Sicherheitsdienstes durchsetzt. Diese waren meist nicht Parteimitglieder und daher umso schwerer zu erkennen. Selbst was im vertrauten Kreise gesprochen wurde, kam der Gestapo zu Ohren. Einer begann dem andern nicht mehr zu trauen, sogar zwischen alten Freunden richtete sich die gläserne Mauer des Argwohns auf. Den bezahlten Spitzeln leisteten die Denunzianten freiwillige Helferdienste. Das Angebertum drang bis in die Familie. Hitler hätte einmal im Kabinett in einer Erregung, in die er sich künstlich hineingesteigert hatte, erklärt, Denunzianten müssten besonders hart angefasst werden; ein Staatswesen, das mit solchen Kreaturen arbeite, habe keinen Bestand. Aber er war der erste, der diese Maxime verliess.

Die letzte Folge des Misstrauens war das Konzentrationslager. Die Atmosphäre des schleichenden Terrors und die Ausschaltung des Rechtszustandes auf kaltem Wege waren schlimmer als eine offene Revolution. Die ungeordneten Konzentrationslager der SA aus dem Jahre 1933, in denen grobe Misshandlungen an der Tagesordnung waren, wurden in einer feineren, aber umso diabolischeren Grausamkeit mechanisiert. Die Partei war stolz auf die vollkommene Disziplin, die dort herrschte. Die SS zeigte Besuchern gern die Sauberkeit der Schlafräume und die nach der Schnur ausgerichteten Kammerbestände. Das Reglement verdeckte die Unmenschlichkeit, und der Massenmensch, der sich auch dem Furchtbaren rasch unterwirft, fand Rechtfertigung in der Erscheinung, dass sogar der Ablauf des Verbrechens genau geregelt war. Dass Menschen plötzlich verschwanden

und ohne Richterspruch, nach der unkontrollierbaren Willkür einer anonymen Stelle, in Haft gehalten wurden, erschien immer selbstverständlicher. In diesem System war alles organisiert, selbst die Fürsorge für die Hinterbliebenen Ermordeter. Nach dem 30. Juni wurde ein höherer SS-Führer eigens beauftragt, die Angehörigen der Opfer zu betreuen. Er erhielt den gleichen Auftrag nach dem 20. Juli 1944 und zeigte bei Besprechungen über die Renten, deren Höhe er denjenigen der Majorswitwen anzugleichen vorschlug, eine unerwartete Weitherzigkeit. Des Menschen Würde galt nichts mehr, die Freiheit konnte ungestraft angetastet werden, weder öffentliche Kritik noch richterliche Nachprüfung überwachte das willkürliche Gebaren politischer Stellen. In der Einrichtung der Konzentrationslager lag der Keim für alle späteren Verbrechen. Die unbegrenzte Gewalt über Leib und Leben liess die Sadisten gross werden, die ihr grausames Handwerk mit dem Anspruch ausübten, an Feinden der Gesellschaft ein Werk der Vergeltung zu vollziehen. Der Schritt von Tausenden zu Millionen Insassen wurde getan, als im Krieg die Zahl der Feinde stieg. Die Entwürdigung des Menschen zu einer namenlosen Nummer, die willkürlich eingetragen oder gelöscht wurde, führte schliesslich zur «Vergasung». Die Rechtsunsicherheit war der düstere Hintergrund, vor dem auf hellbeleuchteter Bühne das grosse Schauspiel aussenpolitischer Erfolge und wirtschaftlichen Aufstiegs abrollte. Sie war der teuerste Preis, den das Volk für ein vorübergehendes, unbeständiges materielles Gedeihen zu entrichten hatte.

Viele Deutsche suchten sich über die furchtbaren Vorgänge des Terrors, der Kirchen- und Judenverfolgung mit dem Trost hinwegzusetzen: «Der Führer weiss nichts davon, ach, wenn er es doch erführe!» Hitler *wusste* um all diese Dinge, ordnete sie selbst an oder liess sie mit seiner Billigung geschehen. Falsche Nachrichten in der Weltpresse hatten die Wirkung, dass oft genug nun erst Wahrheit wurde, was bis dahin Phantasie oder Übertreibung gewesen war. Als die. Auslandspresse fälschlich die Verhaftung eines oppositionellen Kirchenführers meldete, ordnete Hitler an, ihn sofort festzunehmen. Wenn er in der Staatsmaschinerie heimliche Opposition oder bürokratische Langsamkeit wahrzunehmen glaubte, gab er der Partei den Auftrag, das Ziel, das ihm vorschwebte, durch eigenmächtiges Handeln revolutionär zu erreichen. «Spontane» Volkskundgebungen waren sorgfältig vorbe-

reitet. Besonders häufig wurde die Partei gegen die Juden in Bewegung gebracht. Die Nürnberger Gesetze sind unter Umgehung der staatlichen Stellen ausgearbeitet und als Initiativanträge des Reichstags eingebracht und angenommen worden. Im Jahre 1938 schien sich eine Lösung des Judenproblems anzubahnen, die unter Berücksichtigung der bedauerlichen Gegebenheiten als die relativ beste erschien. Damals stand Hitler auf dem Höhepunkt seiner Erfolge, sein Heimatland und das Sudetengebiet waren mit Deutschland vereint, die Kriegsgefahr durch das Münchener Abkommen beseitigt. Selbst viele Gegner erkannten das Erreichte an, auch wenn sie die Methoden nicht billigten. In dieser Atmosphäre fanden Verhandlungen mit Vertretern des Auslandsjudentums statt, die in der Hauptsache von Schacht geführt wurden. In den Jahren 1933 bis 1938 waren zahlreiche Juden aus Deutschland abgewandert. Einzelnen war es auch gelungen, mit Unterstützung der Reichsbank und des Wirtschaftsministeriums wenigstens Teile ihres Vermögens in den Devisen, die sie zum Aufbau einer Existenz in ihrer neuen Heimat brauchten, mitzunehmen. Aber im großen scheiterte die Umwandlung des auf vier Milliarden geschätzten jüdischen Vermögens in Devisen an der deutschen Zahlungsbilanz. Nach einem der Pläne sollten von diesem Vermögen entsprechend, einer Brüning'schen Notverordnung, die bei Kapitalabwanderung 25 Prozent für das Reich einbehält, eine Milliarde abgesetzt und drei Milliarden durch eine Anleihe aufgebracht werden, für die sich das Auslandsjudentum stark zu machen hätte. Zusätzliche Exporte sollten dem Reich den Zins- und Tilgungsdienst ermöglichen.

In diese Lage platzte die von Goebbels in Szene gesetzte «Kristallwoche», die Deutschlands Ruf im Ausland unheilbar schädigte, den Verhandlungen, die noch eine Zeitlang fortgeführt wurden, den Boden entzog und selbst in Parteikreisen die Vorstellung weckte, es müsse an höchster Stelle ein bezahlter Sowjetagent tätig sein, der irr entscheidenden Augenblick immer wieder Sand in die Maschine des politischen Lebens werfe. Der schon seit Langem bei alten Parteigenossen bestehende Verdacht, dass hinter den abstossenden Gewaltmethoden parteifeindliche Elemente stünden, richtete sich hauptsächlich gegen Goebbels. Goebbels war kein Sowjetagent, aber in seinen Methoden ein Bolschewist. Er war kein Parteifeind, wohl aber der Typ der von Rauschnig geschilderten «Elite», die sich nicht an Parteidok-

trinen und -theorien gebunden sah, sondern ihre Aufgabe in stets erneuertem revolutionärem Kampf erblickte. Hitler hat die Kristallwoche, wenn er sie nicht schon im Voraus billigte, zugelassen; er hat die Milliardenbusse erhoben und die vielfachen Unterdrückungsverordnungen erlassen. Damit hat er die Bekämpfung der Juden in ein radikales Stadium überführt. Die organisierten Ausschreitungen gegen die Juden, ihre Schaufenster und Wohnungseinrichtungen waren der krasseste Fall des selbständigen Vorgehens der Partei. Jetzt konnte kein Zweifel mehr daran bestehen, dass die Revolution endgültig den Sieg davongetragen hatte. Die Saat von 1934 trug 1938 ihre Frucht.

### KRIEG ODER FRIEDEN

Nach dem ersten Weltkrieg ist dem deutschen Volk und seinen Führern die Kriegsschuld aufgebürdet worden. Nachdem die Wogen der Erregung verebbt waren, begann sich aber in der ganzen Welt die Erkenntnis durchzusetzen, dass der Kaiser und seine Ratgeber zwar politische Fehler gemacht, dass aber weder sie noch das Volk den Krieg gewollt hatten. Doch war den Deutschen die Erinnerung wachgeblieben, wie leicht ein Staat in den Kampf um seine Existenz geraten kann, wenn seine führenden Männer der Kriegsgefahr, die in dieser Welt überall und zu allen Zeiten lauert, nicht von langer Hand ihren festen Willen und ihre ganze Kraft entgegensetzen. Deshalb lasen viele Deutsche mit Sorge die Worte in Hitlers «Kampf», dass nur die Gewalt des siegreichen Schwertes dem deutschen Volk seinen Lebensraum zuweisen werde. Sie beruhigten sich, als sie Hitlers Reden hörten. Was er im vertrauten Kreise sagte, blieb ihnen verborgen.

In seiner Reichstagsrede vom 31. Mai 1935 verkündete er: «Jeder Krieg verzehrt die Auslese der Besten... Eine gesunde Sozialpolitik kann in wenigen Jahren mehr Kinder des eigenen Volkes schenken, als durch einen Krieg an fremden Menschen erobert werden könnte. Nein, das nationalsozialistische Deutschland will den Frieden, aus tief innerlichen, weltanschaulichen Überzeugungen.» In der Rede am 7. März 1936 erklärte er, Deutschland habe keine territorialen Forderungen: «Wir wissen vor allem, dass alle die Spannungen, die sich entweder aus falschen territorialen Bestimmungen oder aus den Missver-

hältnissen der Volkszahlen mit ihren Lebensräumen ergeben, in Europa durch Kriege nicht gelöst werden können.» Am 1. Mai 1936 bekundete er im Reichstag seine friedlichen Absichten und schloss Österreich und die Tschechoslowakei mit ein. Aber am 5. November 1937 hatte er eine Besprechung mit seinen obersten Befehlshabern, deren Inhalt dem deutschen Volke erst nach 1945 durch die Veröffentlichung des «Hossbach-Protokolls» bekanntgeworden ist. Deutschland sei auf die Gewinnung landwirtschaftlich nutzbaren Raums angewiesen. Jede Raumerweiterung könne nur durch Brechung von Widerstand vor sich gehen. Die deutsche Politik habe mit den beiden Hassgegnern Frankreich und England zu rechnen, denen ein starker deutscher Koloss inmitten von Europa ein Dorn im Auge sei. Zur Lösung der deutschen Frage könne es nur den Weg der Gewalt geben. Es sei sein unabänderlicher Entschluss, spätestens 1943/45 die deutsche Raumfrage zu lösen.

Durch eine gemeinsame Erklärung der deutschen und polnischen Regierung war am 26. Januar 1934 eine friedliche Zusammenarbeit der beiden Völker eingeleitet worden. Die Regierungen hatten sich verpflichtet, Streitfragen nicht durch Anwendung von Gewalt auszutragen. Noch in seiner Reichstagsrede vom 20. Februar 1938 sprach Hitler über die Verständigung mit Polen; Deutschland werde jedenfalls, gestützt auf seine Freundschaften, nichts unversucht lassen, um den Frieden zu retten. Drei Monate später, am 30. Mai 1938, gab Hitler dem Oberkommando der Wehrmacht den Geheimbefehl, den Überfall auf die Tschechoslowakei vorzubereiten; ein geeigneter äusserer Anlass, eine genügende politische Rechtfertigung und ein für den Gegner unerwartetes Handeln seien erforderlich: «Es ist mein unabänderliche! Entschluss, die Tschechoslowakei in absehbarer Zeit durch eine militärische Aktion zu zerschlagen.»

Am 26. September 1938 sagte er in einer Rede in Berlin in Bezug auf seine Unterredung mit Chamberlain in Godesberg über das Sudetenland: «Ich habe ihm weiter versichert und wiederhole es hier, dass es wenn dieses Problem gelöst ist, für Deutschland in Europa kein territoriales Problem mehr gibt.» Am 24. November 1938 gab er den geheimen Befehl, Vorbereitungen zu treffen, «dass der deutsche Freistaat Danzig überraschend von deutschen Truppen besetzt werden kann».

In der Reichstagsrede am 50. Januar 1939 erklärte er: «In den schwierigen Monaten der letzten Jahre war die Freundschaft zwischen Deutschland und Polen eines der verheissungsvollsten Momente im politischen Leben Europas.» Am 11. April 1939 enthielt ein Geheimbefehl Hitlers, über das beabsichtigte Vorgehen gegen Polen den Zusatz: «Die politische Führung sieht es als ihre Aufgabe an..., den Krieg auf Polen zu beschränken.»

Am 28. April 1939 versicherte er im Reichstag, die Absicht eines deutschen Angriffs auf Polen sei eine «lediglich von der internationalen Presse erfundene Lüge», und erklärte hinsichtlich Englands: «Die einzige Forderung, die ich an England stelle, ist die nach Rückgabe unserer Kolonien. Das würde aber niemals ein Grund für eine kriegerische Auseinandersetzung sein.» In einer Besprechung mit den Wehrmachtsbefehlshabern am 23. Mai 1939, deren Inhalt das «Schmundt-Protokoll» wiedergibt, teilte Hitler seinen Entschluss mit, «Polen bei erster passender Gelegenheit anzugreifen», da Polen immer auf der Seite der Gegner Deutschlands stehen werde. Es werde zum Kampf kommen; Aufgabe sei es, Polen zu isolieren. Man dürfe nicht in eine gleichzeitige Auseinandersetzung mit dem Westen (Frankreich und England) geraten. Ein Bündnis Frankreich-England-Russland würde ihn veranlassen, Frankreich und England mit einigen vernichtenden Schlägen anzugreifen. Er zweifle an der Möglichkeit einer friedlichen Auseinandersetzung mit England. Wenn bei dem polnischen Krieg England eingreifen sollte, müsste Holland «blitzartig» angegriffen werden. «England ist der Motor, der gegen Deutschland treibt.» Ein vernichtender Anfangserfolg sei nur möglich, wenn man nicht durch Polen in einen Krieg mit England «hineinschlittere». «Wir werden nicht in einen Krieg hineingezwungen werden, aber um ihn herum kommen wir nicht.»

Am 22. August 1939 hielt Hitler auf dem Obersalzberg eine Ansprache an die Oberbefehlshaber. Er habe den Entschluss zur Auseinandersetzung mit Polen bereits im Frühjahr gefasst, aber gedacht, dass er sich zunächst in einigen Jahren gegen den Westen wenden werde und . dann erst gegen, den Osten. Sein Dasein sei ein Wertfaktor. In der Zukunft werde es niemals wieder einen Mann geben, der mehr Autorität habe als er selbst. Die Führer auf der Gegenseite stünden unter dem Durchschnitt. Es sei notwendig, das Militär zu erproben, wenn



irgend möglich nicht in einer Generalabrechnung, sondern bei der Lösung einzelner Aufgaben. Jetzt sei die Wahrscheinlichkeit noch gross, dass der Westen nicht eingreife. In einer anderen Wiedergabe lautete dieser Satz: «Ich müsste ein Idiot sein, wenn ich wegen der Korridorfrage in einen zweiten Weltkrieg hineinschlittern würde, wie die unfähigen Menschen des Jahres 1914.» Auf jeden Fall werde er den Westen halten, bis' Polen erobert sei. Die Vernichtung Polens stehe im Vordergrund. Er werde einen propagandistischen Anlass zur Auslösung des Krieges geben, gleichgültig, ob glaubhaft oder nicht. «Der Sieger wird später nicht danach gefragt, ob er die Wahrheit gesagt hat oder nicht... Der Stärkere hat das Recht.»

In einer Besprechung mit den Oberbefehlshabern am 23. November 1939 blickte Hitler auf das seit 1933 Erreichte zurück. Die Gewinnung des sudetendeutschen Gebiets sei nur eine Teillösung gewesen. «Der Entschluss zum Einmarsch in Böhmen war gefasst..., damit war die Grundlage für die Eroberung Polens gelegt, aber ich war mir zu dem Zeitpunkt noch nicht im Klaren, ob ich erst gegen den Osten und dann gegen den Westen oder umgekehrt vorgehen sollte... Grundsätzlich habe ich die Wehrmacht nicht aufgestellt, um *nicht* zu schlagen. *Der Entschluss zum Schlagen war immer in mir.*»

Das deutsche Volk ahnte nichts von den Kriegsplänen, die Hitler im engsten Kreis unter dem Siegel der Verschwiegenheit kundgab. Es hörte nur seine Friedensreden und glaubte an sie. Was Hitler über den Wahnsinn selbst eines siegreichen Krieges sagte, klang echt im Munde eines Kriegsteilnehmers. Churchill hat die Stimmung in Deutschland richtig beurteilt, als er am 23. Juni 1938 schrieb: «Die grosse Masse der deutschen Bevölkerung in allen Schichten würde, so dankbar sie auch ihrem Führer dafür ist, dass er sie aus der Tiefe der Niederlagen wieder auf die Höhen der Macht geführt hat, einer Wiederholung des Weltkriegs mit äusserstem Kummer und tiefster Bestürzung entgegensehen.» Dieser Kummer kam in dem Schweigen zum Ausdruck, das im August 1938 den Marsch einer Panzertruppe durch Berlin begleitete, und löste sich in dem Jubel, der den englischen Ministerpräsidenten Chamberlain als Friedensbringer begrüsst. Das Volk ist von seinem Führer betrogen worden. Als 1939 der Krieg ausbrach, waren viele Deutsche überzeugt, dass der «Bromberger Blutsonntag» und die Grausamkeiten der Polen gegen die deutschen Volksteile keine andere Wahl liessen.

Die Waagschale zwischen Krieg und Frieden schien bis zum letzten Augenblick zu schwanken. Selbst die nächsten Berater Hitlers wussten erst, als der Angriffsbefehl gegeben war, wohin sie sich neigen würde. Die Reichsminister erfuhren den Beginn des Krieges nur durch den Rundfunk oder die Extrablätter. Fast hätte Churchill recht behalten, der am 4. Oktober 1938 schrieb: «Es mag sehr wohl dahin kommen, dass dieser Traum von der Vorherrschaft in Europa der Tatsache nach, wenn auch nicht der Form, zur Verwirklichung gelangt, ohne dass auch nur ein einziger Schuss abgefeuert wird.» Den Traum, von dem Churchill spricht, hat Hitler geträumt. Das Bestreben, den «Lebensraum» für Deutschland zu gewinnen, und der Versuch, die Massen in eine neue Gemeinschaftsordnung einzufügen, waren die Elemente seiner politischen Konzeption. Der Rückblick auf seine Politik, den Hitler am 23. November 1939 den Generalen gab, war der Versuch einer Rechtfertigung; er hatte im August vorausgesagt, dass England sich aus dem Krieg heraushalten würde, und erklärte nun, nachdem England in den Krieg eingetreten war, der Krieg mit den Westmächten sei immer ein Teil seines Gesamtplans gewesen.

Hitlers gefährlichstes Wagnis, die Rheinlandbesetzung 1936, ist ein Wendepunkt gewesen. Er sah den Mangel an Widerstand gegen sein Vorgehen als Beweis für die Schwäche seiner Gegner an und verlor das Mass. Mit Erfolgen stieg sein Appetit, er hatte nicht die Grösse des Staatsmanns, der sich Grenzen setzt. Nachdem er entgegen den Befürchtungen seiner Generale von Erfolg zu Erfolg geschritten war, glaubte er das Lebensraumspiel in greifbare Nähe gerückt. Um die Wende 1937/38 zeichnete sich ihm mit grösserer Klarheit als bisher der Weg ab, den er zu gehen beabsichtigte: die Einverleibung von Österreich, die Zerschlagung der Tschechoslowakei, die Lösung der polnischen Frage, der Vorstoss nach Russland. Er sah den Krieg voraus, er wünschte ihn nicht, aber er nahm ihn in Kauf. Sein Programm wollte er verwirklichen, «so oder so». Er konnte seinen Worten überzeugenden Klang verleihen, wenn er dem Volk den Frieden, und ebenso, wenn er den Generalen den Krieg verkündete. Er wollte ein Land nach dem anderen erledigen, wenn es ging, im Blumenkrieg, wie Österreich, oder durch München und den Marsch auf Prag, wie die Tschechei, mit blutiger Gewalt, wenn er auf Widerstand stiess. *Einen* Krieg wollte er nicht, das war der gegen eine Weltkoalition.

Er schwankte, welches Land er jeweils zuerst vornehmen sollte. Bei seinen Erörterungen hierüber nannte er Russland nicht. Und doch muss der Krieg gegen Russland, das Land, dem er den Lebensraum abnehmen wollte, ihm immer als letztes Ziel vorgeschwebt haben. Mit den Westmächten befasste er sich häufiger, bald nannte er sie degenerierte Nationen, die zu einem Krieg nicht fähig seien, bald gefährliche Feinde, die gegen Deutschland hetzten. England gegenüber hat Hitler zwischen der wilhelminischen Vorstellung des «perfiden Albion» und der Bewunderung für das Kulturwerk des Empire geschwankt. Er besass kein eigenes Bild von diesem Land. Was ihm seine ständigen oder gelegentlichen Ratgeber zutrugen, nahm er je nach Lage oder Laune in seine Berechnung auf. Im Sommer 1938 besuchte ihn König Boris von Bulgarien auf der Rückreise von England. Dieser war überzeugt, dass der Krieg in England beschlossene Sache sei, mindestens bei den hinter der Szene wirkenden Kräften. König Boris erzählte mir 1941 bei einer längeren Audienz, er habe Hitler gesagt, Deutschland bleibe nur die Wahl des günstigen Zeitpunkts. Solche Ratschläge verfingen. Hitler fürchtete das sich stark machende England. Vielleicht rührte es hiervon her, dass er in München eher eine Niederlage als einen Triumph sah. Immerhin schien das Abkommen zunächst eine friedlichere Periode einzuleiten. Das Heer sollte sich auf einen ruhigen, mehrjährigen Ausbau seiner Organisation einstellen. Mir liess Hitler durch den Staatssekretär Reinhardt sagen, ich brauche mir um die Aufrüstung keine Sorgen mehr zu machen, sie werde in Jahresfrist beendet sein; dann hätte ich auf die Wehrmatsausgaben wieder den etatmässigen Einfluss. Der Einmarsch in Prag zerriss die Hoffnung. Dieser Schritt war der Bruch des Münchener Abkommens, eine Beleidigung Chamberlains und damit des englischen Volkes, ein Affront für den guten Willen der englischen und französischen Staatsmänner. Er, dem Verträge nichts galten und für den Versprechen nur taktischen Augenblickswert besaßen, hat nicht eingesehen, dass der schmähdlich betrogene englische Ministerpräsident sich nun. aus einem «appeaser» in einen zum Äussersten entschlossenen Gegner verwandeln musste. Er hat auch nicht begriffen, dass die Unterwerfung der Tschechen im Ausland anders beurteilt werden musste als die «Heim-ins-Reich»-Politik, die sich bisher auf deutsche Volksteile beschränkt hatte. Dem Österreicher war die Zugehörigkeit der

Tschechen zum deutschen Machtbereich von Jugend an so vertraut, dass ihm die «Aufregung» über diesen Schritt unverständlich war. Der Marsch nach Prag bedeutete aussenpolitisch die Überschreitung des Rubikon, so wie innenpolitisch der 30. Juni 1934 die Entscheidung gewesen war. England gab Polen daraufhin die Garantiezusage, Ende August schloss es den Bündnisvertrag mit diesem Land. Auf die Nachricht davon rief Hitler die bereits angetretenen Truppen zurück. Einige Tage später befahl er endgültig den Angriff. Das veranlasste einen der Oberbefehlshaber, den sarkastischen Rundstedt, zu der Rückfrage, ob es diesmal Ernst sei. Als Hitler am 3. September 1939 die Kriegserklärung Englands erhielt, fragte er nach längerem Schweigen: «Was sollen wir denn nun machen?»

### VOLK ODER FÜHRER

Für alle, die unter dem Faschismus gelitten hätten, sagt Graf Sforza, gelte dieser als *ein* grosses Ganzes, und alle Faschisten erschienen als mitschuldig an der Erstickung des italienischen Lebens. Die Wahrheit sehe anders aus, den Anfängen des Faschismus habe es nicht an einer idealistischen Glut der Erneuerung gefehlt. Ähnliches gilt vom Nationalsozialismus. Galt es auch für Hitler?

Im Wilhelmstrassen-Prozess in Nürnberg rief es ein Lächeln hervor, als der Staatssekretär Keppler mit dem ganzen Ernst seiner Überzeugung vor dem Gericht bekundete, Hitler sei der gütigste Mensch gewesen, dem er je begegnete. Gemeint war ein oft überraschend auftretender Schein von Güte, von Kinderliebe, von Fürsorge für seine Umgebung und seine Besucher, eine Art von Anteilnahme am Schicksal von Hinterbliebenen seiner Mitkämpfer oder der Kriegsoffer, eine Spur von Grosszügigkeit, mit der er gelegentlich auch in Not gekommenen früheren Gegnern half. Diese «Güte», die plötzlich von einem Zornesausbruch oder einer eiskalten Härte abgelöst werden konnte, schien auch das Grundmotiv für seine sozialen Massnahmen zu sein. Das Volk verehrte ihn als den Menschen, der von unten kam, der den «kleinen Mann» liebte und sich im Dienst für das Volk verzehrte. Es war geneigt, ihm Fehler nachzusehen und ihm im Kreis der braunen Götter eine Sonderstellung einzuräumen. Man hörte von seiner per-

sönlichen Einfachheit, die wohltuend vom Protzertum neureicher Bonzen abstach. Wenn er in der Öffentlichkeit auftrat, trug er nicht den bunten Schmuck, mit dem Göring sich zu behängen pflegte. Er erschien als der schlichte Kämpfer für das höchste Ziel.

In einem unbewachten Augenblick hat er sich selbst einmal den größten Schauspieler Europas genannt. Er war im Grunde seines Wesens amorph; was er in den Auftritten seines Lebens darstellte, war mit wechselndem Gesicht gespielt, wie es der Augenblick, die Laune oder die Lage ihm eingaben. Auch die Rolle, in der er vor das Volk trat, war einstudiert. Güte und Zorn waren Szenen, die er anderen und sich selbst vorführte. Als Schacht um seinen Abschied als Wirtschaftsminister bat, weil er des Kampfes mit Göring müde geworden war, beschwor Hitler den Minister mit bewegten Worten, zu bleiben, wobei ihm die Tränen der Rührung in den Augen standen; sobald sich die Tür hinter Schacht geschlossen hatte, sagte er ärgerlich zu seiner Umgebung: » Der Kerl hat schon immer sabotiert.« Als der Feldmarschall von Weichs ihn bat, den Befehl zur Entwaffnung der ungarischen Armee zurückzunehmen, redete sich Hitler in einen Paroxysmus der Wut über die verräterischen Ungarn hinein, um plötzlich, ohne Übergang, ruhigen Tons zu sagen, im übrigen habe Weichs recht.

Sicherlich hat das Böse im Lauf der Jahre immer mehr Gewalt über ihn gewonnen. Schon der Hitler von 1939 war nicht mehr der Mann des Anfangs. Sechs Jahre der Alleinherrschaft mit ihren gefährlichen Rückwirkungen blieben nicht ohne Einfluß. Hitler entging keiner der Gefahren, die der Macht anhaften. Die Neigung, sich für unfehlbar zu halten, die Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, die Menschenfeindschaft — alles wurde zucht- und zügelloser. Diese Entwicklung setzte sich im Kriege fort. Der Hitler von 1945 war wieder ein anderer als der des Kriegsbeginns. Alle Schicksalsschläge konnten ihn nicht auflockern oder erweichen, sie verhärteten ihn nur. Der 20. Juli 1944 war ihm nicht ein Menetekel, er trieb ihn dazu, alle, die auch nur entfernt mit dem Attentat im Zusammenhang gesehen werden konnten, an den Galgen zu bringen; er bedauerte nur, sich nicht schon 1933 der Generale und der Intellektuellen entledigt zu haben. Er hatte keine Lust mehr, die Rolle zu mimen, die einst Gläubige, wie Keppler, bezwang, und hatte genug zu tun, das tägliche Schauspiel des Unerschütterlichen, der an den Endsieg glaubte, für andere — und sich selbst — über-

zeugend aufzuführen. Das Misstrauen frass sogar den Glauben an die Treue der ältesten Gefährten an. Hatten sich früher seinem Geiste in allen Schwierigkeiten die mannigfachsten Lösungen geboten, sah jetzt der verengte Blick nur noch *einen* Ausweg, das Durchhalten allen Gründen des Verstandes zum Trotz, das Weiterkämpfen bis zum Niederbruch. Noch immer tat der Wille seinen Dienst, das Gedächtnis funktionierte in alter Zuverlässigkeit, die Suggestivkraft war ungebrochen. Anfang 1945 entschloss sich Kaltenbrunner, Hitler zu sagen, so ginge es nicht weiter, er müsse Schluss machen. Als er Hitler bat, ihn nach dem Lagevortrag zu empfangen, merkte dieser mit seiner untrüglichen Witterung, was in Kaltenbrunner vorging, und nahm ihn in ein Zimmer, wo das Reliefbild von Linz, Kaltenbrunners Vaterstadt, darstellte, wie die Stadt einmal nach dem Ausbau aussehen sollte. Hitler berauschte sich lange an dem Zukunftsgemälde, um plötzlich Kaltenbrunner bei den Schultern zu packen und zu schreien: «Glauben Sie, dass ich hier so lange über das künftige Linz sprechen würde, wenn ich nicht vom Endsieg überzeugt wäre?» Kaltenbrunners Vorhaben war abgeschlagen. Als im März 1945 die Gauleiter zu einer Besprechung zusammengerufen wurden, verabredeten sich mehrere, Hitler über die Lage und die Stimmung im Volk reinen Wein einzuschenken. Er hielt zum erstenmal die Ansprache im Sitzen. Sie mussten den üblichen Exkurs über den Aufstieg zur Macht und die Leistungen seit 1933 über sich ergehen lassen und das Kolleg anhören, dass ein Volk nur siege, wenn es sich in schwersten Schicksalsschlägen bewähre. Jetzt kämen sich die Heere der Westmächte und der Russen immer näher und damit auch der Augenblick ihres Zusammenpralls, der unvermeidlich sei, dem Gesetz der «Automatik» unterworfen. Für Deutschland komme es nur darauf an, nicht vorher zusammenzubrechen. Hitler stand auf und rief voller Pathos, sein Arm könne noch mehr zu zittern, sein Kopf zu wackeln beginnen, eines bleibe unerschütterlich: sein Herz. Die Ergriffenheit der Hörer schwemmte die Einwendungen fort, die sie hatten vorbringen wollen. Der Heldendarsteller hatte die letzte Szene meisterlich gespielt.

Der römische Kaiser Julian Apostata schrieb in einem Brief: «Das Unvermögen, zwischen dem Möglichen und Unmöglichen zu unterscheiden, ist die gefährlichste Form des Wahnsinns.» Diesem Wahnsinn war Hitler verfallen. In seinem Schlussbericht als Botschafter be-

schrieb François-Poncet 1939 seinen Abschiedsbesuch auf dem Obersalzberg und einen langen Monolog Hitlers: «Wenn Genie und Irrsinn dicht beieinander wohnen, ist hier die Grenze zum Irrsinn sicherlich überschritten.» Ärzte, die Hitler behandelt haben, glaubten, dass sein Geisteszustand sich im Laufe des Krieges krankhaft verändert habe. Die einen sahen die Ursache in einer Gehirngrippe, andere in den Stimulantien, mit denen ihn sein letzter Leibarzt, Professor Morell, behandelte, der von den meisten Kollegen als Quacksalber abgelehnt wurde. Auch die Überbelastung eines sensiblen Nervensystems durch die ausserordentlichen Verhältnisse ist als Ursache bezeichnet worden. Jedenfalls wucherten die Anlagen, die stets in ihm vorhanden waren, in eine Hypertrophie. Die Härte wurde zur Erbarmungslosigkeit, mit der er ganze Bevölkerungsteile ausrottete, die Grausamkeit zum Sadismus, der qualvolle Methoden für die Beseitigung von Gegnern erfand, die Ichsucht zur Monomanie, die das von ihm verschuldete Leiden eines anständigen Volkes nicht mehr sehen wollte. Hitler warf Guderian vor, dass dieser den Menschen und Dingen zu nahe stehe, um sie richtig zu erkennen. Er hielt sich fern vom Volk, er hat keine der zerstörten Städte, kein Lazarett je besucht. Schliesslich verstieg sich sein Eigenwahn zu dem schrecklichen Wort, das Speer in den Widerstand trieb: «Wenn das Volk mir nicht den Sieg erringt, soll es untergehen.» Die Existenz der Nation war der Preis, den er unbedenklich für seinen Wahn zahlen wollte. Vom Lebensraum für Deutschland war keine Rede mehr, nur noch von der Glorie des Tyrannen.

Hitler hätte Segen wirken können, er hat unsagbares Elend über die Welt und das eigene Volk gebracht. Er war nicht die Lichtgestalt, die seine Bewunderer in ihm erblickten. Doch ging eine ungeheure Magie von ihm aus. Er war nicht von Vornherein das Monstrum, zu dem seine Gegner ihn stempelten. Er trug die Keime in sich, die in der Treibhausluft der Allgewalt wuchsen und ihn zum bösen Dämon weiden liessen. Sie konnten sich ungehemmt entfalten, weil ihm die Wahrfähigkeit fehlte. Er belog sich und sein Volk, weil sich ihm die Grenzen zwischen Illusion und Wirklichkeit, Lüge und Wahrheit verwischten. Der Mangel an Demut verführte ihn, sich ins Grenzenlose zu verirren und mit Knechtsseelen zu umgeben. Er liess zu, dass seine Anhänger ihn und das Volk identifizierten. In der Verhandlung gegen die Attentäter des 20. Juli wiederholte der Präsident des Volksgerichtshofs,

Freisler, die abscheulichste Verzerrung einer Richtergestalt, bei jeder Vernehmung den Satz: «Der Führer ist das Volk!» Hitler sah nicht mehr das Volk, nur noch sich. Er muss Monate vor seinem Ende erkannt haben, dass der Krieg verloren war; er musste besser als jeder andere wissen, dass die Hoffnungen auf eine Wunderwaffe trügerisch waren, dass alles, was noch vorbereitet wurde, zu spät kam und das Schicksal nicht mehr wenden konnte. Die unentwegte Zuversicht, die er bis in die letzten Tage vor seinem Tode zur Schau trug, war die Maske, hinter welcher der trotzige Titanenhochmut die Verzweiflung verbarg. Es gab nur noch den Weg der Verhandlung mit den Gegnern; so sehr dieser auch durch die Forderung der bedingungslosen Übergabe verengt würde, seine Person versperrte ihn. Noch einmal trat die Frage an ihn heran, ob der Führer um des Volkes willen oder das Volk um des Führers willen da sei. Er folgte nicht dem Vorbild Kaiser Wilhelms II., der, um Deutschland den Bürgerkrieg zu ersparen, sich selbst zum Opfer brachte. Hitler opferte das Volk, um erst im Glutschein der brennenden Städte, angesichts der Todesflucht von Millionen Deutscher, der Zerstörung der eigenen Hauptstadt, eines Zusammenbruchs von apokalyptischer Schrecklichkeit die eigene Vernichtung zu vollziehen. Dieser Tod, der seinem Volk keine Rettung mehr brachte, sondern nur den Untergang besiegelte, war keine versöhnende und sühnende Tat. In der furchtbaren Atmosphäre des Führerbunkers, aus dem Bormann seine Blutbefehle entsandte, in der sich alle Bande der Treue, und der Menschlichkeit lösten, vollzog sich ein weltgeschichtliches Gericht. Das Schicksal liess den Mann, den das Glück nicht dankbar gemacht, das Unglück nur verstockt hatte, auf dem Scheiterhaufen seiner wahnwitzigen Träume und seiner Ichsucht verbrennen. Dass Hitler nicht dem Attentat des 20. Juli erlag, sondern den Weg bis zum Selbstmord gehen musste, trägt das Siegel einer Vorsehung, deren Namen er nur allzuoft im Munde führte. Ajax fiel durch Ajax, nicht «Verräter» haben ihn zu Fall gebracht.

Die Fehlentscheidungen des Krieges, welche die Niederlagen herbeiführten, waren die seinen; was an Greuelthaten geschah, hat er befohlen oder gewusst. Was im Anfang seiner Herrschaft in Deutschland erreicht wurde, war sein Verdienst, aber das grässlichste Unheil, das Deutschland je traf, erwuchs aus seiner Schuld. Die Schuld verzehrte das Verdienst. Keine Legende wird sich an seinen Namen heften.



## *11. Kapitel*

### **DER ENGSTE KREIS**

#### DER GROSSE VERSAGER

#### **HERMANN GÖRING**

Im Jahr 1935 zeigte Hermann Göring einem grösseren Kreise das neu erbaute «Karinhall» mit dem Mausoleum seiner verstorbenen ersten Frau. Als er ausmalte, wie er sich das alles einmal dächte, wenn auf den Wassern der Seen die weissen Schwäne ihre Bahn zögen und auf den Wiesen im Schein der untergehenden Sonne die Rudel weissen Damwildes aufglänzten, wandte sich François-Poncet mir zu: man halte es kaum für möglich, dass in diesem Mann der Gewalt und der rohen Tatkraft so viel Sinn für Schönheit stecke.

In seiner Natur lagen gegensätzliche Anlagen unvermittelt nebeneinander. Er entstammte der zweiten Ehe seines Vaters, eines deutschen Kolonialbeamten alter Tradition, mit einer Frau, deren Herkunft und Bildungsgrad ihm nicht entsprach, die aber den bejahrten Mann vital

zu beherrschen verstand. Aus der Spannung der unterschiedlichen Elternteile erklärt sich die grossspurige Lebendigkeit, die schon den jungen Hermann Göring gekennzeichnet haben soll.

Im ersten Weltkrieg wurde er Flieger und erhielt den Pour-le-Mérite; nach dem Zusammenbruch schloss er sich Hitler an und wurde sein «treuester Paladin». Er sah in der dämonisch-agitatorischen Begabung des Mannes, dem er sich verschworen hatte, das Werkzeug zur Rettung Deutschlands aus dem Verfall und setzte seine spontane Tatkraft ein, um der Bewegung zum Siege zu verhelfen. Er gehörte nicht zur Spezies des Spiessers, dessen Aufstand Hitlers Werk war. Er war kein Theoretiker wie Rosenberg, kein Revolutionär wie Goebbels. Von der gut-bürgerlichen Atmosphäre, aus der er kam, und vom Offiziersstand, in dessen Ehrauffassung er gelebt hatte, brachte er eine Lebensart mit, die nicht durchweg im Einklang war mit der Welt der NSDAP. Seine Begriffe standen im Widerstreit mit dem gestaltlosen, primitiven Lebensgefühl der neuen Volksbewegung. Es lag etwas Jungenhaftes in der Bonhommie, durch die er «Freund und Feind» bei der ersten Begegnung für sich einnahm. Er war sich auch dieser Gaben bewusst, sogar den «lieben Gott» glaubte er sich wohlgesinnt. Der kindliche Eifer, mit dem er die Miniatureisenbahn, die in Karinhall als Spielzeug aufgebaut war, selbst dem Herzog von Windsor vorführte, die «Gutmütigkeit», mit der er anderen kleine Freuden zu machen versuchte, gewann ihm jenes lächelnde Gefallen, das die menschlichen Schwächen eines «grossen Mannes» nachsichtig aufnimmt. Die Geniesserfreude des Belebten verdeckte dem, der Göring nicht kannte, seine andere Seite: eine Rücksichtslosigkeit, die bis zur Brutalität gehen konnte. Er war der Begründer der Geheimen Staatspolizei und der ersten organisierten Konzentrationslager in Preussen; von ihm stammt der Satz: «Jede Kugel, die jetzt aus dem Lauf einer Polizeipistole geht, ist meine Kugel.» Er führte in Berlin die «Säuberungsaktion» des 30. Juni 1934 durch und hatte, ebenso wie Himmler, eine Todesliste, auf der Namen standen, die nur von einem robusten Gewissen mit dem Putsch in Zusammenhang gebracht werden konnten. Er lieferte bedenkenlos Material zur Entfernung Blombergs und Fritschs, die beide seinem Ehrgeiz im Wege standen. Diese gefährlichen Züge verbarg er hinter dem breiten Lachen, mit dem er alle Karikierung seiner Unarten in der Öffentlichkeit hinnahm. Die

Naivität, die ihn immer überraschendere Verkleidungen wählen liess, entwaffnete im Anfang selbst seine Gegner. Man traute ihm Humor zu, wo in Wirklichkeit nur das Kokettieren der Eitelkeit war. Als er das Diplomatische Korps in die Schorfheide einlud, um vorzuführen, wie ein Wisentstier in das Gehege eingelassen wurde, trug er ein rostbraunes Wams, hohe grüne Stiefel und in der Hand einen zwei Meter langen Speer. «Wotan», flüsterte man rings im Kreise.

Gefährlicher war es, dass die Eitelkeit sich nicht auf das äussere Auftreten beschränkte, sondern in allen Bereichen die höchste Stelle beanspruchte. Als Beauftragter für den Vierjahresplan kommandierte er die Wirtschaft und geriet in Konflikte mit Schacht, die zu dessen Rücktritt als Wirtschaftsminister führten. In der Niederschrift über eine Besprechung mit Generalen der Luftwaffe stand der Satz: «Keine Rücksicht auf finanzielle Schwierigkeiten! Generaloberst übernimmt volle Verantwortung!» Als er in Paris zwei Eisenbahnwagen mit Kunstschätzen aus jüdischem Eigentum, die er für Hitler und die eigene Kunstgalerie bestimmt hatte, beladen liess, wurden ihm rechtliche Bedenken der Juristen des Militärbefehlshabers entgegengehalten. Göring wehrte mit einer Handbewegung ab: «Das lassen Sie meine Sorge sein. Der höchste Jurist bin ich!»

Er war einer der wenigen Männer der «Elite», die unter vier Augen vernünftigen Argumenten zugänglich waren. Es kam nur darauf an, ob er einen guten Tag hatte. In seinen Launen war er unberechenbar. Hatte man Glück, dann nahm er auch eine Kritik an seiner Person ruhig auf. Als er einmal mit mir über Schacht sprach und darüber klagte, dass dieser ein schrecklicher Egoist sei und so furchtbar lüge, nahm er es nicht übel, dass ich sagte, das seien genau die Vorwürfe, die Schacht ihm mache.

Göring hatte im Volk, in der Wirtschaft und in Rechtskreisen den Ruf, den konservativen Flügel der Partei zu vertreten. Man setzte deshalb grosse Hoffnungen auf ihn. Er lehnte viele Forderungen der Partei für seine Person ab und konnte sich im engeren Kreis drastisch über die Männer, die sie vertraten, äussern. Den Kurs, den die Parteikanzlei in der Kirchenfrage hielt, verwarf er. Als der erste Generalstabschef der Luftwaffe, General Wever, bei einem Fluge verunglückt war, stand im Mittelpunkt der Trauerfeier im neuen Luftfahrtministerium eine Predigt des Heeresbischofs Dohrmann. Auch liess er sich durch

den Reichsbischof Müller trauen und sein Kind taufen. Er sagte mir, er würde lieber den bekannten Berliner Pfarrer Doering genommen haben, aber da der Führer zugegen gewesen sei und im Hinblick auf seine Stellung habe er am Reichsbischof nicht vorbeigehen können. Rosenbergs Mythos nannte er einen «Schmarren»; er hat ihn wohl nie gelesen. Die Juden wollte er aus dem öffentlichen Leben, aus Beamtenstellungen, aus Theater und Presse entfernt sehen; in der Wirtschaft duldete er sie anfänglich. Er liess sich auch, zum grossen Ärger der Unentwegten, nicht abhalten, in jüdischen Antiquitätenläden zu kaufen, wenn es ihm passte. In den ihm unterstellten Ämtern wandte er die Bestimmungen über Juden, Halb- und Vierteljuden mit Unterschied an: «Wer bei mir Jude ist, bestimme ich!»

Als preussischer Ministerpräsident trat Göring der Hitler'schen Order, dass die Partei dem Staat befehle, oft und eigenwillig entgegen. Er entnahm Landräte, Bürgermeister und Regierungspräsidenten möglichst dem Kreis fachlich vorgebildeter Verwaltungsbeamter und schützte sie gegen die Angriffe der Parteikonkurrenz. Er scheute sich nicht, als Sachverständige im Vierjahresplan Männer heranzuziehen, deren Erfahrung zwar nicht bestritten werden konnte, die aber, wie etwa Wentzel-Teutschenthal und Zitzewitz-Muttrin, von der Partei als «politisch unzuverlässig» abgelehnt wurden. An Görings Wirken, an seine Erkenntnisse und die Ansätze zum Besseren auf den von ihm betreuten Gebieten knüpfte sich die Hoffnung auf eine allgemeine evolutionäre Entwicklung.

Göring hatte die Einsicht, den Einfluss, gelegentlich selbst den guten Willen; er war auch ausserhalb der Partei beliebt. Er hatte Sinn für das Anständige, wo es ihm entgegentrat. Als Gerichtsherr der Luftwaffe zeigte er Verständnis für die Gebote des Rechts und der Gnade. Er führte ein einwandfreies Familienleben und hielt auch in seiner Verwandtschaft auf Ordnung. Selbst an Begabung fehlte es ihm nicht. Seine rasche Auffassung liess ihn das Wesentliche eines Problems erkennen, seine Tatkraft befähigte ihn, Menschen in einer gemeinsamen Aufgabe zusammenzuschliessen und sie voranzutreiben. Aber die Energie hielt nicht stand; sie war nur ein Strohfleuer, das nach kurzem Auffläckern jämmerlich zusammensank. 1933 hatte er die Referenten des Innenministeriums durch sein Arbeitstempo verblüfft; er wollte der «Eiserne» genannt werden, doch liess die Spann-

kraft bald nach. Eitelkeit und Machtrieb verführten ihn, zu all den zahlreichen Funktionen, die er als preussischer Ministerpräsident, Reichsluftfahrtminister, Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Reichsforst- und Reichs] ägermeister innehatte, auch noch die Leitung des Vierjahresplans und im Kriege den Vorsitz des Ministerrates für die Reichsverteidigung zu übernehmen. Er wurde auch der Wirtschaftsdiktator in den besetzten Gebieten, bei deren Ausbeutung sich seine Rücksichtslosigkeit und Habgier im schlechtesten Lichte zeigten. So viele Aufgaben wären über die Kraft selbst des Stärksten hinausgegangen. Aber Göring besass nicht einmal die einfachsten Voraussetzungen: Fleiss und Gründlichkeit. Es kam immer nur zu Anläufen, dann blieb die Arbeit stecken. Die Vereinigung der Machtfülle in seiner Hand führte nicht zu einem rascheren und wirkungsvolleren Ablauf, vielmehr zu einer lähmenden Unordnung, die immer seltener durch kurze Perioden straffer Zügelführung unterbrochen wurde.

Göring traute sich viel zu, enttäuschte aber alle Erwartungen. Im Kriege versagte er auch auf seinem Fachgebiet. Es war die Schuld des Oberkommandierenden der Luftwaffe, dass diese trotz der Tapferkeit der deutschen Flieger und ihrer Anfangserfolge zurückfiel. Er unterschätzte die Gegner, versäumte, seine Waffe technisch weiterzuentwickeln, und schlug die Warnungen von Männern, die ihn rechtzeitig mahnten, in den Wind. Aus Eitelkeit und aus Furcht vor Hitler fasste er verhängnisvolle Entschlüsse. Das «Wunder von Dünkirchen», das im Frühsommer 1940 das englische Heer aus der Umklammerung in Belgien über den Kanal entkommen liess, beruht auf einem Befehl Hitlers, der die deutschen Panzerkräfte vor Dünkirchen anhielt. Er wollte die Panzer für den Schlussangriff auf Frankreich schonen, entschied aber erst, nachdem sich Göring stark gemacht hatte, das Entkommen der Engländer allein mit seiner Luftwaffe verhindern zu können. Entgegen den dringenden Vorstellungen aller militärischen Stellen befahl Hitler im Winter 1942/43, die Armee Paulus habe in Stalingrad zu bleiben. Aber er tat es nur, weil Göring es übernommen hatte, die Versorgung der eingeschlossenen Armee durch seine Luftwaffe zu sichern. Im Sommer 1943 konnten die deutschen Düsenjäger in Serien hergestellt werden. Hitler trat dazwischen und ordnete die Umstellung auf Düsenbomber an. Die Wehrlosigkeit Deutschlands gegenüber den alliierten Bombenangriffen war mit auf diese Fehlent-

scheidung zurückzuführen. Göring hatte Hitler anfänglich widersprochen, aber es dann auch wieder unterlassen, seine richtige Erkenntnis durchzusetzen.

Am verhängnisvollsten zeigte sich das Missverhältnis zwischen Ziel und Leistung, Versprechen und Erfüllung in seinem Kampf gegen die revolutionäre Entwicklung. Männer wie Schacht und Popitz hatten lange auf ihn gehofft und geglaubt, dass sich die konservative Seite seines Wesens behaupten werde. Er hat selbst den Grund für sein Versagen angegeben, wenn er sich grosssprecherisch einen «Renaissance-Menschen» nannte, dem man Raum zum Sich-Ausleben geben müsse und nicht Philisterness anlegen dürfe. Sein üppiges Leben, die übertriebene Jagdpassion, die Sammelwut füllten seine Tage aus.

Er war vom Führer feierlich zum Nachfolger bestellt worden. Die Gefahr, dass diese Berufung auch wieder geändert werden könnte, beraubte ihn des Mutes, Hitler in wichtigen Fragen zu widersprechen. Es gab auch noch andere Kandidaten, die im Rennen um die Nachfolgerschaft lagen und die Hoffnung nicht aufgegeben hatten, vor allem Goebbels und Himmler. Sie sammelten eifrig alles Belastungsmaterial, das Görings Passionen reichlich lieferten. Göring machte es seinen Gegnern leicht, er sündigte nicht im Verborgenen, sondern im vollen Lichte der Sonne. So liess er sich von der Wirtschaft, den grossen Städten und Gauen zu seinen Geburtstagen kostbare Gaben überreichen, die er vorher selbst ausgesucht hatte. Er hat sich ein in die Millionen gehendes Vermögen zusammenschenken lassen. Er kannte seine Widersacher und ihr Spiel. Aber er besass nicht die Selbstzucht, seine Lebensführung einzuschränken. Hatte sich Hitler anfangs mit Görings ihm ganz fern liegenden Eigenheiten, seiner Prachtliebe und seinem monströsen Geltungsbedürfnis, als verhältnismässig harmlosen Schwächen abgefunden, so erkannte er – sicher nicht ohne Nachhilfe der «Konkurrenz» – im Laufe der Zeit, dass des Reichsmarschalls Leistungen ab fielen.

Göring war Hitler anfänglich mit der Treue des politischen Schülers zum Lehrer ergeben. Er wurde noch abhängiger, als er der testamentarisch bestimmte Nachfolger des Führers geworden war. Solange Hess «Kronprinz» war, hat er gelegentlich noch Widerstand gezeigt. Jetzt wurden die Augenblicke des Muts immer seltener. Als Hitler 1944 der Polizei befahl, fünfzig englische Fliegeroffiziere zu erschie-

sen, die aus einem Gefangenenlager entwichen waren, machte Göring Hitler zwar erregte Vorhaltungen, aber der Paladin in ihm fand zugleich auch den schwächlichen Ausweg: er gab das Kriegsgefangenenwesen der Luftwaffe an das Heer ab, damit ihm keine peinlichen Zumutungen mehr gestellt werden konnten.

Schliesslich fand er nicht mehr aus den Geleisen, in die er geraten war. Er hatte selbst sein Ansehen gemindert, seinen Einfluss verscherzt. Des Reichsmarschalls Wort besass keine Kraft mehr bei Hitler. Da er den Traum der Nachfolge nicht aufgeben wollte, blieb er in der Abhängigkeit, die ihn nötigte, sich immer wieder des Diktators Gunst zu erwerben. So entsandte er zum Beispiel einen Verbindungsoffizier ins Hauptquartier, der ihm alle Äusserungen Hitlers mitteilen musste. Beim nächsten Zusammensein mit dem Führer brachte er sie als eigene Gedanken vor, um wenigstens auf diese Weise eine gute Note zu bekommen. Schliesslich brachte er es sogar fertig, sich mit Untaten einverstanden zu erklären, die Hitler angeordnet hatte und die seinem besseren Wesen widerstrebten.

Seit der schweren Verwundung, die er 1923 beim Novemberputsch in München erlitten hatte, war er Morphinist. Während des Krieges litt er an Kreislaufstörungen, die seine Arbeitsfähigkeit wesentlich beeinträchtigten. Manche seiner Eigenheiten, wie seine Sprunghaftigkeit, das Auf und Ab zwischen äusserster Energie und Lethargie, mögen darauf zurückzuführen sein. Es fehlte ihm der Wille, sich der Narkotika zu entwöhnen, die man ihm schliesslich in Nürnberg zwangsweise entzog. Immer mehr entfernte er sich von den eigenen Anfängen. Der Appell an sein besseres Ich wurde ihm unbequem; Ratgeber zum Guten, wie etwa den preussischen Finanzminister Popitz, schaltete er aus. Er sah wohl die Charaktermängel seiner «höfischen» Günstlinge, aber weil diese ihn nicht beunruhigten, belass er sie in ihrer Stellung.

Görings Schuld ist die des Unterlassens gegen besseres Wissen. Energiisches Handeln hätte ihm die Laufbahn gefährdet. So wurde er der grosse Versager, ein neuer «brilliant failure» der deutschen Politik.

Den Krieg hat er nicht gewollt; er suchte ihn in letzter Minute ohne Vorwissen Hitlers durch eine selbständige, wenn auch dilettantische Vermittlung zu verhindern. Aber er hat die deutsche Aufrüstung in einer Weise vorangetrieben, die ihren Verteidigungscharakter zweifelhaft werden liess, und hat Kriegsdrohungen wie Fanfarenstösse in die

Welt posaunt. Doch wie bei Wilhelm II. stand kein ernster Wille hinter den aufschneiderischen Worten. Als der Krieg ausgebrochen war, den er, ein moderner Bramarbas, mit heraufbeschworen hatte, sagte er zu Ribbentrop: «Nun haben Sie Ihren Krieg!»

## DER TEUFLISCHE INTELLEKT

### JOSEPH GOEBBELS

In unzähligen Reden hat Goebbels die Intellektuellen gezeißelt. Es war, als wollte er durch sein lautes «Haltet den Dieb» den Verdacht abwehren, dass er selbst zu ihnen gehörte. Keine der Grössen des Dritten Reiches besass eine so schneidend scharfe Intelligenz, bei keiner waren die Gemütskräfte so sehr durch eine Logik verdrängt, die an sich selbst Genügen fand. Er war einer der wenigen Deutschen, die über jene blendende Prägnanz der Formulierung verfügten, wie sie dem südländischen Charakter eigen ist. Aber es fehlte ihm die ernste Sittlichkeit, die der glänzenden Form Gültigkeit verleiht.

Goebbels vertrat von Anfang an den radikalen Flügel der Bewegung. Er hat es bedauert, dass der Nationalsozialismus nicht in gewaltsamer Form an die Macht kam. In einem Schreckenskonvent Jakobinerproklamationen zu verkünden, das wäre eine Rolle gewesen, in der er sein diabolisches Temperament hätte voll entfalten können. Nun ihm das Pathos des Revolutionärs versagt blieb, setzte er seine ganze Geschicklichkeit daran, die Bewegung nicht ins Bürgerliche gelangen zu lassen. Er war ein politischer Bohemien, dem es vor der Behaglichkeit geordneter Zeiten graute. Es entsprach Goebbels' persönlicher Anlage zur Unruhe und seiner politischen Anschauung von der Gefahr der Versandung, dass er der «Bewegung» immer wieder neuen Auftrieb zu geben versuchte. Wie Richards III. Buckel und Wilhelms II. verkrüppelter Arm deren Charakter mitbestimmten, so hatte Goebbels' Klumpfuß Anteil an seiner Charakterbildung. Das Minderwertigkeitsgefühl, das die Missgestalt hervorrief, übertönte er durch Erfolge, die er durch den Geist errang. Selbst seine zum Gegenstand des politischen Witzes gewordene erotische Sucht hatte ihren Ursprung in einem Gefühl körperlicher Unzulänglichkeit. Er neigte dazu, sich seiner Erfolge bei den Frauen ungeniert zu rühmen.



Dieser Mann, der als Geist der Verneinung und des sarkastischen Witzes mephistophelische Züge trug, traute sich zu, ein eigenes Reich zu schaffen, in dem er unumschränkt gebot. Durch die Beherrschung der öffentlichen Meinung wollte er die Seele des deutschen Volkes regieren. Dazu schuf er sich einen Apparat, der in seiner lückenlosen Zweckmässigkeit ein Meisterstück war. Er gab die Parolen für die Presse aus. Er setzte die Programme für den Rundfunk fest, er bestimmte die Filmstoffe und den Inhalt der Wochenschau in den Kinos. So hörte und sah der Deutsche nur noch, was Goebbels ihn hören und sehen lassen wollte. Selbst Menschen, die nicht zur Partei gehörten oder anfänglich sogar Gegner des Systems waren, wurden, ohne es zu merken, Untertanen im Goebbels'schen Reiche.

Als Verächter der Philister und als ein «Mann von Welt» war Goebbels einer der Vorkämpfer im Streit gegen den «Kult der Primitivität». Die Partei hatte vor der Machtübernahme erklärt, dass kein öffentliches Amt mit mehr als 12'000 Reichsmark im Jahr besoldet werden dürfe. Es gab einige Länder in Deutschland, wo solche Versprechen wörtlich erfüllt wurden. Mit der dialektischen Gewandtheit, die ihn aus schwarz weiss machen liess, setzte er an die Stelle des alten Prinzips den Grundsatz der Bezahlung nach der Leistung und öffnete damit die Schleusen der Korruption. Dem Ideal der Verinnerlichung, das nach den Zersetzungsercheinungen der Nachkriegszeit im Bild der deutschen Frau wieder Geltung heischte, stellte er einen modischen Weibchentyp gegenüber, dem er in seiner Film- und Pressepolitik einen vorwiegend erotischen Charakter gab. Was er an der «jüdischen Publizistik» dekadent gescholten hatte, übernahm er neu und gab ihm den Anstrich lebensbehahender, weitherziger Staatsraison.

Goebbels bezeichnete es als einen der wichtigsten Grundsätze des Propagandisten, dass auf die Dauer die Lüge die dümmste und wirkungsloseste Form der «Volksaufklärung» sei. Ein Volk auf der geistigen Höhe des deutschen müsse man überzeugen. Die Kunst sei nur das Gewand zu finden, in das man die Wahrheit kleide. Er ging so weit, die Niederlage des ersten Weltkriegs vorwiegend damit zu begründen, dass die deutsche Führung dem Volk nicht die Wahrheit gesagt habe, obwohl dieses stark genug gewesen sei, sie zu ertragen. Lüge sei immer ein Zeichen der Schwäche. Aber mit akrobatischer Ge-

schicklichkeit kleidete er die Wahrheit in einem kunstvollen System um und korrigierte ihre Härten. Wie Richard III. wagte, wider alle Regeln der Natur und Sitte, kraft der Überlegenheit seines Geistes am Sarge des von ihm Gemordeten um die Witwe zu freien, so traute sich Goebbels zu, mit der unheimlichen Gewalt seiner Sophistik am Sarge der gemordeten Wahrheit um das Vertrauen des Volkes werben zu können.

Er vermied auch, wo es irgend ging, eine nackte Lüge zu verbreiten. An seinen Nachrichten und Erklärungen war immer etwas Wahres. Diesen Wahrheitskern verhüllte er mit allen Schleiern der Deutung. Er hatte, wenn man ihn der Lüge überführen wollte, stets eine Ausflucht. Darüber hinaus bediente er sich des Kunstgriffs der Umwertung aller Begriffe, einer gefährlichen Methode des Kollektivismus. Sollte dem Volk der Zwang schmackhaft gemacht werden, so wurde der Begriff der Freiheit verfälscht. Durch unablässiges Wiederholen hämmerte er die falschen Thesen der Ehre, der Gemeinschaft, des Volkswohls, wie er sie verstanden wissen wollte, der öffentlichen Meinung ein. Nur Menschen mit feinem Gehör erkannten die Lüge und verschlossen sich ihr. Das vergalt ihnen Goebbels mit seinen wütenden Ausfällen gegen die Reaktionäre.

In den Versammlungen zog Goebbels alle Register der Rhetorik. Wenn die Menge tobte, blieb er kalt und spielte in berechnender Virtuosität mit ihren Instinkten. Wenn man die Methode des Politikers mit der des Schauspielers vergleichen dürfte, so könnte man Hitler neben Werner Krauss stellen, der die von ihm verkörperte Persönlichkeit nicht spielte, sondern im dramatischen Augenblick wirklich zu sein glaubte, während Goebbels Gründgens ähnelte, der sein Spiel voraus und in jeder Minute bedenkt, doch immer Gründgens bleibt.

Die höchste Stufe seiner Wirkung erklimmte Goebbels im Kriege, als er, schon auf verlorenem Posten fechtend, wöchentlich seine aufrüttelnden Kommentare im «Reich» veröffentlichte, in denen er gegen den Augenschein und alle Gründe der Vernunft in dem niedergeschlagenen Volk den «Glauben an den Endsieg» lebendig zu halten versuchte. Hier war die Kunst der Halbwahrheit und der Begriffsverfälschung zur Meisterschaft entwickelt, aber auch an die Grenze geführt, wo sich ihre verderbliche Kraft gegen den Urheber zu wenden beginnt.

Hatte er schon lange mit Leidenschaft das Gebot der «totalen Mobilmachung» verfochten, so verführten ihn Trotz und Ehrgeiz, sich noch im August 1944 zum «Generalbevollmächtigten für den totalen Krieg» ernennen zu lassen. Sicher hat seine Energie da und dort Kräfte für die Front freigemacht. In der Hauptsache kam es ihm aber auf die «Optik» an. In seinen wöchentlichen Erfolgsmeldungen wurden die Zahlen der Menschen, die er der Wehrmacht zugeführt habe, stark aufgebauscht. Auch die Panzersperren, die er an Ortseingängen errichten liess und denen die schönen alten Dorfbäume zum Opfer fielen, hatten nur propagandistischen Wert.

Auch Goebbels hatte seinen wunden Punkt. So selbstsicher er im Geist war, so abhängig blieb er von der Vitalität seines Führers, so ängstlich blickte er auf Bormann. Sein nächster Mitarbeiter Fritzsche bekundet, wie der geringste Tadel, der von der Parteikanzlei kam, Goebbels alarmierte und das, ganze Ministerium in fiebernde Bewegung brachte. Immer versuchte der «Minister», seine Massnahmen vor Bormann zu rechtfertigen. Und bis zum letzten Augenblick bekannte er seine Treue zum Führer. Er nahm die Illusionen, in denen Hitler in den letzten Monaten lebte, nicht mehr als Wahrheiten hin. Geistig hat er sich immer Unabhängigkeit bewahrt. Er hat auch im Widerspruch zu Ribbentrop, der nur an eine militärische Lösung des Weltkonflikts glaubte, Hitler von der Notwendigkeit eines politischen Auswegs zu überzeugen versucht. Dabei neigte er nach seiner inneren Einstellung, die oft genug nicht mit den öffentlichen Erklärungen übereinstimmte, mehr zum Osten als zum Westen. Aber es blieb ihm, der sich durch Wort und Tat festgelegt und jeden Rückzug unmöglich gemacht hatte, in der Schlussphase nur noch die Konsequenz der Gefährtschaft, zu der er sich immer bekannt hatte. Hinter der Maske der Zuversicht, die er bis zuletzt zur Schau trug, bereitete sein verstiegener Geist die Krönung des Propagandawerks, den dramatischen Untergang in der brennenden Hauptstadt, vor mit dem Ziel, durch die heroische Legende über den Tod hinaus auf die Massen und die Geschichte zu wirken. Fritzsche berichtet über den Hass, der lavagleich aus ihm brach, als er endlich die Maske abwarf. Da schrie er am Fernsprecher den Staatsminister Meissner, der Berlin verlassen hatte und ihn von draussen anrief, an: er bedaure nur, nicht mehr die Möglichkeit zu haben, das zu tun, wohach er sich zwölf Jahre lang gesehnt habe, nämlich ihm

ins Gesicht zu spucken. Da goss er beim Abschied von den Angehörigen seines Ministeriums die ganze Schale seines Zorns über die «Verräter» aus, alle waren in seinen Augen Verräter, die Generale, die Beamten, die Industriellen, da schonte er, als Fritzsche ihn unterbrach und auf die Tapferkeit des Volkes hinwies, selbst dieses nicht. Es habe nicht zu siegen verstanden, so verdiene es nur unterzugehen. Sein und Hitlers Tod sollten das Fanal sein, welches das Volk aufblicken und erschrecken liess. Über das Volk erschrak nur darüber, dass es zwölf Jahre lang zu diesem Ausbund des Unmenschlichen aufgeblickt hatte.

#### DER LEHRLING ALS AUSSENMINISTER

### JOACHIM VON RIBBENTROP

Goebbels sagte einmal, wenn man die führenden Männer unter die Lupe nähme, dann finde man bei jedem wenigstens *eine* lobenswerte Seite. Man komme zu dem Schluss: er hat Verstand, oder: er hat Charakter, oder: er versteht sein Fach, oder: er ist ein Kerl. Es gäbe eine Ausnahme, das sei Ribbentrop. An ihm habe noch keiner auch nur *eine* gute Seite entdeckt. Goebbels' Menschenkritik war noch unverfrorener und giftiger als die Urteile Schachts. Im Falle Ribbentrop war die Kritik auch durch Neid gefärbt; Goebbels wäre zu gern selbst Ausssenminister gewesen.

Ribbentrop ging der behende Geist eines Goebbels ab. Bei Gesprächen, in denen er mit ermüdender Gleichförmigkeit einen nicht sehr tiefen Gedanken in Ausdrucksvariationen oder auch im gleichen Wortlaut zu wiederholen liebte, Einwendungen nicht verstand oder jedenfalls nicht auf sie einging, machte er den Eindruck eines Menschen, den die Natur mit Geistesgaben nur stiefmütterlich ausgestattet hatte. Zum Leiter einer grossen Behörde war er nicht geeignet, am wenigsten zur Führung des Amtes, dem die Beziehungen zu fremden Völkern oblagen; es sei denn, dass man die Neigung mancher Angehörigen des Auswärtigen Dienstes als eine Empfehlung ansieht: sich mehr zu dünken als ihre Brüder. Diese Eigenschaft besass Ribbentrop in einem Ausmass, das den Durchschnitt weit übertraf. Die Überheblichkeit verführte ihn dazu, seiner Person und seinem Ministerium in allen Fragen des Protokolls eine Wichtigkeit beizumessen, die einer

großen Staatsaktion angemessen gewesen wäre. Die Frage, welchen Rang er bei öffentlichen Veranstaltungen unter den Reichsministern einnehmen, wo er bei Staats- und Privateinladungen placiert sein würde, stand bei ihm an erster Stelle. Darüber geriet er mit anderen Ressorts in nicht endenwollende Kompetenzkonflikte; sie pflegten durch lange Schriftsätze ausgetragen zu werden, die sich von diplomatischen Noten nur durch ihre Grobheit unterschieden. Man wunderte sich oft, wie dem Minister noch Zeit für die Außenpolitik bleiben konnte. Aber dann unterschätzte man Ribbentrop. Eine seiner wenigen lobenswerten Eigenschaften war ein unermüdlicher Fleiß. Er kannte keine Muße; er war immer im Dienst und ständig in Arbeit. Er vertiefte sich in alle Akten bis in die kleinsten Einzelheiten, ließ Noten oder selbst die von ihm so wichtig genommenen Streitschriften in Kompetenzkämpfen mit den Ressorts immer wieder umarbeiten, weil ihm ein Wort noch nicht gefiel, ein Ausdruck noch verbesserungsbedürftig erschien. Die gleiche Sorgfalt wie dem Aktenstudium widmete Ribbentrop auch der Vorbereitung der Besuche prominenter Gäste, besonders aus dem Ausland. Er orientierte sich vorher auf das genaueste über die Fragen, die möglicherweise zur Erörterung kommen konnten. Vor wichtigen Besprechungen probte er die Diskussion voraus, dabei mußten seine Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes alle Argumente vorbringen, die man von dem Besucher etwa erwarten konnte. An Fleiß und Mühe ließ er es nicht fehlen. Wären Phantasie und Geist dazu gekommen, hätte er Gutes wirken können; so waren es meist taube Früchte, die er hervorbrachte.

Ribbentrop wurde nach dem Weltkrieg, den er als Offizier, zuletzt als Adjutant Seeckts bei den Waffenstillstandsverhandlungen, mitgemacht hatte, Vertreter für Weinfirmen. Durch seine Heirat mit einer Tochter des Inhabers der bekannten Sektkellerei Henckell gewann er einen finanziellen Rückhalt. Die Herren des Auswärtigen Amtes lehnten den »Sektreisenden« ab. Der Beruf wäre jedoch kein Hindernis gewesen. Der Mangel lag ausschließlich in seiner Persönlichkeit. Je deutlicher Ribbentrop die versteckte Ablehnung des Auswärtigen Amtes spürte, um so mehr sah er sich veranlaßt, die Miene des in ernste Probleme vertieften Denkers, des in die Ferne schauenden Staatsmanns anzunehmen. Legte er sie einmal ab, so kam ein harmloser Mensch zum Vorschein, der als Privatmann, vor allem in seiner Familie, durch-

aus sympathische Seiten zeigte. Sein Unglück war, dass es ihn in die Politik lockte. Noch 1930 hatte er sich überlegt, ob er sich als Kandidat der Demokraten oder der Deutschen Volkspartei in den Reichstag wählen lassen sollte. Als er schliesslich zur NSDAP stiess und bei den alten Parteigenossen die Abneigung gegen den Neuling spürte, wurde er einer der Übereifrigen, die in der strengen Beobachtung der Riten den Beweis für ihren rechten Glauben zu erbringen suchten. So achteten er und seine Frau pedantisch auf die Übung des in allen Lebenslagen zu erweisenden Deutschen Grusses, mit dem er auch den englischen König bei seiner Antrittsaudienz als Botschafter begrüßte und den er selbst den Frauen der deutschen Auslandsvertreter in ihren gesellschaftlichen Begegnungen zur Pflicht machte. Sein strengfeierliches und humorloses Wesen konnte in England keinen Anklang finden. Sein Auftreten war ein Misserfolg, was der empfindliche Mann, der die Schuld nie bei sich suchte, den Engländern nicht vergeben hat. Das hat sicher zu der unheilvollen Verschärfung des Verhältnisses zwischen England und Deutschland beigetragen, obwohl er das Bündnis mit England als sein Ziel bezeichnete. Ribbentrop meinte, auf die Dauer imponiere dem Engländer nur die Macht. Ein gutes Verhältnis erreiche man bloss durch forsches Auftreten. Aus einzelnen Vorgängen, zum Beispiel einer Stellungnahme der Oxforder Studenten gegen den Krieg, schloss er, dass die Spannkraft des englischen Volkes nachzulassen beginne. Er glaubte an eine fortschreitende Dekadenz und wollte den englischen Warnungen kein Gewicht beilegen. Im Krisenfall werde der Wille, es zum äussersten kommen zu lassen, nicht standhalten. So sah Ribbentrop auch den Schuss, den England nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Böhmen-Mähren der deutschen Politik mit der Polengarantie «vor den Bug setzte», nur als Bluff an.

Er hat Hitler, der die Psyche fremder Völker nicht kannte, falsch beraten. Wenn Hitler sich auch in seinen letzten Entschlüssen von keinem Menschen – sicherlich nicht von Ribbentrop – beeinflussen liess, so gab doch die dauernde Wiederholung der gleichen Hypothese durch den Mann, den er als Englandkenner ansah, seinen Entscheidungen eine bestimmte Richtung. Hitler glaubte in Ribbentrop endlich einen Parteigenossen gefunden zu haben, der über Auslandsbeziehungen verfügte, der fließend Englisch und Französisch sprach, sich gut anzog und den man also dem Ausland präsentieren konnte. Solcher Persön-

lichkeiten hatte die Partei nicht viele. Weil es sich nicht um einen Mann vom » Bau « handelte, wurde er von der Partei mit Vorschußlorbeeren bekränzt und alsbald zum Genie, zum zweiten Bismarck gemacht.

Hitler billigte auch, daß Ribbentrop sich im Notenverkehr mit fremden Ländern und im persönlichen Umgang mit ihren Vertretern einer kurz angebundenen Tonart bediente, die den diplomatischen Gepflogenheiten nicht entsprach. Die auswärtigen Botschafter und Gesandten sahen sich häufig einer verletzenden Behandlung durch den Außenminister ausgesetzt, wenn dieser sie für ein ihm nicht genehmes Verhalten ihrer Regierung strafen wollte. Dem Eintritt Amerikas in den Krieg schlossen sich auch südamerikanische Länder an. Ribbentrop vertrat den Standpunkt und ordnete an, daß Kriegserklärungen kleinerer Länder nicht von ihm oder dem Staatssekretär in Empfang genommen werden sollten, sondern je nach der Größe des Feindstaates von einem Vortragenden Legationsrat oder einem Oberregierungsrat. Hitler ging noch einen Schritt weiter, er verbot, solche Erklärungen überhaupt entgegenzunehmen. Als man ihm vorhielt, daß der Gesandte die Note bei Boten des Auswärtigen Amtes hinterlassen könne, untersagte er diesen kategorisch, ein Schriftstück, offen oder verschlossen, anzunehmen. Auch auf den Einwand, daß dann der Gesandte die Note einfach in den Briefkasten des Auswärtigen Amtes werfen könne, hatte Hitler ein probates Mittel, nämlich die Anordnung, alle Briefkästen im Auswärtigen Amt zu entfernen.

Ribbentrop schlug dem Führer gerade *die* Politik als gefahrlos vor, die Hitler selbst einzuschlagen wünschte. Neurath hatte Hitler wiederholt gewarnt, die Methode der Brüskierung Englands fortzusetzen. Aber Hitler gefiel es, als außenpolitischen Berater einen Mann zu haben; der ihm die Bestätigung gab, daß die Früchte in des Nachbarn Garten reif und leicht herunterzuholen seien. Es war *seine* Politik, die er treiben wollte, für sie brauchte er keinen selbständigen Außenminister, höchstens einen Sekretär, wie Ribbentrop im Nürnberger Prozeß seine Stellung selbst bezeichnete, ja, es genügte sogar ein Lehrling. Deshalb beließ Hitler diesen Mann in seiner Stellung auch, als er selbst erkannt hatte, wie unbedeutend er war.

Ribbentrop war Hitler bedingungslos ergeben. Wenn er ausnahmsweise einmal einen Einwand vorbringen wollte, so genügte ein Wort

des Führers, um alle Vorsätze des Gehilfen zerflattern zu lassen. Ribbentrops Aussenpolitik, wenn man überhaupt bei ihm von einer eigenen Politik sprechen will, war ohne Grundsatz. Es ist sein Unglück gewesen, dass er kein Format besass. Über die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen konnte er nur den Brückenbogen der Eitelkeit spannen.

Am 1. Mai 1945 teilte Dönitz, der Hitlers Nachfolge angetreten hatte, Ribbentrop am Fernsprecher mit, dass er ihn als Aussenminister ablösen müsse. Er habe sich entschlossen, das Amt dem bisherigen Reichsfinanzminister zu übertragen. Um längere Auseinandersetzungen abzuschneiden, stellte er Ribbentrop anheim, noch einmal anzurufen, falls er glaube, einen geeigneteren Kandidaten namhaft machen zu können. Nach einer Stunde war Ribbentrop erneut am Apparat, er habe sich die Sache eingehend überlegt, er könne mit gutem Gewissen Dönitz nur *einen* Mann vorschlagen: Ribbentrop.

#### DER BESCHEIDENE STELLVERTRETER

#### RUDOLF HESS

In der nächsten Umgebung des Führers war Rudolf Hess die farbloseste Erscheinung. Von den Talenten Hitlers besass er kein einziges. Er war der Gegenpol von Joseph Goebbels; der Intellekt war seine schwache Seite, dafür pflegte er, als einziger Asket der Führerschicht, den Kult der Bescheidenheit. Von der breit ausladenden Art Görings war er ebenso weit entfernt wie von Himmlers düsterem Fanatismus. Ribbentrops Arroganz stiess ihn ab, doch gab es Leute, die ihn für «dumm» wie diesen hielten. Er war selbst kritisch genug, sich über seine geistigen Fähigkeiten keine falschen Vorstellungen zu machen. Im Kreise der lauten, mit Superlativen um sich werfenden Gefährten wirkte sein schlichtes Wesen wohlthuend. Der schlanke, hochgewachsene Mann mit den dicken Augenbrauen und den tiefliegenden Augen hatte nichts, was ihn aus der Masse hervorhob und ihn für die Führung geeignet machte. Aber Hitler konnte überzeugt sein, dass sein Gefährte nie eine eigene, sondern nur des Führers Politik treiben würde. Hess war Hitler grenzenlos ergeben, er brachte ihm ein blindes Vertrauen entgegen. Er fühlte sich als Herold des Führers und daher verpflichtet, die eigene Persönlichkeit ganz hinter dessen Gestalt ver-



schwinden zu lassen. Deshalb trug er auch bei Parteiveranstaltungen: i stets nur das braune Hemd, ohne Orden und Abzeichen. Dadurch fiel er neben der Paradiesvogelbuntheit Görings allerdings doppelt auf. Hitler hatte in Hess seinen treuesten Gefolgsmann zu seinem Stellvertreter berufen. Er mag geglaubt haben, dass an die Spitze seiner unbändigen, aufsässigen Garde ein Mann gehöre, der in seinem persönlichen Leben untadelhaft war und dem Intrigen ebenso fern lagen wie Ehrgeiz. Aber so liess er auch an der Stelle, die seine Gefolgsleute zusammenhalten und ausrichten sollte, nicht ein Gravitätszentrum, sondern ein Vakuum entstehen. Von Hess gingen nicht Unruhe und Kämpfe aus, keine Eifersüchteleien und Spaltungen, aber auch keine Anregungen, keine Ordnungskraft, wo sie nötig gewesen wären.

Je mehr Aufgaben durch Hitlers Anordnung, dass die Partei dem Staat zu befehlen habe, dem Stellvertreter des Führers zufielen, umso grösser wurden die Reibungen in der Maschinerie des Staates. Hess fühlte die Verantwortung, die ihm auferlegt war, aber er besass weder das Können noch die Tatkraft, die sein Amt verlangten. So blieben alle Entwürfe bei ihm hängen, und es war ein mühselig Ding, sie wieder frei zu machen. Seine Zurückhaltung liess ihn in Abhängigkeit geraten von selbstbewussteren Naturen seines Stabes, unter denen Bormann bald eine Rolle zu spielen begann. Die Erkenntnis der eigenen Grenzen hinderte ihn, gegen Narretei und Unsauberkeit in der Partei so vorzugehen, wie sein Gefühl es ihm gebot.

Wenn man ihn ansprach, war es oft, als käme er aus einer anderen Welt und fände sich nur mühsam auf diese Erde zurück. Hess lebt? im Unwirklichen, er glaubte an Traumdeutungen, an Prophezeiungen und Astrologie. Er beschäftigte sich mit den «Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nicht träumen lässt», und wurde von ihnen beeinflusst. Er war von körperlichen Leiden geplagt und überliess sich Heilmethoden, die von der Schulmedizin abwichen. Anhänger der Naturheilkunde und der Erdstrahlentheorie, Hypnotiseure und Magnetiseure fanden bei ihm ein umso offeneres Ohr, je weiter sie sich von der Wissenschaft entfernten.

Seinem Flug nach England im Frühjahr 1941 hat ein Traum den letzten Anstoss gegeben. Er hat keinen Auftrag, nicht einmal die stillschweigende Billigung des Führers dazu gehabt. Die konfuse amtlichen Veröffentlichungen darüber widersprachen sich derart, dass nie-

mand sie verstand, und auch bei den deutschen Verbündeten ein denkbar schlechter Eindruck auf kam. Einige Wochen vor diesem Flug sprach Hess bei einem Sonntagsteer, den er in seiner Berliner Wohnung gab, unter vier Augen mit mir über die Kriegslage. Er war verzweifelt darüber, dass die beiden «germanischen» Nationen sich gegenseitig zerfleischten, statt zusammenzufinden. Der lachende Dritte sei der Bolschewismus. Es müsse doch eine Möglichkeit geben, diesem Wahnsinn ein Ende zu bereiten. Auf des Führers Friedensvorschläge habe man in England leider nicht angesprochen. Aber wenn man einmal mit massgebenden Engländern selbst reden, ihnen die Gefahr aufzeigen könnte, die der abendländischen Kultur drohte, und glaubhaft machen könne, dass Deutschland, dass vor allem Hitler nichts von England wolle, dann müsse man doch zu einer Einigung kommen. Meinen Einwand, dass englische Staatsmänner sich schwerlich bereitfänden, in Verhandlungen mit Hitler einzutreten, nachdem er so viele Zusagen nicht gehalten habe, tat Hess ab. Es komme eben darauf an, den Briten einmal Hitlers ganze Vorstellungswelt und die bolschewistische Gefahr vor Augen zu führen. Er deutete mit keinem Wort an, dass er selbst die Absicht habe, die Verbindung herzustellen. Für Hess ist nicht der Gedanke bestimmend gewesen, die eigene Haut in Sicherheit zu bringen. Ihn leitete allein die Hoffnung, Deutschland und den Führer, dem er sich nach wie vor in Treue verbunden fühlte, aus der unseligen Kriegsverstrickung zu lösen. Hess hatte schon Monate vor seinem Flug versucht, durch Dr. Albrecht Haushofer zu englischen Politikern im neutralen Ausland Beziehungen anzuknüpfen. Er hatte sich bemüht, sein Unternehmen politisch vorzubereiten. Als alter Pilot hat er auch die Möglichkeit in Rechnung gestellt, dass ihm bei dem Flug ein Unfall zustossen könne, dass er sein Leben und seine Laufbahn wage.

Hess war Auslandsdeutscher, er stammte aus Kairo. Er sah klarer als die Inländer, wie stark das Empire und wie kampfbereit das englische Volk ist, wenn es sich zum letzten Schritt gezwungen fühlt. Er hat wie alle Männer aus Übersee das Doppelverhältnis gekannt, in dem Engländer und Deutsche in der Welt stehen: die gegenseitige Hochachtung und den scharfen Wettbewerb. Er empfand die für die Beziehungen zwischen Deutschland und England bezeichnende, aus Eifersucht und Furcht gemischte Bewunderung für die grosse Leistung des englischen Staatswesens.

In allem, was die oberste Parteiführung und die Gauleiter anging, war Hess von Hitler abhängig. Selbständig war er nur in der Verfügung über die «kleinen Hitler», die Kreisleiter und die mittleren Amtsleiter. Gegen ihre «Lumpereien» vorzugehen, während er bei Hitler gegen die Gauleiter nichts erreichte, die kleinen Diebe zu hängen und die grossen laufen zu lassen, widerstrebte seiner Natur. Er hat erkannt, dass sich der Konflikt zwischen dem Guten und Bösen, der durch die ganze Entwicklung der NSDAP hindurchging, in der Person des Führers selbst abspielte und sich dort entscheiden musste. Aber seine Treue zum Führer hinderte ihn, in den Prozess einzugreifen. Er litt darunter, fand aber keinen Ausweg. Nur in der soldatischen Welt fühlte er sich wohl. War er an der Front, dann ging der wortkarge Mann aus sich heraus, dann fielen alle Fesseln ab, die ihn sonst banden. So war er glücklich, als er im Westen in den Tagen der Kapitulation der belgischen Armee bis zu einem Regimentsgefechtsstand vordringen durfte, der nur 250 Schritt hinter dem vordersten Posten lag. Er hat es schwer verwunden, dass Hitler ihm seinen Lieblingswunsch, als Flieger mitkämpfen zu dürfen, abschlug und ihm schliesslich das Fliegen ganz verbot. Auch sein Entschluss, nach England zu fliegen, hatte eine Wurzel in dem Drang zur soldatischen Bewährung.

Der Flug glückte zwar, aber der politische Erfolg blieb aus, wie es nicht anders sein konnte. Hess' Leben blieb in der Flaute der Tatenlosigkeit. Durch seine Entscheidung hat er der Geschichte des «zweiten Mannes», die im Abfall des Labienus von Cäsar oder im Verrat des Generals Arnold, des Stellvertreters Washingtons im amerikanischen Freiheitskrieg, ihre tragischen Vorgänge hat, ein neues Kapitel hinzugefügt.

In seiner Zelle im Nürnberger Gefängnis konnte man Rudolf Hess durch die Klappe in der Türe in immer gleicher Haltung auf seinem Bett sitzen sehen, vorgebeugt, den Blick stier auf den Boden gerichtet. Seine letzten Worte vor dem Tribunal waren vom Wahn der Verfolgung gezeichnet. Es hat den Anschein, als ob in der Spandauer Strafanstalt der Vorhang der geistigen Verwirrung sich langsam über ihn senke.

## DIE EMINENZ DER HALBBILDUNG

### MARTIN BORMANN

Im Jahre 1941 behandelte Bormann in einem Geheimerlass an die Gauleiter das Verhältnis von Nationalsozialismus und Christentum. Beide Auffassungen seien unvereinbar. Die Kirchen bauten auf die Unwissenheit der Menschen, der Nationalsozialismus beruhe auf wissenschaftlichen Fundamenten. In diesem Erlass heisst es wörtlich: «Wenn wir N. von einer Gottgläubigkeit sprechen, dann verstehen wir unter Gott nicht, wie die naiven Christen und ihre geistlichen Nutzniesser, ein menschenähnliches Wesen, das irgendwo in der Sphäre herumsitzt. Wir müssen vielmehr den Menschen die Augen öffnen, dass es neben unsrer kleinen, im grossen Weltall höchst unbedeutenden Erde noch eine unvorstellbar grosse Zahl weiterer Körper im Weltall gibt, noch unzählige Körper, die wie die Sonne von Planeten, und diese wieder von kleineren Körpern, den Monden, umgeben werden. Die naturgesetzliche Kraft, mit der sich alle diese unzähligen Planeten im Weltall bewegen, nennen wir die Allmacht, oder Gott. Die Behauptung, diese Weltkraft könne sich um das Schicksal jedes einzelnen Wesens, jeder kleinsten Erdenbazille kümmern, könne durch sog. Gebete oder andere erstaunliche Dinge beeinflusst werden, beruht auf einer gehörigen Dosis Naivität oder aber auf einer geschäftlichen Unverschämtheit.

Demgegenüber stellen wir N. uns die Forderung, möglichst natürlich, d.h. lebensgesetzlich zu leben.»

Dieser Mann, der schon unter Hess im stillen Steigen zu immer grösserem Einfluss gelangt war, teilte mit seinem Vorgänger die Abneigung gegen anspruchsvolles Auftreten, gegen Publizität und gegen «Chefbesprechungen». Sachverständigen Leuten fühlte er sich ebenso wenig gewachsen wie Hess. Sonst aber hatten sie nichts gemein. Bei Bormann war keine Traumseligkeit zu spüren, er besass eine robuste Diesseitigkeit, eine handfeste Lust an Intrigen, wie sie selbst in diesen intrigenreichen Kreisen ungewöhnlich war, einen Wirkungstrieb, wie man ihn nur bei Himmler finden konnte, dem er auch in der Geringschätzung des Menschenlebens glich, und eine Missachtung der Wahrheit, um die ihn in ihrer Bedenkenlosigkeit selbst ein Goebbels beneiden

musste. Er war aus einem derberen Holze geschnitzt als Hess; er liess die Zügel der Parteiführung nicht mehr am Boden schleifen, sondern führte die Gauleiter an der Kandare, der sich die meisten knirschend fügten und der nur wenige wie Wagner (Westfalen), Kaufmann (Hamburg) und Forster (Danzig) entgegenzuwirken wagten. Er verstärkte den Einfluss der Partei auf allen Gebieten und trieb ihre radikalen Ideen, besonders in der Rassen- und Kirchenfrage, vorwärts. Schliesslich liess er sich zum «Sekretär des Führers» ernennen und warin dieser Eigenschaft berechtigt, allen staatlichen und militärischen Stellen Weisungen Hitlers zu übermitteln, ohne dass festgestellt werden konnte, ob diese von Hitler gegeben waren. Ihm schwebte eine anonyme, nicht zu fassende Allmacht vor.

Dem unscheinbaren, untersetzten Mann mit dem viereckigen Schädel auf kurzem Halse sah man nur die Brutalität seines Willens an, seine sonstigen Eigenschaften waren im Äusseren nicht erkennbar. Die Grundlage seines Einflusses bei Hitler legte er durch einen ungeheure Fleiss. Ihm verdankte er die umfassende Kenntnis in allen Bezirken des Parteiwesens und allmählich auch in der staatlichen Verwaltung. Schon als «junger Mann» bei Hess verstand er es, sich Hitler unentbehrlich zu machen. Fragte dieser nach einer Persönlichkeit, so legte Bormann am nächsten Tage alle Lebensdaten und ihre Beurteilung durch die Partei vor; er hatte das Material in zahllosen Telefongesprächen in der Nacht zusammengetragen. Sprach Hitler von einem Buch, das ihm aufgefallen war, so lagen am nächsten Tage mehrere Exemplare vor ihm auf dem Tisch; Bormann hatte sie telegrafisch mit Flugpost herbeigeholt. Jeden Wunsch des Führers, nach Ausbau seines Besitzes auf dem Obersalzberg, nach Änderung des Strassennetzes in Berchtesgaden und dergleichen, erfüllte Bormann ohne Rücksicht auf Zeitumstände und Kosten mit Hilfe der von ihm verwalteten Adolf-Hitler-Spende und unter Einsatz aller verwendungsfähigen Arbeitskräfte. So machte er sich unentbehrlich, wurde durch seine Stellung beim Führer gefürchtet – keiner seiner Parteigenossen liebte diesen Mann – und war selbstverständlich der Nachfolger von Hess als Leiter der neugeschaffenen «Parteikanzlei». Die Stellung war minderen Rangs als diejenige des «Stellvertreters des Führers», die aufgehoben worden war. Aber Bormann verschaffte sich eine tatsächliche Macht, wie sie Hess nie besessen oder ausgeübt hat.

Das Regiment über die Partei führte er mit dem Anspruch der Unfehlbarkeit in allen Fragen der «Weltanschauung». Er war ein Halbgebildeter, der sich aus angelesenen, aber nur halb verstandenen Fetzen naturwissenschaftlicher Thesen ein primitives Weltgebäude zusammen-genagelt hatte, das alles dessen entraten zu können glaubte, was die Vorwelt schon gedacht hatte. «Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf.» Mit umso grösserem Eifer vertrat er sie. In ihm wirkten die atavistischen Kräfte der mittelalterlichen Inquisition: die Ketzer-riecherei, die Intoleranz, der unversöhnliche Gewissenszwang. Es gab kaum noch eine Frage des geistigen Lebens, in der nicht Bormann *seine* Ansicht als die für die Partei allein gültige ausgegeben hätte. Kein Gebiet des politischen, geistigen oder wirtschaftlichen Lebens wollte er bestehen lassen, wenn es sich dem Einfluss der allumfassenden politischen Kirche entzog. So geriet er vor allem in die Auseinandersetzung mit den christlichen Kirchen. Auch als Hitler im Kriege befohlen hatte, die Massnahmen gegen die Kirchen zurückzustellen, liess Bormann in seinem Kampf nicht nach; nur wurde er von da an unauffällig geführt. Immer wieder hat er das Reichsfinanzministerium bestürmt, den Kirchen die Hilfe der Finanzverwaltung bei der Beitreibung der Kirchensteuer zu entziehen. Ein Nachgeben hätte die Kirchen empfindlich getroffen. Unter grossen Schwierigkeiten wurde die Entscheidung verschleppt. Einen ähnlichen Kampf führte er gegen die Verwaltung und die Wehrmacht. Alle Gesetz- und Verordnungsentwürfe sollten der Parteikanzlei nicht erst im Stadium der Entscheidungsreife zugehen wie allen übrigen Ressorts, sondern schon in der Form des ersten Referentenentwurfs. Bormann wollte seine Hand vom Beginn in allen Dingen haben und baute zu diesem Zweck seine Kanzlei mit fachlich beschlagenen Leuten aus. Es entstand ein «Grossministerium», in dem die Entwürfe ein zweites Mal durchgearbeitet wurden. Aber nun verloren sich die Kämpfer gegen die Bürokratie in einem Bürokratismus, in dem sie schliesslich selbst erstickten. Ein grosser Teil der Verwaltungsunordnung während des Krieges ging auf Bormanns Treiben zurück, die Partei immer stärker mit Staatsaufgaben, so der Rückführung der Bevölkerung aus bedrohten Gebieten, am Ende sogar mit der Aufstellung des Volkssturms, zu dessen politischem und organisatorischem Führer er sich bestellen liess, zu beauftragen. Bei Hitler bezichtigte er die Verwaltung in bewusst falscher

Darstellung des Versagens. Dabei ließ er offen, ob dies auf Nichtkönnen, auf Obstruktion gegen den Nationalsozialismus oder auf Defaitismus, also auf »Landesverrat« zurückzuführen sei. In der gleichen Weise schürte er auch gegen die militärischen Führer. Die Vertrauenskrise zwischen Hitler und der Generalität wurde durch die Einflüsterungen Bormanns verschärft.

Der Aktivist Bormann ließ sich auch während des Kriegs von seinem unversöhnlichen, fanatischen Haß gegen die Juden nicht abbringen. Er war einer der Hauptanstifter der »Ausmerzungen«, der sogenannten »Endlösung«. Mitten im Kriege verschärfte er die Behandlung der Halb- und Vierteljuden. Es war, als ob ihn ein böser Geist triebe, das Werk der Gegner zu fördern und die Bewegung, der er dienen wollte, in dunkler Maulwurfsarbeit zu untergraben.

Bormann gehörte zu den Nachtmenschen, den verkrampten Charakteren, welche die Welt dem unerbittlichen Zwang ihrer Grundsätze unterwerfen wollen. So fern er der Demut des christlichen Glaubens war, so fremd war ihm der Gedanke der Freiheit. Seine Prinzipien waren nicht um der Menschen, sondern die Menschen um der Prinzipien willen da. Bormann haßte Goebbels, weil dieser sich durch seinen schärferen Geist den beschränkten Dogmen Bormanns entzog. Er haßte Göring noch mehr, da dieser sich der Gunst des Tages erfreute, die Bormann verächtlich erschien, weil sie ihm versagt war. Diesen Haß verrät der Funkspruch, mit dem Bormann in den Apriltagen 1945 das Göringdrama abschloß. Göring hatte, weil Hitler in Berlin blieb und verhindert war, die Staatsgeschäfte zu führen, versucht, das Staatssteuern in die Hand zu nehmen; darauf war er aller seiner Ämter enthoben und nur seiner Verdienste wegen von schärferen Maßnahmen verschont worden. Aber nun ordnete Bormann die Erschießung aller an »diesem Hochverrat« beteiligten Personen mit ihren Angehörigen an, falls Berlin fallen sollte. Nicht nur Göring sollte der Todesstrahl treffen. Es sollten alle mit verderben, die Bormann in den Weg getreten waren oder sich jetzt weigerten, jenen Götterdämmerungstod zu sterben, an dem sich in guten Tagen die Spießerrömantik der Hitlerclique entzündet hatte. So wurde Todesbefehl auf Todesbefehl aus dem Bunker in das Land gejagt. Des Führers langjährigem Arzt, Professor Brandt, der vor den Heilmethoden Morells gewarnt hatte und deshalb als Arzt des Führers abgelöst worden war, wurde der Prozeß

gemacht. Von den «Richtern», die das von Bormann befohlene Todesurteil schon mitbrachten, wurde aus Brandts Erklärung, er habe nichts als seine Pflicht getan, bereits ein todeswürdiges Verbrechen gemacht; denn wer gegenüber den unerreichbaren Leistungen des Führers bloss behauptete, jemals seine Pflicht erfüllt zu haben, sei kein Gefolgsmann des Führers, vielmehr ein Defaitist und Hochverräter. Die Urteile klangen nach der Phraseologie der grossen Revolutionstribunale. Der vollendete Wahnsinn wurde Methode. Über dem Schicksal der Gauleiter, die mit Greisen und Hitlerjungen ihre Gaustädte verteidigen sollten, waltete der Zufall, je nachdem sie ihre Meldungen abfassten oder wie sie selbst bei Bormann angeschrieben waren. Der Nürnberger Holz erhielt den höchsten deutschen Orden, der Bayreuther Waechter den Strang.

Nach einer Szene des Blutauschs schloss sich der Vorhang über Martin Bormanns Dasein. In den letzten Kämpfen um die Mitte von Berlin verliert sich zwischen den ausbrechenden Panzern, den Sprengtrichtern der Granaten und den aufgerissenen Geleisen der Stadtbahn die Fluchtspur seines «lebensgesetzlichen Lebens».

#### DER METHODIKER DES SCHRECKENS

### HEINRICH HIMMLER

Der schwedische Graf Bernadotte, mit dem der Reichsführer SS im April 1945 wegen der Einstellung des Kampfes heimlich verhandelte, ohne zu einem Entschluss kommen zu können, weil er selbst in dieser aussichtslosen Lage Hitler «die Treue nicht brechen» dürfe, nannte Himmler den *Mann mit den zwei Gesichtern*.

Himmler hatte keine noblen Passionen und keine hohen Bankkonten, in der Anspruchslosigkeit für seine Person war er Hitler ähnlich. Doch wie dieser liebte er die Macht und die Gewalt. Er wollte Hitlers Nachfolger werden, aber schon zu seinen Lebzeiten eine unangreifbare Machtstellung gewinnen. Sie sollte entweder den Führer zwingen, ihn im Laufe der Zeit zum «Thronfolger» zu machen oder ihm nach Hitlers Tod die Vorhand in den Diadochenkämpfen verschaffen. Der erste Schritt dazu war die Aufstellung der SS, mit der er sich für die Sicherheit des Führers unentbehrlich machte. Ihr grosser Start war die



Aktion des 30. Juni 1934. Dann löste er die Polizei aus der Verbindung mit der allgemeinen Verwaltung und «verreichlichte» sie unter seinem Befehl. Über die kommunale Polizei dehnte er seine Sphäre bis ins letzte Dorf aus, selbst die Freiwilligen Feuerwehren bezog er als Feuerschutzpolizei ein. Durch die fortschreitende Verbindung der Polizei mit der SS schuf er ein einheitliches Werkzeug, das ihm die tatsächliche Gewalt im Staate sicherte. Er gründete die Waffen-SS, verstärkte sie immer mehr nach Zahl und Bewaffnung und brach damit auch in den Bereich der Wehrmacht ein. Die Übernahme des Reichsinnenministeriums während des Krieges war ein weiterer folgerichtiger Schritt. Nun vereinigten sich in seiner Hand die allgemeine Verwaltung mit dem ihr historisch zugehörigen Zwangsinstrument der Polizei, in der Waffen-SS eine der schlagkräftigsten Formationen der Wehrmacht und in der weltanschaulichen SS der aktivste Teil der nationalsozialistischen Bewegung. Dann liess er sich zum «Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums» ernennen und dehnte damit seinen Einfluss auch auf die jenseits der Grenzen lebenden Deutschen aus. Die Rückführung von Millionen aus ihren alten Wohngebieten in das Reich und die Gründung ihrer neuen Existenz lag allein in Himmlers Hand. Immer dichter erstreckten sich seine Geflechte durch den Staatskörper. Staatsbeamten, die ihre «zivile Blösse» im Reich der Uniformen bedecken wollten, und Männern der Wirtschaft, die Anlehnung bei der mächtigsten Organisation suchten, verlieh er einen «Ehrenrang» in der SS. Er machte die schwarze Uniform gesellschaftsfähig und verpflichtete sich ihre Träger.

In dem Reiche Himmlers herrschte nur das Gesetz des Staatsnutzens. Ihm diente er mit einem kalten Fanatismus, dem Moral und Menschlichkeit fremde Begriffe waren und das Einzelleben nichts bedeutete. Im Eishauch dieses Reiches konnte die Liebe nicht gedeihen, verhüllte die Gerechtigkeit ihr Haupt. Hinterbliebene eines nach dem 20. Juli 1944 Verurteilten sprachen einmal mit Himmler über die Sippen-sühne, die Ley in einem seiner berüchtigten Artikel stürmisch gefordert hatte und Himmler damals ernstlich erwog. Mit einer Nüchternheit, die von keinem Gefühl erreichbar war, erörterte Himmler das Problem nach seiner Zweckmässigkeit für den Staat, als ob es sich um die Lösung einer mathematischen Aufgabe handelte. Er ging davon aus, dass jeden anständigen Jungen, dessen Vater wegen Hochverrats

hingerrichtet worden sei, ein Rachegefühl gegen den Staat ergreifen müsse. Andererseits erwog er den Nutzen, den die «biologisch besonders wertvollen» Kinder der Aufständischen des 20. Juli für den Staat haben könnten. Er erkannte an, dass die Empörer aus patriotischen Gründen gehandelt hätten und dass ihre Opferbereitschaft Achtung verdiene. Er kam zu dem Schluss, dass der Wert grösser sei als die Gefahr, und daher zur Ablehnung der Sippenühne. Dass Kindermord das Furchtbarste ist, was Menschen an Verbrechen begehen können, das kam ihm überhaupt nicht in den Sinn.

Das Gesetz der Staatsraison bestimmte Himmlers Verhalten gegenüber allen seinen Staatsfeinden. Er zögerte keinen Augenblick, an menschlichen Objekten medizinische Versuche anstellen zu lassen, die das Opfer in Lebensgefahr brachten, wenn sie für die «Gesamtheit» nützlich waren. Millionen Insassen von Konzentrationslagern wurden auf seinen ausdrücklichen Befehl getötet. Er war es, der die Weisungen Hitlers in spezialisierte Mordbefehle umgoss, die Juden und Polen den Tod brachten. Wenn das Staatswohl es nach seiner Meinung erforderte, liess er Geständnisse durch Foltern erpressen und bestialische Strafen als Mittel der Abschreckung verhängen. Seinen Untergebenen prägte er die Pflicht ein, auch wenn sich das Innere gegen die Vernichtungsbefehle aufbäumte, sich mit Gefühllosigkeit zu wappnen: «Ob bei dem Bau eines Panzergrabens 10'000 russische Weiber an Entkräftung Umfallen oder nicht, interessiert mich nur insoweit, als der Panzergraben für Deutschland fertig wird.» Während Hitler seine Gewaltbefehle vom grünen Tisch erteilte, aber sich vom Anblick der Folgen fernhielt – nur den Film, der das Hängen der Attentäter des 20. Juli zeigte, liess er sich vorführen –, konnte Himmler den Greueln auch in ihrer schrecklichsten Form zusehen, ohne dass sein Schlaf litt. Der Staat im Staat, den er in Deutschland zu errichten begonnen hatte, dehnte sich im Krieg über halb Europa aus. Die höheren SS- und Polizeiführer, die über das Leben Verdächtiger zu entscheiden hatten, waren den deutschen Besatzungsbehörden beigegeben, doch nicht untergeordnet, sie unterstanden allein dem Reichsführer SS Himmler. Dieser Mann, von dessen Wort alles abhing, hatte so viele Aufgaben auf sich geladen, dass selbst seine ungewöhnliche Arbeitskraft nicht ausreichte, sie zu bewältigen, obwohl ihm keine Göring'schen Zerstreungen die Zeit raubten. Immer hemmungs-

loser wurden die unkontrollierten Triebhandlungen von Unterführern, denen Himmler durch das Verbot des Mitleids das Tor gesprengt hatte, das die verborgene Lustanlage zum Quälen verschloß. Sein »Staat im Staat« war durch eine Mauer des Schweigens von der Gesellschaft getrennt; nur Gerüchte drangen hindurch. Er besaß alles, was er für seinen Apparat brauchte: eigene Gerichtsbarkeit, eigene Ärzte, Schwestern und Lazarette, er stellte die Ziegel für seine Bauten in eigenen Ziegeleien, Gebrauchsgegenstände für seine Siedlungen in eigenen Werkstätten her, in denen die Zwangsarbeiter aus den Konzentrationslagern fronten.

Es waren nicht die schlechtesten Männer, die sich Himmler in seine Organisationen holte. Zwei verschiedene Atmosphären existierten dicht beieinander: das düstere Reich der Gestapo, mit seiner von Blut und Grauen geschwängerten Luft, und das Reich einer neuen Elite. Der Himmler, der hier herrschte, hatte ein anderes Gesicht als jener Henker des KZ-Infernos. In der Schule Hitlers hatte er Massenpsychologie gelernt. Deutschland, dessen Geburtsaristokratie die Führung verloren hatte, brauchte einen neuen Adel. Die SA mit ihren Schreibern und Schlägern, die Partei mit ihren Bonzen, Arisierern und Korruptionsgrößen, die Arbeitsfront mit ihren verkappten »Bolschewiken« schufen ihn nicht. Ein »Orden« sollte die Lücke füllen. Bewußt knüpfte Himmler an die Ritterorden des Mittelalters an. Der Orden der SS sollte die Idee einer neuen Elite verwirklichen und durch eine Verpflichtung zusammengehalten werden, die nicht, wie bei der Partei, einem politischen Ziel, sondern einer Charakterhaltung und einem neuen Lebensstil galt. Hier herrschte ein Korpsgeist wie in keinem anderen Verband, eine knappe, markige Sprache, die nicht in Superlativen und kunstvollen Perioden schwelgte. Sie hatte einen Ton, in dem von Treue und Ehre die Rede war und der von Soldaten verstanden wurde. Himmler erwies sich als ein guter Schüler seines Lehrmeisters, als er die Ordensparole in das Volk warf und an ein Bedürfnis appellierte, das gerade in dieser Zeit für einen solchen Appell besonders empfänglich war. Es waren nicht wenige, die das Plebejertum in der Partei abstieß und die nach einem Zusammenschluß in anderer Form mit neuem Inhalt suchten. Es waren weder geistig noch charakterlich Minderwertige, die von den Schulen, aus der Armee, aus dem Stamm der alten Frontsoldaten sich um das neue Banner scharten.

Es war ihr Unglück, dass sie mit dem «Reich der Gewalt» durch eine gemeinsame Spitze verbunden waren, Himmler, und dass dieser die Grenzen zwischen den beiden Räumen durchbrach, so dass es immer schwerer wurde, sie auseinanderzuhalten. Himmler konnte wohl als Massenpsychologe eine Parole herausbringen, als Organisator den neuen Orden aufziehen, aber er musste versagen, als es galt, seinen Männern vorzuleben, wie er später scheiterte, als es galt, für sie zu sterben. Der Mann, der sich vermass, eine neue Aristokratie zu schaffen, war selbst alles andere als ein Aristokrat. Sein Vater, der Gymnasialprofessor und bayrische Prinzenerzieher, besass drei hervortretende Eigenschaften. Er war frommer Katholik, Nationalist bayrischer Färbung und methodischer Lehrer. Der Sohn schlug in manchem dem Vater nach, doch änderten sich bei ihm die Vorzeichen der väterlichen Eigenschaften. Vor allem wollten bei dem jungen Himmler die Früchte der väterlichen Erziehung auf religiösem Gebiet nicht reifen. Er machte wie die anderen Söhne das Abitur und studierte dann Landwirtschaft. Zu diesem Studium gehörte auch das Praktikum. Dies absolvierte er bei einem Bauern, dessen Grundeinstellung der des alten Himmler ähnelte, nur in schärferer Ausprägung. Der Bauer suchte den Jungen in scharfe Zucht zu nehmen und ihm die anders gerichtete Denkungsart, die seine Eltern achteten, auszutreiben. Heinrichs Opposition verstärkte sich. Bei *einem* Menschen fand er Verständnis und Hilfe. Das war der Grossknecht, ihm schenkte der Junge sein Herz, Dafür führte ihn dieser in seinen, sonst vor aller Augen und Ohren gehüteten politischen Glauben ein. Er gehörte den «Völkischen» an. Den jungen Himmler faszinierte die neue Lehre, mit der er hier zum erstenmal zusammentraf. Bald geigte er alle typischen Merkmale des Renegaten. Das überzeugte Christentum des Vaters wandelte sich bei ihm in ein Neuheidentum, das fanatisch alle Spuren christlichen Glaubens auszulöschen suchte. Die bayrische Absonderung schlug in die Idee des germanischen Grossreiches um, die in romantischer Verklärung das Mittelalter wiederbeleben wollte. Dem Geschichtsromantiker war der Kult König Heinrichs I., des grossen deutschen Sachsenkönigs des 10. Jahrhunderts, und Heinrichs des Löwen keine Spielerei. Er glaubte sogar, selbst die Reinkarnation Heinrichs I. zu sein. Aus seinen verzerrten Geschichtsvorstellungen projizierte er alles, was in vergangenen Jahrhunderten den Drang nach Osten be-

dingt hatte, in die heutige Zeit. Wie von der Vergangenheit, machte er sich auch ein verkehrtes Bild von den geistigen Kräften, die jetzt die Völker bewegten. Er vertrat bei Hitler unentwegt die Illusion, Stalins Reich werde beim ersten Stoss von aussen zusammenbrechen. Er war unbedingt für Krieg, 1939 wie 1941. Illusionist blieb er auch in den letzten Wochen seines Lebens, als er glaubte, der Weg zu Verhandlungen mit den Westmächten könne über ihn gehen, und es bedürfe nur eines halbstündigen Gespräches mit Montgomery oder Eisenhower, um ihm die Anerkennung als unentbehrlicher «Ordnungsfaktor» im Kampf gegen den Bolschewismus zu verschaffen.

Als Student hat Himmler nichts gezeigt, was ihn über den Durchschnitt herausragen liess. Keiner hätte ihm eine grosse Zukunft vorausgesagt. Seine Stunde kam erst, als die Eigenschaften hoch im Kurse standen, die ihn kennzeichneten: Willenshärte und Fanatismus. Hitler wusste, weshalb er dem Renegaten den Sicherheitsdienst übertrug. Der Sohn des frommen Professors war dem Vater darin gleich, dass er ein methodischer Pädagoge war. Hitler konnte seine politische «Müllabfuhr» keinem geeigneteren Mann übertragen als dem, der eine Organisation des Schreckens pedantisch aufzog und weder Gnade noch Reue kannte.

Dieser Mann wurde in der letzten Phase seines Lebens vor eine Entscheidung gestellt, die sein ganzes Gebäude erschütterte. Er hatte im Jahre 1943 am «Endsieg» zu zweifeln begonnen und im Herbst 1944 den Glauben an die Möglichkeit eines militärischen Sieges verloren. Er sah die einzige, Deutschland noch verbleibende Chance in Verhandlungen mit den Alliierten, durch die es vielleicht gelingen könnte, den dauernden Verlust deutschen Bodens an Russland oder Polen und die Besetzung Deutschlands durch die Bolschewisten zu verhindern. Himmler wusste, dass die Persönlichkeit Adolf Hitlers dabei das Hindernis war. So trat in sein Streben, das bisher nicht geschwankt hatte, eine Unsicherheit. Er, der bis dahin der Mann der raschen Entschlüsse gewesen war, begann zu zögern und ruhelos zu werden. Seine Gestapo ging mit inquisitorischer Gründlichkeit den verschlungenen Fäden des Komplotts vom 20. Juli nach. In der gleichen Zeit aber war Himmler auf der Suche nach Anknüpfungspunkten für Verhandlungen mit dem Westen und zugleich bemüht, bei Hitler den Schönfärbereien Ribbentrops und Goebbels' entgegenzutreten. Aber Hitler war unzugänglich. Himmler hatte für die SS den Satz übernommen: «Die Treue

ist das Mark der Ehre.» Hätte er sich nun gegen Hitler aufgelehnt, das Band, das seinen Staat zusammenhielt, wäre gerissen. Noch immer besass Hitler die höchste Autorität. Himmlers Unterführer und die Parteilique, die seinen Aufstieg mit unterdrücktem Hass verfolgt hatte, wären über ihn hergefallen. Er hatte sich im eigenen Netz gefangen.

So hat Himmler Monate hindurch gekämpft zwischen der Einsicht, die ihn das Ausscheiden Hitlers als einzige Rettungsmöglichkeit erkennen liess, und all dem, was ihn unentrinnbar an den Führer band. Erst als Hitler am 22. April 1945 selbst zusammengebrochen war, fühlte sich Himmler von den Fesseln befreit. Auf die Nachricht von diesem Zusammenbruch ging Göring daran, seine Nachfolgerschaft, die durch die Entfremdung zwischen ihm und Hitler unsicher geworden war, endgültig zu festigen. Er funkte an Hitler seinen Entschluss zu selbständigem Handeln. Die Antwort war seine Entlassung aus allen Ämtern und die Verhaftungsbefehl. Himmler kam es bei dem damaligen Stand nicht auf die Form, nur auf die Sache, nicht auf die Anerkennung seiner Gewalt, sondern auf die Gewalt selbst, nicht auf die Autorisierung seines Handelns, sondern auf das Handeln an. So machte er in der Nacht vom 23. zum 24. April dem Grafen Bernadotte ein Kapitulationsangebot, das dieser an die Westmächte weiterleiten sollte. Es wurde nicht angenommen, aber nun war auch Himmler zum «Verräter» geworden. Bormann erliess an Dönitz, dem der Oberbefehl im Nordraum übertragen war, einen Funkbefehl, gegen Himmler «blitzschnell und stahlhart» vorzugehen, nachdem ihn Hitler all seiner Ämter enthoben und aus der Partei ausgestossen hatte.

Nach dem Ausscheiden der beiden ersten Anwärter auf die Nachfolgerschaft war die Bahn frei für den Entschluss Hitlers, den Grossadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger zu ernennen. Nun war Himmler vor die letzte Entscheidung gestellt: sollte er Selbstmord begehen, untertauchen oder sich freiwillig melden, um für alles, was die SS getan hatte, die persönliche Verantwortung zu übernehmen? Es hat nicht an Männern gefehlt, die ihn eindringlich an die Treuepflicht gegenüber seinen Gefolgsleuten gemahnt und ihm die freiwillige Meldung bei Montgomery nahegelegt haben. Himmler konnte sich nicht entschliessen. Er verkroch sich und nahm, als er aufgegriffen wurde, Gift. So blieb nichts als das Bild eines Feiglings, der die Hunderttausende, die er betrogen, missbraucht oder verführt hatte, in der Verantwortung allein liess.

## *12. Kapitel*

### **GEISTIGE AUSEINANDERSETZUNGEN**

#### **DER EHRLICHE MAKLER IM KIRCHENKAMPF**

##### **HANS KERRL**

Kerrl entstammte dem mittleren Justizdienst. Der brave Mann, bei dem der gute Wille den Verstand überwog, war ein Autodidakt, der in fleissigem Selbststudium wahllos vieles gelesen hatte und an den erlangenen Überzeugungen mit unerschütterlicher Liebe hing. Schon früh hatte er sich dem Nationalsozialismus angeschlossen und in den parlamentarischen Kämpfen im preussischen Abgeordnetenhaus die Sporen verdient; er wurde 1933 mit dem preussischen Justizministerium belohnt. Da es ihm nicht gelang, in das Reichsjustizministerium hinüberzuwechseln, als mit der «Verreichlichung» das preussische Justizministerium aufgelöst wurde, vertraute man Kerrl Aufgaben an, die nach Hitlers Vorliebe für Sonderbevollmächtigte aus der alten Verwaltung abgesondert wurden. Eine solche Aufgabe war die

Raumordnung. Sie war ursprünglich aus der Notwendigkeit entstanden, für die von der Wehrmacht im Zuge der Aufrüstung angeforderten Übungs-, Flug- und Schiessplätze das geeignetste Gelände unter Abwägung aller Ressortgesichtspunkte auszuwählen und zugleich für die Unterbringung der Auszusiedelnden zu sorgen. Aus diesem Anfang hatte sich eine weiterreichende Tätigkeit entwickelt, die das Material für Neuanlagen von Siedlungen und Industrien von allen beteiligten Stellen zusammentrug und für einen Plan auswertete. An den Arbeiten seiner Dienststelle hat Kerrl eifrig teilgenommen, aber er besass weder die Erfahrung noch den politischen Einfluss, um seine Tätigkeit mit Erfolg zu dem zu machen, was sie hätte sein sollen. Zugleich ging er im Rahmen dieser Tätigkeit seiner grossen Passion nach, die er neben der Neigung für die Theologie besass. Es war eine etwas unglückliche Liebe für das Geld- und Bankwesen. Die Beschäftigung mit diesen Fragen, über die auch die Ansichten der Sachverständigen oft auseinandergehen, richtete im Kopf des volkswirtschaftlichen Laien eine verhängnisvolle Verwirrung an. Kerrl glaubte, mit seinem gesunden Menschenverstand und dem Instinkt des Politikers den Stein der Weisen entdeckt zu haben. Halbbegriffene Binsenwahrheiten baute er zu einem System aus, mit dem er die «altmodische und geistlose» Finanzpolitik aus den Angeln heben wollte. Er war der Ansicht, dass die Reichsbank zur Überwindung der Arbeitslosigkeit und zur Aufrüstung 30 Milliarden *zinslose* Schatzanweisungen ausgeben solle und dass dies ohne inflationistische Wirkungen möglich sei. Gegen diesen Unsinn konnte man mit Vernunftgründen nicht ankämpfen. Kerrl war unbelehrbar. Auch Hitler wollte sich dem Risiko Kerrl'scher Finanzkünste nicht anvertrauen.

Die zweite Aufgabe, mit der Kerrl beauftragt wurde, war die Kirchenpolitik. Mit diesen Angelegenheiten hatten sich bisher das Kultus- oder das Ministerium des Inneren befasst. Als Hitler den Staat in den Kirchenkampf geraten liess, wurde ein eigenes Ministerium eingerichtet. Kerrl wurde Minister für «Raum und Ewigkeit». So nannte man im Scherz sein heterogenes Ministerium, das die Raumordnung und Religion vereinigte. Als Kirchenminister konnte Kerrl seiner Hauptleidenschaft nachgehen. Er war ein ehrlich überzeugter evangelischer Christ und hatte sich durch unablässiges Selbststudium zu einem Kenner aller Schriften Luthers gemacht; er war sogar tief in die alten Kirchen-



väter eingedrungen, hatte eine erstaunliche theologische Belesenheit erworben und sich hieraus ein eigenes Glaubenssystem errichtet. Mit dem Stolz des Autodidakten liebte er, dieses System ständig zu verkünden und Andersgläubigen aufzudrängen. Der Kern seiner Theologie lag darin, daß er das Ergebnis des Konzils von Nicäa vom Jahre 325 anfocht und den durch dieses Konzil besiegelten Sieg der Athanasianer über die Arianer als das Unglück in der Entwicklung des Christentums ansah. Dieser den wenigsten Weltmenschen geläufige Streit war seine Domäne. Kerrl war Arianer, dem die *Gottähnlichkeit*, nicht die *Gottgleichheit* Christi im Mittelpunkt seines primitiven Christentums stand. Dieser Kirchenminister hatte für die Kirchen Verständnis, er begriff ihre Notwendigkeit und ihren Segen, er war ein scharfer Gegner der neuheidnischen Gedanken des Rosenberg'schen Mythos wie des Bormannschen Laien-Pantheismus; aber er verdarb sich den Einfluß auf die Kirchen immer wieder durch die eigene Theologie. Als »Theologe« wurde Kerrl von den Kirchen, als Christ von der Partei angegriffen. Weil er das kanonisierte »positive Christentum«, das Tatchristentum, als Grundlage des menschlichen Zusammenlebens wirklich ernst nahm und ehrlich bemüht war, das Verhältnis zwischen Staat und Kirche zu bessern, kam er bei den Unentwegten in Mißkredit. Sie legten ihm alle nur denkbaren Schwierigkeiten in den Weg, zum Teil aus Eifersucht auf einen möglichen Erfolg Kerrls, in der Hauptsache aus grundsätzlicher Abneigung gegen eine Einigung mit der Kirche. Kerrl war im Kirchenkampf zum Uhu vor der Krähenhütte geworden, auf den alle stießen, die schwarzen Krähen wie die braunen Raubvögel.

Auf keinem Gebiet war die nationalsozialistische Politik so widerspruchsvoll wie bei der Behandlung der religiösen Frage. Im Anfang war von Kirchenfeindschaft nichts zu spüren. Ein Erlaß des Innenministeriums bezeichnete sogar die Kirchenaustritte von Beamten als unerwünscht, teilweise kehrten selbst Parteimitglieder zur Kirche zurück, die früher ausgetreten waren. Die Jahre vor dem ersten Weltkrieg kennzeichnete eine wachsende Irreligiosität, die von der Religionsfeindlichkeit des Marxismus und der entwicklungsgeschichtlichen Richtung der Naturwissenschaft gefördert wurde. Noch war aber, vor allem auf dem Lande und bis in weite Teile der Arbeiterschaft und des gebildeten Bürgertums, eine christliche Tradition vorhanden; un-

ter der Decke der erstarrenden Formen regten sich noch lebendige religiöse Kräfte. Der Weltkrieg und die nachfolgenden Jahre bitterer Not hatten der Entwicklung neue Richtungen gegeben. Die Kirchenfeindschaft hatte sich radikalisiert, auf der anderen Seite war aber auch das Gottsuchen, das Sehnen nach einem Glaubensgrund stärker geworden, wenn es sich auch in einer Erneuerung der Kirchen noch kaum zeigte. Auf religiös lebendige Kreise, die das Christentum erneut zu einer Kraft machen wollten, die das ganze soziale Leben durchdrang, blieben die Gedanken des Nationalsozialismus nicht ohne Einfluss. Von den aus dem Fronterlebnis kommenden jüngeren Männern, die aus heiliger Überzeugung Geistliche geworden waren, bekannten sich nicht wenige als Anhänger des Nationalsozialismus. Damals war es möglich, dass der Führer des Evangelischen Pfarrerbundes eines Landes das Goldene Parteiabzeichen besass, überzeugter Nationalsozialist war – und gleichzeitig zu den energischsten Anhängern der Bekenntniskirche gehörte. Auch Kerrl zählte zu den Menschen, die sagen konnten, dass sie vorwiegend wegen ihres Christentums zur Partei gekommen seien. Sie alle, die Christentum und Nationalsozialismus vereinen wollten, gerieten in einen immer schärferen Konflikt, je mehr die Partei den Gegensatz zu den Kirchen betonte. Doch hatten sich die Fronten noch nicht geklärt. Noch im März 1938 nach dem Anschluss Österreichs sprach Kardinal Innitzer in Worten höchster Anerkennung von den sozialen Leistungen des Nationalsozialismus und forderte alle gläubigen Christen auf, bei der Wahl ein Ja zu sagen. Und der österreichische Evangelische Oberkirchenrat erklärte in seiner Verlautbarung: «Wir stehen vorbehaltlos zum Werk des Führers und danken Gott dafür, dass er dem deutschen Volk in schwerster Stunde Rettung brachte.»

Hitlers Stellung zur Religion war durch seine Herkunft beeinflusst. In seiner Heimat hat eine bigotte Art des Katholizismus geherrscht, die den aufgeweckten Jungen abstiess. Für den norddeutschen Protestantismus hatte er nie Verständnis, weil er von seiner religiösen und geistigen Grundlage nichts wusste. Er sah die Kirchen als menschliche Institutionen an, in denen neben einer kleineren Zahl frommer Priester auch Pfaffen wirkten, die nur vom Streben nach Macht beherrscht seien. Hitler war anfänglich kein Feind des Christentums; er hielt zwar die christliche Lehre für zeitbedingt, sprach aber in den ersten

Jahren und im engeren Kreise mit Achtung von ihrem Stifter. Auf einem der ersten Parteitage in Nürnberg wandte er sich auch deutlich gegen das Bestreben mancher Parteikreise, eine neue Religion zu schaffen und ihn in den Mittelpunkt zu stellen. Aber im Grunde war ihm die Religion nur ein politisches Instrument, das wegen seiner Gewalt über die Herzen zwar mit besonderer Vorsicht, aber auch mit besonderer Wirkung zu verwenden sei. Man konnte damit die Massen in Ruhe halten und sich vor ihren begehrliehen Forderungen und Auffassigkeiten schützen. Schliesslich war es Hitlers politischer Totalitätsanspruch, der ihn in den Gegensatz zu den Kirchen geraten lassen musste. Gegenüber der Katholischen Kirche verhielt er sich zunächst abwartend; er, dem nur Macht imponierte, hatte einen hohen Respekt vor Roms Grösse und Tradition. Dieser Respekt fehlte ihm gegenüber der Evangelischen Kirche. Der Gedanke, die in zahlreiche Landeskirchen geteilten Evangelischen in einer einheitlichen Reichskirche zusammenzufassen, entsprang seiner Ansicht, dass eine starke Evangelische Kirche als Kraft gegen die Katholiken nötig sei, dass aber eine solche Kirche, wenn sie vom Nationalsozialismus beherrscht werde, auch ein politisches Instrument sein könnte. Kerrl unterstützte diesen Gedanken in der Überzeugung, dass sich aus einem solchen Zusammenschluss eine würdigere und wirkungsvollere Vertretung der Evangelischen Kirche nach aussen ergeben würde, die in ihrem Auftreten allzu sehr hinter der Katholischen Kirche zurtückstand. Der Weg, den Hitler einschlug, war ein rein politischer. Er ordnete die Ausschreibung der Wahl zu einer Verfassunggebenden Kirchenversammlung an. Der Partei befahl er, die Bewegung der «Deutschen Christen» zu wählen. Das Kirchenvolk, dem es nicht um Politik, vielmehr um den Glauben ging, wurde «überfahren», zumal jede Aufklärung untersagt war. So kamen die Deutschen Christen in einer Stärke in die Versammlung, die weit über ihre Bedeutung hinausging, so wurde der Divisionspfarrer Müller zum Reichsbischof gewählt. Müller war ein tüchtiger Marinepfarrer in Wilhelmshaven und Divisionspfarrer in Ostpreussen gewesen, der den Soldaten in markigen Worten ein vereinfachtes Christentum mit den Geboten verkündete, tapfer, gehorsam und einigermaßen «anständig» zu sein, mässig zu saufen und nicht viel zu fluchen. Raeder und Blomberg, die ihn beide aus diesem Wirkungskreis kannten, hatten ihn Hitler als «guten Mann» empfohlen. Für sein hohes

Amt fehlten ihm die Voraussetzungen, die theologischen Kenntnisse, die Kunst der Menschenbehandlung, der Charakter. Der stattliche Mann, der äusserlich den Eindruck einer kraftvollen Persönlichkeit machte, war im Grunde ein schwacher Mensch, der nach der Seite des geringsten Widerstandes auswich, zu allen Forderungen und Bitten Ja sagte und sich in ein Lügennetz verwickelte, aus dem selbst ein Klügerer keinen Ausweg gefunden hätte. Bei Kerrk hatte er bald ausgespielt. Bei Hitler aber setzte sich die Auffassung fest, dass der kirchliche Widerstand gegen Müller nur «reaktionären» –, nicht Gewissensmotiven entsprang. Der Versuch, Hitler mit den Leitern der Evangelischen Kirche in Berührung zu bringen, misslang. Der einzige Besuch, bei dem es zu einer längeren persönlichen Aussprache kam, endete mit einem Missklang. Er spürte rasch die Uneinigkeiten auf, die zwischen den Vertretern der Kirche herrschten, und spielte sie gegen die Kirche aus. Der alte Bodelschwingh sagte einmal, man müsse sich auch darin in Gottes Willen fügen, dass er den Kirchenführern nicht unbegrenzt den Geist der Weisheit gegeben habe. Der Kampf um die Kirche hat in vielen ihrer Streiter eine erneuerte Glaubenskraft lebendig werden lassen, aber manchen fehlte auch der Geist der Verträglichkeit. Hitler ist in der Kirchenfrage zu keiner endgültigen Entscheidung gekommen. Er liess den radikalen Christentums- und kirchenfeindlichen Bestrebungen der Unentwegten freien Lauf und machte wiederum Kerrl, dessen entgegengesetzte Einstellung ihm bekannt war, zum Kirchenminister. Er wollte die verschiedenen Richtungen in seiner gewohnten Taktik sich abringen lassen, um aus dem Ergebnis und dem Echo, das es fände, die Grundlagen für seine Schlussentscheidung zu gewinnen. In dieses Durcheinander sah sich Kerrl gestellt. Entgegen den Forderungen der Partei schloss er sich nicht den «Deutschen Christen» an und liess auch den Reichsbischof links liegen. Er berief den Generalsuperintendenten Zöllner und einige andere aufrechte Christen in das Kirchenregiment. Aber ihnen ging es wie fast allen, die sich in solchen Zeiten zum Versuch der Vermittlung bereitfanden. Sie wurden zwischen beiden Seiten zerrieben. Vpn der Bekenntniskirche in den Bann getan, hatten sie kein Gewicht, um den Gegnern der Kirche entgegenzutreten oder die Kirchenfreunde unterstützen zu können. Kerrl selbst ging es nicht anders. Er wollte die Partei und die Kirche zusammenbringen und wurde von beiden in die Zange genom-

men. Keiner der Naziführer wurde von der Bekenntniskirche mit solcher Heftigkeit bekämpft wie gerade dieser Mann, der von allen der Kirchenfreundlichste war. Von den Unentwegten in der Partei wurde er mit Spott überschüttet, von Hitler immer seltener empfangen. Er schrieb an einem Lutherbuch, in dem er Hitler den Protestantismus nahebringen wollte. Er hat es nicht beendet. Der ursprünglich in seiner Selbstsicherheit so fröhliche Mann litt immer stärker unter der Last der Aufgabe, mit der er nicht fertig wurde, und unter dem Konflikt, den er nicht hatte lösen können. 1941 zeigte er mir tief erregt das «Breve», in dem Bormann mit dem Anspruch der Unfehlbarkeit den Parteigliäubigen seinen Gottesbegriff kundtat. Als ich Kerrl 1941 kurz vor seinem Tod zum letzten Male sah, sagte er, das deutsche Volk müsse noch durch schwere Niederlagen und Leiden hindurchgehen, bis es das gelernt hätte, worauf es allein ankomme: den Weg zu Gott zu finden.

#### DER THEORETIKER DER HERRENRASSE

#### ALFRED ROSENBERG

Rosenberg sagte in seinem Schlusswort als Angeklagter im Nürnberger Prozess: «Das war nicht die Durchführung des Nationalsozialismus, für den Millionen gläubiger Männer und Frauen gekämpft hatten, sondern sein schmachlicher Missbrauch, eine auch von mir zutiefst verurteilte Entartung.»

Rosenberg dachte nicht an Lord Actons Worte: «Der Theoretiker ist der Schlimmste.» Er hat durch sein Dogma von der Herrenrasse die latente Bereitschaft des deutschen Volkes zur Selbstüberhebung geweckt und verheerende Wirkungen hervorgerufen. Die Rassenfrage hatte im deutschen Schrifttum keine bedeutende Rolle gespielt. Gobineaus und Houston Stewart Chamberlains Einflüsse waren Ausnahmen geblieben. Die Öffentlichkeit nahm kein grosses Interesse daran. Das Rassenbewusstsein war im deutschen Volk sogar schwächer ausgebildet als bei anderen Völkern, die mit fremden Rassen in engerer Berührung standen und für die das Gebot der Rassenreinheit eine selbstverständliche Forderung war, die man nicht ausposaunte. Man sprach nicht darüber, man erfüllte sie. Die nationalsozialistische Rassenlehre

drückte in der Form einer «Weltanschauung» und eines wissenschaftlichen – oft pseudowissenschaftlichen – Systems anfänglich nur das aus, was bei anderen Nationen instinktmässig gebräuchlich war. Gefährlich wurde sie dadurch, dass sie eine Rangordnung schuf und für *eine* Rasse das Primat in Anspruch nahm. Es war nur folgerichtig, dass dann auch unter den Nationen wieder eine Stufenleiter aufgestellt und die germanischen Völker auf die oberste Sprosse gehoben wurden. So kam man schliesslich zum Herrenstandpunkt, der den Deutschen den Vorrang in der Wertkonkurrenz gab. Sie liebten es von jeher, ihr Land als den geistigen Mittelpunkt der Welt anzusehen, und neigten, zwischen den Extremen hin- und hergerissen, im Glück zur Überheblichkeit, im Unglück zur Wehleidigkeit oder würdelosen Selbstbeziehung. Diesem Wesenszug kam die neue Lehre entgegen; je weniger einer wirklich «Herr» war, desto selbstbewusster vertrat er sie. Der Spiesser hatte es nun schwarz auf weiss, dass er ein «Übermensch» sei. Er verdrängte die heimlichen Komplexe, indem er die Nase höher trug.

Der Vater dieser Lehre, Alfred Rosenberg, war der Theoretiker der Partei. Er hatte sich ihr schon frühzeitig angeschlossen und war einer der ersten und treuesten Gefolgsmänner Hitlers. Er beschäftigte sich mit den geistigen Grundlagen des Nationalsozialismus und war an der Abfassung des Parteiprogramms wesentlich beteiligt. Hitler bestellte ihn zum Beauftragten für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung und Schulung der NSDAP, aber sein unmittelbarer Einfluss in Deutschland war, abgesehen von einem beschränkten Kreis von Parteidogmatikern, nicht so gross, wie es seiner Stellung und seinem Ruf entsprochen hätte. Rosenberg war von seiner weltanschaulichen Mission durchdrungen und von der Wahrheit seiner Anschauungen überzeugt. Doch ihm fehlte das innere Feuer, das die Meinungen entzündet und die Gemüter mitreisst. Er war kein Demagoge, der wie Hitler und Goebbels die Massen in Trance versetzen konnte. Seine Reden, die er in dozierendem Tone vortrug, waren trocken, seine Schriften schulmeisterlich, humorlos und in ihrer apodiktischen Selbstsicherheit herausfordernd. Sie standen zwar auf einer höheren Ebene als die Auslassungen Bormanns, aber obwohl sich Rosenberg mühte, den Problemen auf den Grund zu gehen, erhob er sich doch selten über die seichte Populärwissenschaft. Er hatte selbst nicht die Gabe,

seine Lehren in die Tat umzusetzen, aber auch nicht die Kraft, der krassen Folgerungen entgegenzutreten, die Härtere aus ihnen hervor-zogen. Rosenberg war Baltendeutscher. Diese Abstammung hat zur Richtung seiner Rassenlehre beigetragen. Die zahlenmässig kleine baltische Volksgruppe hat sich jahrhundertlang nur dadurch in ihrer Eigenart erhalten, dass sie sich von den Völkern, unter denen sie lebte, absonderte und ihre Herrenstellung wahrte. Kaum ein deutscher Stamm hat, gemessen an seiner Zahl, so viele bedeutende Männer auf allen Gebieten des geistigen Lebens hervorgebracht wie die Balten Rosenbergs. Gegner behaupteten aber, seine Familie habe französischen *und* estnischen Bluteinschlag gehabt. Darin läge nach Rosenbergs eigenen Theorien eine Erklärung für die Übersteigerung seines Herrenstandpunkts; auch das Gedrückte und Unfreie, das ihm anhaftete, fände damit eine Deutung.

Rosenberg hat davon geträumt, der Prophet einer Welt neuer Werte zu sein. Der «Mythos des 20. Jahrhunderts» enthielt seine «Gesichte». Die Wirkung entsprach nicht seiner Rosenbergs Erwartung. Soweit er nicht, wie etwa von Göring, als «Schmarren» abgetan wurde, haben ihn die Gegner der Kirchen oft kritiklos als Streitschrift gegen diese begrüsst. Vom «Mythos» und seinem Verfasser galt, was Lessing einst über einen Grösseren geschrieben hatte: «Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? Nein! «Auch den ‚Mythos‘ las man nicht, aber man lobte ihn und entnahm ihm die Argumente gegen das Christentum. Das wollte Rosenberg im Grunde nicht; bei all seiner Begrenztheit suchte er eine geistige Auseinandersetzung, er war ein Gegner der zahlreichen offenen und geheimen Schikanen gegen die christlichen Konfessionen. Er wollte eine geistige Welt durch Geist, nicht durch Gewalt überwinden. Er hat das auch gelegentlich ausgesprochen, aber sich niemals entschieden gegen die Gewalt ver-wahrt. Er war schwach neben und gegen Hitler.

Rosenberg war der Leiter des Aussenpolitischen Amts der Partei, einer der vielen Stellen im nationalsozialistischen Deutschland, von denen «Aussenpolitik gemacht» wurde. Er hatte manche richtige Anschauung von der Notwendigkeit einer organischen Zusammenfassung Europas gegen den Expansionsdrang des Bolschewismus. Aber auch mit diesen Gedanken setzte er sich nicht durch. Er setzte sich nicht einmal recht für sie ein. Alles blieb Theorie, es genügte ihm, wenn

er an seinen Vortragsabenden vor geladenen Gästen darüber Kolleg halten durfte. Unter ähnlichen Vorzeichen stand seine Tätigkeit als Ostminister. Rosenberg sah ein, dass man den Völkern Russlands das bringen müsse, was ihren Gegensatz zum Bolschewismus, der offen oder im Untergrund schon vorhanden war, wecken oder verstärken konnte: ein Programm der Freiheit, das Eigentum der Bauern, die Selbstverwaltung, die Wiederbelebung der kulturellen Eigenarten. Aber der Mann, der das Herrentum verkündet hatte, konnte wider sein besseres Wissen auch hier mit dem nicht fertig werden, was er in der Welt der, Parteiproleten damit ausgelöst hatte. Der ihm zwar unterstellte, aber an Willenskraft überlegene, bornierte und brutale Gauleiter Koch nahm die Dinge, wie *er* sie verstand. Während der Ostminister über eine grosszügige Kolonialpolitik nach englischem Muster nachdachte und darüber dozierte, trieb Koch eine unerhörte Ausplünderung in der Ukraine, legte den Bauern so hohe Ablieferungspflichten auf, dass die Produktion zurückging, zerschlug alle Ansätze einer wiederauflebenden Eigenverwaltung, hintertrieb den Plan einer ukrainischen Universität in Kiew und erstickte alle Sympathien, welche das schwergeprüfte ukrainische Volk anfänglich den neuen Herren entgegengebracht hatte. Rosenberg hat bei Hitler Einwendungen erhoben, unterlag aber dessen Gewalttätigkeit, die der Koch'schen Linie zuneigte. Das Feuer des Herrentums, das er entfacht hatte, frass seinen Meister. Die Praxis überwand die Rosenberg'sche Theorie, weil diese Theorie dem Leben nicht standhielt.

Die Rassenlehre und der Herrenstandpunkt waren auch die Rüst-kammern, aus denen die Waffen gegen die Juden hervorgeholt wurden. Auch hier hat ihr Schmied den Gebrauch nicht gebilligt, den die Landsknechte von ihnen machten. Aber hier noch mehr als irgendwo sonst haben ihm der Mut und die Kraft gefehlt, zu sagen: «Halt! So war es nicht gewollt.» Er strich die Flagge vor den Goebbels und Streicher, den Himmler und Bormann und begnügte sich mit abfälligen Bemerkungen über den geistigen Tiefstand des «Stürmer» und den gefährlichen Unfug der Kristallwoche. Er setzte nicht den wahren «Herren» gegen die Raserei der Untermenschen. Rosenberg hat den furchtbaren Massenmord an den Juden nicht propagiert. Aber es ist nichts davon bekannt geworden, dass er sich je bei Hitler gegen dieses Verbrechen gestemmt hätte, da? den deutschen Namen so entsetzlich



befleckt hat. Im Gegenteil: sein Name ist mit der schimpflichen Aktion verknüpft, in der Mobiliar und Kunstwerte aus den jüdischen Häusern der besetzten Gebiete gesammelt und für deutsche Bombenflüchtlinge, Museen und auch für die Habsucht der Parteiprominenz eingezogen wurden. Wohl war es kein Unternehmen, das sich gegen Leib und Leben richtete, aber es wurde nur dadurch möglich, dass die Juden evakuiert und in Lagern zusammengetrieben waren. So wurde Rosenberg mitschuldig am Schicksal der Unglücklichen, mitschuldig dadurch, dass er den Brand, den seine Rassenlehre entzündete und der schliesslich, auch wenn er es nicht gewollt hat, in den Verbrennungsöfen des Ostens endete, nicht schon im Keime erstickt hat.

Rosenberg gehörte nicht zur verderbten Elite. Er war ein überzeugter Anhänger der Lehre, die er verkündete, und blieb ihr treu. Ihm konnten in seinem Privatleben nicht die Vorwürfe gemacht werden, die sich gegen viele andere Parteigrössen richten. Er blieb frei von der Seuche der Verschwendung und der Korruption und dem Bürgertum verbunden, dem er entstammte, ein pedantischer Theoretiker der Lehre, die dem überwiegenden Teil des deutschen Volkes nichts sagte, Narren und Spiesser zur Grossmannssucht verführte und den radikalen Tatmenschen der Partei die geistigen Waffen für ungeistige Verbrechen lieferte. In einer ruhigeren Epoche wäre er als ein nicht ganz ernst zu nehmender, unscharf und verschroben denkender Schriftsteller oder Professor angesehen worden. Dass er in den schwelenden Herd unserer Zeit eine Brandfackel warf, war die historische Schuld, für die er in Nürnberg büsste.

#### DER RASSENKAMPF DER MINDERWERTIGEN

### **JULIUS STREICHER**

Der Volksschullehrer hat im geistigen Leben des deutschen Volkes eine wichtige Rolle gespielt. Nach dem Sieg Preussens im Krieg mit Österreich war das Wort verbreitet, der preussische Schulmeister habe die Schlacht von Königgrätz gewonnen. Das sollte nicht bedeuten, dass er die jungen Deutschen zu «Militaristen» erzogen, sondern dass die in den Volksschulen erworbene Bildung sie zu besseren Soldaten habe werden lassen. Tapferkeit und Disziplin allein machen den guten Soldaten

nicht aus; die Fähigkeit, selbständig zu handeln, gehört dazu. Das eigene Denken war das wertvollste Gut, das die Volksschule den jungen Menschen mitgegeben hat.

Der guten Tradition des Lehrers ist der fränkische Volksschullehrer Julius Streicher untreu geworden. Er hat sie ins Gegenteil verkehrt. In einer wüsten Hetze rief er nicht das Denken der Leser seines «Stürmer», sondern ihre niedrigsten Triebe auf. Streicher hat seinen Gau schon früh zu einer Hochburg des Nationalsozialismus gemacht. Bereits 1925 wurde er zum Gauleiter ernannt, von 1933 an herrschte er im Frankengau als ein unumschränkter König. Er glich Hitler in seiner Abneigung gegen das Fachwissen; Aussenseitern der Medizin richtete er Institute für neuartige Methoden ein. Auch er verachtete die Juristen und griff den Justizminister Gürtner besonders heftig an, wenn dieser es wagte, in der Justiz Frankens nach dem Rechten zu sehen. Streicher war ein Sadist, der am Quälen Freude hatte und es selbst als Gauleiter nicht unter seiner Würde hielt, in den Gefängnissen politische Gegner oder Rassegegner mit der Reitpeitsche zu züchtigen. Er war in seinem Triebleben entartet, eine Sammlung pornographischer Werke zeugte davon. Er verschmähte es auch nicht, sich bei der Beschlagnahme jüdischen Vermögens persönlich zu bereichern und seine nächste Umgebung an den Raubzügen teilnehmen zu lassen. Für alle Parteiangehörige, die auf Sauberkeit Wert legten, war er ein Stein des Anstosses. Beim Obersten Parteirichter, Major Buch, füllten die Vorgänge über Streicher ganze Bände. Er erreichte es, dass Streicher von einem Parteigericht aus der NSDAP ausgestossen wurde. Doch Hitler bestätigte den Spruch nicht. Das einzige, was bei ihm durchgesetzt werden konnte, als die Verhältnisse im Gau Franken gen Himmel schrieten, war, dass Streicher 1940 als Gauleiter abberufen wurde. Aber er durfte weiter schreiben und das Volk vergiften.

Dieser geistig und charakterlich minderwertige Mann hat durch den von ihm herausgegebenen «Stürmer», der in einer Auflage von über einer halben Million verbreitet wurde, einen Einfluss in Deutschland ausgeübt, der nur mit der Goebbels'schen Propaganda verglichen werden kann. Die Zeitung verfolgte ihr Ziel, die breite Masse des Volkes zum Kampf gegen die Juden aufzurufen, in der unflätigsten und brutalsten Form. Sie war der Ausdruck des Rassenkampfes der Minderwertigen. Das Verhältnis zwischen Deutschen und Juden hat viel

Wechsel und Wandlung durchgemacht. Es hatte sich schliesslich ein *modus vivendi* ergeben, der ein friedliches Zusammenleben ermöglichte. In zahlreichen Kreisen des deutschen Volkes bestand zwar, auch wo kein Antisemitismus vorhanden war, eine Abneigung gegen Vermischung mit Juden. Aber Parteien, die den Antisemitismus auf ihre Fahne geschrieben hatten, wie die des Abgeordneten Liebermann von Sonnenberg, hatten nur beschränkten Zulauf. Handgreifliche Bekundungen eines Radau-Antisemitismus stiessen allgemein auf Ablehnung. In dieser Lage trat durch die Nachkriegsverhältnisse eine Änderung ein. Der starke Zuzug von Juden aus dem Osten, der 1918 einsetzte, brachte unerwünschte Elemente nach Deutschland. Auch in alteingesessenen jüdischen Kreisen sah man diese Einwanderung mit grosser Besorgnis. Referent war der Ministerialrat Rathenau im Preussischen Innenministerium, ein Vetter des Ministers, ein kluger, sympathischer Beamter. Als ich ihn einmal fragte, warum er sich im Reichsrat fast immer *gegen* die Erlaubnis zur Einwanderung seiner Rassegenossen ausspreche – ein Votum, dem der Reichsrat häufig nicht folgte –, antwortete er, er habe keine Lust, einmal Opfer eines Pogroms zu werden. Man müsse aber mit einer solchen Reaktion rechnen, wenn der Zuzug von Ostjuden ungehemmt anhalte. Die Befürchtungen Rathenaus sollten sich nur zu bald rechtfertigen. Es waren solche Einwanderer, die im Mittelpunkt der bekannten Schieberprozesse der Barmat, Kutisker und so weiter standen. Viele begarben das Schiebertum, das in den Zeiten der Inflation seine üblen Blüten trieb, mit der Judenschaft zu identifizieren. Bald wurde kein Unterschied mehr zwischen dem eingewanderten und dem alteingesessenen Judentum gemacht. Die Verhöhnung der Opfer des ersten Weltkriegs, die man nach 1918 auf manchen deutschen Bühnen zu hören bekam, verknüpfte sich mit jüdischen Namen. Moralische Zersetzungserscheinungen, wie sie nach jedem Krieg in der Presse auftreten, wurden mit dem starken jüdischen Einfluss auf die Publizistik erklärt, nach alten Vorgängen und in der Verallgemeinerung, die für erregte Zeiten kennzeichnend ist. Die um ihr Eigentum betrogenen und in des Proletariat abgesunkenen Opfer der Inflation suchten nach Schuldigen und fanden sie in denen, die sich durch die Inflation bereichert hatten. Da auch Juden unter den Inflationsgewinnlern waren, machte man das Judentum zum Sündenbock. So war es für eine geschickte Propa-

ganda nicht schwer, eine Welle<sup>1</sup> des Antisemitismus zu erzeugen. Streicher fand für die Saat des «Stürmer» gut vorbereiteten Boden.

Die geographische Lage und die geschichtliche Entwicklung Deutschlands brachten es mit sich, dass der Wehrstand, vor allem im östlichen Deutschland, eine bevorzugte Stellung genoss und durch Generationen die tüchtigsten und begabtesten Männer anzog. Armee und Beamtentum waren die Berufe, die gesellschaftlich und sozial an erster Stelle standen. Die weniger begünstigten Berufe, vor allem die Wirtschaft, wiesen ein Vakuum auf, in das Menschen einströmten, die für den Wehrstand nicht in Frage kamen. So standen ganze Provinzen Deutschlands unter dem «Gesetz der Überfremdung deklassierter Berufe». Der Prozentsatz der Juden in der Industrie, im Bankgewerbe, im Handel und in anderen freien Berufen war im östlichen Deutschland erheblich höher als in Westdeutschland oder in den Hansestädten. Bei der Prüfung der Judenfrage, die in den Nachkriegsjahren als Folge der Osteinwanderung und der allgemeinen Wirtschaftslage einsetzte, stellten sich nun die hohen Anteilsätze heraus, mit denen die Juden am wirtschaftlichen und geistigen Leben in Deutschland beteiligt waren. Es war für die Propaganda leicht, auf Grund dieser Feststellungen einerseits den Anteilsatz als untragbar zu bezeichnen, andererseits die Juden für den wirtschaftlichen und politischen Niedergang Deutschlands verantwortlich zu machen. Auch hier fand die Propaganda Streichers im «Stürmer» vorgepflügtes Feld. So wenig Anklang die Rassenfrage als solche fand, so gross war das Gehör, das ihrer Auswirkung auf das Judenproblem entgegengebracht wurde.

Rosenbergs Verlautbarungen fanden nicht viele Leser. Der «Stürmer», der die Wiederbelebung des Antisemitismus ausnutzte, Öl ins Feuer goss und jahrelang eine ununterbrochene Hetze betrieb, wurde verschlungen. Er wurde amtlich gefördert und musste in «Stürmerkästen» auf öffentlichen Plätzen und in Behörden ausgehängt werden. Nur wenige Stellen hatten den Mut, sich schon aus Reinlichkeitsbedürfnis diesem Zwang zu entziehen. Nur selten gelang es, ein kurzes Verbot zu erreichen, wenn einmal ein allzu aufreizender Beitrag zu Protesten des Auswärtigen Amtes, der Wirtschaftsressorts, manchmal sogar des Propagandaministers bei Hitler geführt hatte. Anders als bei der Kirchenfrage hat dieser bei den Juden von Anfang an ein «Endziel» im Auge gehabt. Die verschiedenen Stationen und die da-

bei abgegebenen Erklärungen hatten nur taktische Bedeutung. Die Judenfrage war einer der Punkte, über die mit Hitler nicht zu sprechen war. Argumente der Vernunft und der Menschlichkeit richteten nichts aus. Deshalb hielt er Streicher auch gegen die Angriffe aus der eigenen Partei die Stange. Es wirkte mit, dass Streicher einer der ältesten Parteigenossen war, dass er den Gau Franken für den Nationalsozialismus erobert hatte, dass er als Hausherr auftrat, wenn in der Gauhauptstadt Nürnberg die Parteitage abgehalten wurden. Streicher war der Urheber der Nürnberger Gesetze von 1935. In ihnen wurden die Gedanken verwirklicht, die er seit Jahren im «Stürmer» vertreten hatte. Aber Streicher blieb dabei nicht stehen. Im Jahre darauf tat er den folgenschwersten Schritt: von 1938 an zögerte er nicht mehr, in seinen Hetzartikeln dazu aufzurufen, die Juden «mit Stumpf und Stiel» auszurotten. Er trägt ein vollgerüttelt Mass von Schuld an den Geschehnissen, die in ihrer Schrecklichkeit nur einer verderbten Phantasie entspringen konnten und zu den furchtbarsten Verfolgungen gehören, die religiöser und politischer Fanatismus in der Geschichte der Menschheit je heraufbeschworen hat. An seinen schmutzigen Händen klebte das Blut von Millionen; in furchtbarer Vergeltung ist es wieder über das Volk gekommen, das einst voll geheimer Lust, Neugier oder stillem Abscheu vor den Pamphleten des Verbrechers gestanden hat.

#### DER BRAUNE KOLLEKTIVIST

#### ROBERT LEY

Der Reichsorganisationsleiter der Partei und Leiter der Deutschen Arbeitsfront, Robert Ley, besass eine Vorliebe für den Alkohol. Die chronische Heiserkeit, die er sich dadurch zugezogen hatte, und das Stottern, das ihn in Augenblicken der Erregung überfiel, stellten die Zuhörer bei den langen Reden, die er mit grossem Aufgebot von Lungenkraft und Leidenschaft hielt, auf eine harte Geduldsprobe. Zur Qual wurde seine Suada durch die grotesken Übertreibungen, in denen sich Ley bei der Auslegung der Parteiziele und der Darstellung der eigenen Leistungen gefiel. Im Krieg beschwerte er sich darüber, dass man ihm, der im ersten Weltkrieg Fliegerleutnant gewesen war, nicht das Kommando über eine Heeresgruppe anvertraut habe. Sein Privat-

leben erregte selbst bei Parteigenossen mit weitem Gewissen Ärger. Er wechselte mehrfach seine Ehepartnerinnen. Für die Gunst einer schönen Frau, sagte er, könne ihm die ganze Seligkeit, die den Christen von ihren Pfaffen verheissen werde, gestohlen bleiben. Die Glückswelle, die ihn emporgetragen hatte, benutzte er, um sich hemmungslos zu bereichern. Von Hitler liess er sich eine Dotation von 1 Million Reichsmark geben, wurde Grossgrundbesitzer und liess sein Gut nach den Grundsätzen biologisch-dynamischer Bodenbehandlung bewirtschaften. Den hohen Ernteerträgen, die er mit Stolz als das Ergebnis «lebensgesetzlicher» Betriebsführung rühmte, half allerdings sein Inspektor heimlich mit kräftigen Zutaten des verpönten künstlichen Düngers nach.

Diesen Mann betraute Hitler mit der Lösung der sozialen Frage durch einen «deutschen Sozialismus». Die Verbindung der nationalen und der sozialistischen Idee, der Friedensschluss zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft war die Forderung der Partei, die ihr zahlreiche Idealisten als Anhänger zuführte. Der soziale Kampf war in Deutschland mit einer Schärfe geführt worden, die auf beiden Seiten Hass weckte. Weite Kreise des Bürgertums sahen in den Sozialdemokraten asoziale Elemente, die Arbeiter im Bürger den kapitalistischen Bourgeois, dem jede menschliche Empfindung fremd sei. Die Versuche von Naumann und Stöcker, die Gegensätze durch die Gründung einer Arbeiterpartei zu überbrücken, welche sich vom Marxismus abkehrte, blieben erfolglos. Die Bemühungen, im Verein für Sozialreform eine Plattform zu schaffen, auf der das soziale Problem vom politischen Materialismus gelöst werden könnte, erreichten nicht das englische Vorbild der Fabian Society. Der Tätigkeit der Gewerkschaften, die nicht auf politische Fernziele, sondern die praktische Kleinarbeit der Besserung der Lebensbedingungen gerichtet war, wurde durch den «Herr-im-Haus-Standpunkt» der Industrie, die Abneigung der Behörden, mit Gewerkschaftsvertretern zu verhandeln, und durch die Radikalen, die im Opportunismus der Gewerkschaften Verrat an heiligen Grundsätzen witterten, Hindernisse in den Weg gelegt. Der politische Kampf zwischen dem Proletariat und dem Bürgertum griff mehr und mehr auf die gesellschaftlichen Beziehungen über.

Als sich im Jahr 1914 die Sozialdemokraten unter Ebert an der Verteidigung des Vaterlandes beteiligten, fühlte sich das deutsche Volk

zum erstenmal auch innerlich geeinigt. Der Kaiser wurde zum Dolmetsch des Volksempfindens durch das geflügelte Wort: «Ich kennt keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!» Aber die Frontkameradschaft zerbrach in den Nachkriegswirren, die Einigkeit zerschellte in den Parteikämpfen, die erbitterter ausbrachen denn je Versuche eines neuen Brückenschlags, wie August Winnigs Gründung der Altsozialisten, führten zu keinem Ergebnis. Da rief Adolf Hitler zur Volksgemeinschaft auf, sie sollte die Grundlage und den Inhalt seiner Bewegung bilden. Hier schien ein neues Ufer zu winken. Bisher hatte man versucht, bei den sozialistischen Parteien auch etwas Nationalismus, bei den nationalen auch etwas Sozialismus zu verwirklichen. Jetzt sollte der trennende Graben ganz beseitigt werden; Sozialismus und Nationalismus, die sich so lange bekämpft hatten, mussten zu einer Einheit verschmolzen werden. Die Parole zündete; Jugend. Frontsoldaten, Idealisten folgten dem, der sie ausgegeben hatte.

Auf zwei Eigenschaften Robert Leys gründete Hitler seine Wahl: er besass Organisationstalent, das er in der Partei bewährt hatte, und er war ein sozialer Revolutionär, der den «Sozialismus» des Parteiprogramms mit besessenem Eifer vorwärts trieb. Leys Wirken ging vor ursprünglich gesunden Überlegungen aus. In dem Bestreben, durch «Schönheit der Arbeit» den sozialen Frieden zu fördern, wurden Gedanken John Ruskins verwirklicht, von dem Ley schwerlich etwas gewusst hat. Mit «Kraft durch Freude» waren überlautes Getön und unschöne Nebenwirkungen verbunden, aber vielen Teilnehmern blieben die Fahrten in bleibender Erinnerung, und wo die K.d.F.-Schiffe im Ausland sich zeigten, riefen sie ein oft mit Neid verbundenes Staunen über die sozialen Leistungen des neuen Deutschland hervor. Die Arbeitsfront wurde durch den Gewaltakt der Zerschlagung der Gewerkschaften, denen das Vermögen weggenommen wurde, errichtet, aber ihre praktischen Pläne erschienen zunächst als ein beachtlicher Beitrag zur Sozialpolitik. Nach Leys Ansicht war die industrielle Leistung in Deutschland steigerungsfähig, wenn im Einzelbetrieb das Gefühl für das Gemeinsame geweckt wurde, wenn man den Arbeiter an der Leistungserhöhung interessierte und sie ihm technisch erleichterte. Er sah in den Massnahmen, die zur Erreichung dieses Ziels notwendig waren und die naturgemäss eine Anlaufzeit erforderten eine wichtigere Aufgabe als in Sauckels Unternehmen, neue, fremde

Arbeitskräfte heranzuholen. Eine fürsorgliche Sozialreform betrachtete er als die erste Voraussetzung für hohe Leistungen. So verlangte er eine allgemeine Altersversorgung an Stelle der Invaliditäts- und Altersversicherung. Ein «Gesundheitswerk» sollte dem deutschen Volk eine kostenlose ärztliche Behandlung bringen, es hätte die Ärzte zu Beamten gemacht. Durch die Akademie des Bauwesens erwarb sich Ley Verdienste um die Normalisierung und Typisierung der Baustoffe und -methoden.

Aber Ley war nicht nur ein Sozialist, er stand unter den führenden Nationalsozialisten auch dem Bolschewismus am nächsten. Wie in seinem persönlichen Leben blieb er in seinem sozialen Planen dem Grobmateriellen verhaftet. Er war der Mann der Vermassung und des Kollektivs. Er überliess die Erholung nicht dem individuellen Geschmack, sondern erfand die «Freude durch Zwang». Der Gipfel wurde in den kilometerlangen Hotels am Ostseestrand in Binz auf Rügen erreicht; für den Erholungsuchenden war durch eine minutiöse Pfennigkalkulation, an die Ley die besten Sachverständigen der grossen Schifffahrtslinien gesetzt hatte, ein ausserordentlich niedriger Kostensatz gesichert, aber vier Menschen mussten sich in 1 qm Strand teilen. Ley schaltete bei seiner Altersversorgung wie bei seinem Gesundheitswerk die Eigenart und die Freiheit des Einzelnen bewusst aus. Er bevorzugte grundsätzlich die Mietskaserne vor dem Familienhaus, dessen Bewohner lieber im eigenen Gärtchen arbeiteten, statt dem Gongschlag zu folgen, der die Insassen der Grosshäuser zum Gemeinschaftsabend zusammenrief. Denn auch die «Freizeitgestaltung» – schon das Wort war symptomatisch für den Kollektivgedanken – wurde reglementiert. So wurde im Ley'schen Zukunftsreich, das er nicht mehr bis zu seinen letzten Zielen hat ausbauen können, für die Menschen gesorgt, von der Wiege bis zur Bahre, nur für ihr originales Leben blieb ihnen weder Zeit noch Raum. Sie erkaufte Sicherheit durch Verzicht auf Individualität, an die Stelle der Freiheit trat eine öde Gleichmacherei. An Ley vollzog sich das geschichtliche Gericht, dass er dem Bolschewismus innerlich verfiel, den er äusserlich bezwungen zu haben glaubte.

Im «Angriff» veröffentlichte er Artikel, deren moralischer und geistiger Tiefstand selbst vom «Stürmer» kaum überboten wurde. Nach dem 20. Juli 1944 verlangte er in Hasstiraden, die sich überschlugen,



die Sippenühne für alle Angehörigen der Attentäter. Es war dies das erste Alarmzeichen für den beginnenden Wahnsinn, der in Bormanns Todesbefehlen sein Ende fand. In den letzten Kriegsmonaten forderte Ley die Fortsetzung des Krieges mit allen Mitteln. Habe der Tapfere keine Panzerfäuste, benutze er die eigene Faust. Von der Natur seien allen Wesen Mittel zum Widerstand mitgegeben worden; selbst der Hase habe seine Schnelligkeit. Ley war der Ochsenfrosch der Partei. Er hatte sich derart aufgepumpt und liess eine so gewaltige Stimme ertönen, dass man glauben sollte, er sei ein grosses Tier. Als er nach dem Zusammenbruch zu seiner natürlichen Grösse zusammengeschrumpft war, blieb ein kleiner Mensch übrig, bei dem man nicht mehr begriff, warum er einmal eine so grosse Rolle hatte spielen können. Er hat sich im Gefängnis erhängt.

### *13. Kapitel*

## **DIE GENERALITÄT ZWISCHEN WIDERSTAND UND GEHORSAM**

DER LETZTE NACHFAHR MOLTKE'S

### **LUDWIG BECK**

Als ich, Ordonnanzoffizier einer Reservedivision im ersten Weltkrieg, mit einer neuen Nachbargruppe telefonierte, meldete sich der Generalstabsoffizier, Hauptmann Beck. Man sagte mir, diesen Namen müsste ich mir merken; denn wie auch immer der Krieg ausginge und ob wir danach eine grosse oder eine kleine Armee haben sollten, Chef des Generalstabes werde bestimmt dieser Hauptmann Beck sein. In solchem Ansehen stand er bei denen, die ihn von der Kriegsakademie oder dem Generalstab her kannten. Er schien also für die Stellung, der die grossen Persönlichkeiten Moltkes und Schlieffens etwas Legendäres verliehen hatten, vorbestimmt zu sein. Mit der gebeugten Haltung und dem schmalen, gefurchten Gesicht war er dem alten Moltke auffallend ähnlich. Es mag sein, dass er die Ähnlichkeit sogar ein wenig

gepflegt hat; es ist dies dann wohl die einzige Eitelkeit des bescheidenen Mannes gewesen. Das «mehr sein als scheinen», das Moltke einst zum Leitsatz des deutschen Generalstabes gemacht hatte, erfüllte der erste Chef des Generalstabes im wiedererstandenen Heer in vollkommener Weise. In der Öffentlichkeit trat er nicht auf, bei Kundgebungen sprach er nicht, in der Wochenschau war er nicht zu sehen; wenn sein Name einmal in der Presse und im Rundfunk genannt wurde, fragten viele: «Wer ist Beck?» Aber im Heer, vor allem in seinem Generalstab, redete man nur in Ausdrücken bewundernder Verehrung von dem in der Stille schaffenden Chef. Diese Verehrung zollte man ebenso sehr seiner geistigen Weite und der menschlichen Lauterkeit wie seinem fachlichen Können, dem man nur noch Mansteins Fähigkeiten an die Seite setzte.

Er konnte nicht zeigen, ob er auch etwas von dem Feldherrngenie Moltkes besass. Wohl empfand er eine fast künstlerische Freude an dem exakt durchdachten Entwurf eines strategischen Plans. Wie einst Schlieffen war er in seiner Generation der einzige, dem man Genie zuerkannte. Doch hatte er nicht die ironische Schärfe des Cannae-Dogmatikers. Er besass auch nicht dessen entschlossene Einseitigkeit. Dem durchgegeistigten Mann genügte das «Nur-Soldat-Sein» nicht. In ihm wirkte wie im alten Moltke etwas Musisches, das in der Beherrschung der Sprache wie in der Verwirklichung von Ideen nach Ausdruck strebte. Doch auch darin folgte er Moltke, dass er sich Grenzen zog und seiner Phantasie ein Mass bestimmte. Der Nachfahr geriet in einer Selbstbescheidung, die sich von jeder Form des Hochmuts und der Forscheit abwandte, bisweilen sogar in die Gefahr, die eigene Leistung zu unterschätzen. So war er bei allem Bewusstsein seines Wertes eher geneigt, hinter Männer stärkerer Vitalität zurückzutreten. Sein Verhältnis zu Hitler ist von dem Streben, im Hintergrund zu bleiben, ebenso beeinflusst wie sein Verhalten am Nachmittag des 20. Juli 1944 gegenüber Stauffenberg, der ihm an Erfahrung und menschlicher Reife nicht gleichkam.

Beck hatte die undankbare Aufgabe, bei allen aussenpolitischen Schachzügen, mit denen Hitler von 1955 an die Welt in Atem hielt, die warnende Stimme des unbequemen Mahners erheben zu müssen. Unbeirrt durch den Erfolg, den der Führer jedesmal für sich geltend machen konnte, vertrat er auch beim nächstenmal seine abweichende Meinung

in ihm war das militärische Gewissen lebendig, das sich für die Zwecke, zu denen das Heer verwandt werden sollte, verantwortlich fühlte. Er wollte die Wehrmacht zwar nicht in die Politik gezogen wissen, verlangte auch nicht Einfluss auf die Aussenpolitik, wohl aber forderte er die Beteiligung des Generalstabes, wenn über Krieg oder Frieden entschieden wurde.

Mit dem Generalobersten von Fritsch hatte Beck eine Reihe sachlicher Differenzen, die vor allem den Generalstab betrafen, den er nicht einfach in die Handlangerstellung des technischen Beraters herabgedrückt sehen wollte. Er betrachtete den Generalstab als das, was er unter den grossen Chefs der Vergangenheit gewesen war: die Erziehungsstätte militärischer Führerpersönlichkeiten und das schöpferische Gehirn des Heeres, und er wollte ihm diese Stellung und Aufgabe erhalten. Trotz solcher Meinungsverschiedenheiten war das persönliche Verhältnis Becks zu Fritsch ein herzliches, während er mit Blomberg keine Berührung hatte und seine Beziehungen zu Fritschs Nachfolger Brauchitsch nicht frei von Spannungen waren. Vor diesem zog er sich zurück und vergrub sich in sein Arbeitszimmer, so dass Brauchitsch mehr und mehr seinen Stellvertreter, Halder, heranzog und der Generalstab bei aller Verehrung für den grossen Chef sein weiteres Bleiben nicht als Gewinn anzusehen begann. In die Achtung mischte sich ein leises Gefühl der Ungeduld, das in seiner weltabgewandten Zurückhaltung Schwäche witterte.

Hitler hatte in der Zeit, als er noch den Generalen Hochachtung entgegenbrachte, auch für Beck ein Gefühl der Bewunderung, obwohl – oder vielleicht weil –, er ihn so selten sah. Die Feststellung, dass Beck in den Jahren 1933-1938 Hitler nur einmal fünf Minuten lang über Landesverteidigung und Kriegführung habe vortragen dürfen, enthält einen Vorwurf gegen Beck selbst. Wohl hatte sich die Stellung des Chefs des Generalstabes insofern geändert, als er nicht mehr das Recht des Immediatvortrags beim Obersten Kriegsherrn besass. Zwischen Hitler und dem Chef standen vielmehr zwei Organe, der Reichskriegsminister und der Oberbefehlshaber des Heeres, Blomberg und Fritsch, und nach der Umorganisation von 1938 *eine* Stelle, der Oberbefehlshaber des Heeres, Brauchitsch. Aber gerade wenn und weil Beck die Verantwortung des Generalstabes so hoch bewertete, musste er alles versuchen, sich bei Hitler persönlich Gehör zu verschaffen.

Das war, wenn Hitler nicht wollte, nicht leicht. Die ihn umgebende Kamarilla schob sich dazwischen. Da wurden Termine für einen Vortrag angesetzt und plötzlich wieder aufgehoben. So wurde der Gehörsuchende müde gemacht, bis er den Weg der Denkschrift wählte und das oft als eine Erleichterung empfand, weil ihm ein Gespräch mit Hitler im tiefsten Herzen zuwider war. Aber gerade bei Hitler ersetzte eine Denkschrift, wenn er sie überhaupt las, nicht das gesprochene Wort, Sie konnte Becks Gewissen beruhigen, aber Hitler nicht beeinflussen. Man kann es Beck nachfühlen, dass er sich selbst bei seiner grossen Warnung, in der er im Sommer 1938 alle Bedenken gegen Hitlers Politik zusammenfasste, auf den schriftlichen Weg beschränkte. Seinem bescheidenen, glasklaren Geist fehlte die Brücke zu Hitler dem die Wahrheit ein Instrument, Objektivität ein «Fimmel» war. Beck konnte sich nicht in einer Hitler verständlichen Sprache ausdrücken, und seine im Generalstab geschulte Sachlichkeit mass den geschriebenen Wort einen höheren Wert bei als dem gesprochenen.

Im Jahre 1938 besuchte Beck den französischen Generalstab und hielt sich mehrere Tage in Paris auf. Nach seiner Rückkehr wurde er sofort zu Hitler bestellt, der begierig war, von ihm etwas über den Stand der Rüstung und die Verfassung der Armee in Frankreich zu hören. Beck hob in seinem Bericht hervor, dass die Franzosen militärisch einen Vorsprung hätten, den Deutschland in Jahren nicht aufzuholen vermöchte. Hitlers Frage, ob Beck wirklich glaube, dass zur Zeit die französische Armee der deutschen überlegen sei, bejahte Beck und gebrauchte dabei die Worte, die französische Armee würde im Kriegsfall die deutsche «durch Sonne, Mond und Sterne jagen». Wenn Beck diese Ansicht tatsächlich gehabt hat, befand er sich in einem Irrtum, der sich nur aus seiner vorsichtigen Art, die Dinge langsam reifen zu lassen, und seiner Bescheidenheit, die das Erreichte lieber unter- als überschätzte, erklären lässt; er hatte aber insofern Recht, als das deutsche Heer weder 1938 noch 1939 kriegsbereit war. Wenn er jedoch Hitler dadurch beeinflussen und von Kriegsabsichten abbringen wollte, konnte er keine ungeeignere Form finden. Die einzige Folge dieses Gesprächs war der Entschluss des Führers, sich von diesem Generalstabschef zu trennen.

In den Jahren der Aufrüstung hatte Hitler die Erfahrung zu machen geglaubt, dass irgendwo in der Armee seinen Ideen, die eine Techni-

sierung und moderne Bewaffnung des Heeres verlangten, Widerstand geleistet werde. Er sah die Zentrale dieses Widerstands im Waffenamt, geriet aber je länger je mehr zu der Auffassung, dass hinter der Opposition Beck persönlich stand. Sein Misstrauen verstärkte sich, als er um die Wende 1937/1938 bei der Generalität überhaupt grundsätzliche Einwände gegen seine politische Konzeption feststellte. Die Aussprache mit Beck über Frankreich gab den Ausschlag, zumal Beck in seiner Denkschrift eingehend begründete, dass die Wehrmacht im Falle eines Konflikts mit der Tschechoslowakei den Schutz des Reiches nicht garantieren könne, wenn Frankreich mit in den Krieg eintrete.

Beck, der noch während der Fritsch-Krise auf eine Läuterung des Nationalsozialismus auf evolutionärem Wege hoffte und in einem Gespräch mit Halder die Worte gebrauchte: «Meuterei und Revolution sind Worte, die es im Lexikon eines deutschen Soldaten nicht gibt!», äusserte nach seiner Entlassung, seine vorsichtige Art könne eben mit Hitlers Politik nicht mit; die bisherigen Erfolge gäben dem Führer Recht, er könne nur wünschen, dass es so bleibe. Dieses Urteil entsprach der Bescheidenheit des Mannes. Sein Gewissen zwang ihn aber, dem eigenen Grundsatz zuwider an die Spitze der Widerstandsbewegung zu treten, als er mit steigender Bitterkeit sah, dass politische und militärische Fehler das Werk, an dem er mitgearbeitet hatte, zu zerstören und Deutschland in den Untergang zu treiben drohten. Dass diese Bitterkeit ihn im tiefsten Herzen ergriff, dafür zeugt seine Teilnahme an dem gerade *seiner* Art fernliegenden Attentat des 20. Juli, bei dem ihn nicht Ehrgeiz oder das Gefühl der Kränkung, sondern allein die Sorge um Volk und Vaterland bewegte. Beck war für den Fall, dass das Attentat gelang, als Reichspräsident vorgesehen. Als das Misslingen feststand, während die Verwegenen das Unmögliche noch zu erzwingen trachteten, die Nachdenklichen ratlos zu werden und die Lauen ihre Haut in Sicherheit zu bringen begannen, setzte er seinem Leben ein Ende, um nicht den Schergen Hitlers in die Hand geliefert zu werden.

## DER PARTEIGENERAL

### WERNER VON BLOMBERG

«Seeckts Reichswehr» war eine vorzügliche Schule für militärische Fachmänner, weniger für starke Charaktere. Der Freiherr Werner von Blomberg war ein typisches Ergebnis dieser Erziehung. Der schlanke Mann mit dem hohen Wuchs, dem kleinen Kopf und den frischen Augen, der erste, der die Bezeichnung eines Reichskriegsministers trug und von Hitler zum Feldmarschall befördert wurde, hatte in seinem Wesen, das Entgegenkommen mit Würde verband, auf den ersten Blick etwas zugleich Gewinnendes und Imponierendes. Er hatte sich im Weltkrieg als Generalstabsoffizier den «Pour le mérite» erworben; er war unter Brüning als für schwierige Verhandlungen besonders geeignet auf die Abrüstungskonferenz nach Genf geschickt worden. Es musste also etwas an diesem General sein, den sich Hitler unmittelbar aus Genf kommen liess, um ihn zum Kriegsminister zu machen. Blomberg hat Hitler in Treue und rückhaltlosem Vertrauen gedient, und Hitler, der in ihm die Brücke zur Armee sah und durch ihn die ganze Wehrmacht zu seiner, des Führers Wehrmacht zu machen hoffte, hat ihm mit gleichem Vertrauen erwidert. Es war Blombergs Verdienst, dass er durch dieses gute Verhältnis einen unmittelbaren Einfluss der Partei auf das Heer ausgeschaltet hat. Man erkannte das im Heer selbst nicht immer an, und nahm Blomberg übel, dass er, um dieses Ziel zu erreichen, Hitler allerhand Zugeständnisse machte, etwa in der Uniform oder in der Art des militärischen Grusses. Man gab ihm deswegen den boshafte Spitznamen des «Gummilöwen». Blombergs Schuld lag nicht in den Äusserlichkeiten, in denen er der Partei entgegenkam. Hatte Schleicher einst in der «Wehrmachtspolitik» des Guten zu viel getan, so tat Blomberg darin zu wenig. Er hatte durch seine Stellung, durch das Gewicht der hinter ihm stehenden Armee, durch das Vertrauen, das Hitler ihm entgegenbrachte, die einzigartige Möglichkeit, der Anwalt der Vernunft und des Rechts zu sein. Dies war auch die historische und moralische Verpflichtung, die ihm oblag und deren Erfüllung das Volk von den Generalen erwartete. Aber Blomberg war nicht Persönlichkeit genug, um sich neben Hitler behaupten zu können. Es gebrach ihm an der

Festigkeit des Charakters, er unterlag vielerlei Einflüssen und daher auch der magischen Wirkung des Führers. Hitler war ihm auch geistig überlegen, und der schwankende, zu romantischen Vorstellungen neigende General, der einmal schon im Bolschewismus Zukunftsmöglichkeiten gefunden zu haben wähnte, befreundete sich mit den Ideen des Nationalsozialismus. Das war der Grund, aus dem der steigende Gegensatz zum Oberbefehlshaber des Heeres, dem Freiherrn von Fritsch, erwuchs, dessen Ernennung Hindenburg gegen Blomberg und Hitler erzwungen hatte. Wohl hat Blomberg Hitler manche Klagen vorgebracht, die nicht den militärischen Bereich betrafen, auf Grund seines guten Verhältnisses zum Führer hat er auch manche Besserung im einzelnen erreicht. Aber er ging nicht aufs Ganze. Für eine mannhafte Kritik an den jedem Rechtsgefühl widersprechenden Zuständen fehlte ihm die Einsicht und die Festigkeit. In einen Gegensatz zu Hitler geriet er erst, als er am 5. November 1937, dem Tag des «Hossbach-Protokolls», Hitlers Kriegspolitik widersprach. Da er an diesem Tage auch an Görings Vierjahresplan Kritik übte, verletzte er dessen Eitelkeit so sehr, dass dieser, der längst schon die Fülle seiner Ehren mit der Stellung des Kriegsministers zu krönen trachtete, fortan auf Blombergs Sturz hinarbeitete.

Die Heirat Blombergs im Februar 1938 spielte Göring den Trumpf in die Hände. Hitler und Göring, denen Blomberg mitgeteilt hatte, dass seine Frau aus kleinen Verhältnissen stamme, nahmen daran keinen Anstoss und wurden Trauzeugen. Göring hatte vor der Hochzeit Blomberg von einem Nebenbuhler befreit, dem er Devisen zur Auswanderung verschaffte. Nachher übergab er Hitler Unterlagen, aus denen Einzelheiten über ein anstössiges Vorleben der Frau hervorgingen. Hitler fühlte sich hintergangen und blamiert. Er liess den Justizminister Gürtner rufen, der ihm bestätigte, dass Blomberg die Ehe anfechten könne. Im Auftrag Hitlers begab sich Gürtner zu Blomberg, klärte ihn über die Vergangenheit seiner Frau auf und eröffnete ihm, dass er das Amt des Kriegsministers nach der Trennung von seiner Frau fortführen könne. Blomberg lehnte ab, die Ehe anzufechten, weil er sich an seine Frau gebunden fühle. Blomberg selbst hat später dem Rechtsanwalt Graf Goltz mitgeteilt, Göring habe ihm gesagt, die Ehe könne zwar annulliert werden, aber als Kriegsminister sei er durch die Vorgänge unhaltbar geworden; unter diesen Umständen habe er keine



Veranlassung gesehen, die Lösung seiner Ehe, die sehr glücklich gewesen sei, in Erwägung zu ziehen.

Nicht in der Heiratsaffaire liegt der eigentliche Fehler Blombergs, sondern darin, dass er, als ihn Hitler nach einem geeigneten Nachfolger fragte, anregte, Hitler selbst möge die Stellung des Reichskriegsministers übernehmen. Es sei in der Wehrmacht kein geeigneter Nachfolger vorhanden. Blomberg hat den verhängnisvollen Vorschlag wohl auch aus Animosität gegen die Generale gemacht, deren Abneigung er fühlte und die sich in der Heiratsfrage einhellig gegen ihn gestellt hatten. Er spielte Hitler die ganze Macht zu, die er als Reichskriegsminister in seiner Hand vereinigte. Damit fiel auch die Wehrmacht als Gewicht gegen die Diktaturpläne Hitlers weg.

#### DER KÄMPFER OHNE TADEL

#### WERNER VON FRITSCH

«Ich fand einen Trümmerhaufen vor.» So beschreibt Fritsch den Zustand, in dem er sein Amt als Chef der Heeresleitung übernehmen musste. Er liebte eine drastische Sprache, hielt wenig von diplomatischen Umwegen und war härter als Blomberg. Er war auch nicht gewillt, die Zügel schleifen zu lassen wie sein Vorgänger Hammerstein. Zu dessen Zeit hatte sich Blomberg angewöhnt, auch in die Befugnisse des Heeres hineinzuregieren. Das war es, was Fritsch mit dem «Trümmerhaufen» meinte, den er aufräumen wollte. Der federnde kleine Mann mit dem nicht wegzudenkenden Einglas hatte nicht die maskenhafte Undurchdringlichkeit Seeckts, vielmehr ein beinahe jugendlich offenes Wesen. Er war ein Mann nach dem Herzen des Heeres, das in Fritsch den Widerpart zu dem im Fahrwasser der Partei segelnden Reichswehrminister und dem Leiter des Ministeramts, dem tüchtigen, sportlichen, aber auch ehrgeizigen und politisch bedenkenlosen General von Reichenau erblickte. Dem Heer allein galt die Liebe und Fürsorge des Generals von Fritsch, der nicht Politiker war, nur Soldat, aber Soldat und Offizier im besten Sinne des Wortes, eine Kämpfernatur, die auf dem Schlachtfeld gelassen der Gefahr ins Auge blickte, aber auch im Frieden die «Zivildourage» aufbrachte und bewährte, die bei Generalen nicht seltener mangelt als bei Zivilisten.

Für ihn kam es bei der Wiederaufrüstung mehr noch als auf die zahlenmässige Vermehrung darauf an, den alten Soldatengeist auch dem neuen Heer einzupflanzen. Seine konservative Gesinnung liess ihn der Partei skeptisch begegnen. Er scheute sich nicht, Dinge, die seiner geraden Natur und seiner christlichen Überzeugung zuwiderliefen, beim Namen zu nennen. Im Kampf der Partei gegen die Kirchen nahm er Stellung, ohne zu schwanken. Der Freiherr von Fritsch war ein Christ, der sich nicht nur aus alter Tradition zum Glauben der Väter bekannte oder weil die Religion dem Soldaten das tapfere Sterben erleichterte, sondern aus einer lebendigen, wirklichkeitsnahen Frömmigkeit. Der sonntägliche Gang in die Garnisonskirche war ihm kein frommer Brauch, sondern ein aufrichtiges Bekenntnis. Als Oberbefehlshaber des Heeres blieb er nicht im militärischen Denken stecken. Er dachte zugleich kirchenpolitisch, als er den Heeresbischöfen eine der anderen Bischöfen gleichgestellte Kirchenwürde erkämpfte und das Heer zu einem Port zu machen versuchte, der dem Glauben Schutz vor den Stürmen des Kirchenkampfes bot. Von der protestantischen Heereskirche aus, an die sich der Kirchenstreit nicht wagte, wollte er zugleich die Einheit der Evangelischen Kirche fördern. Er sah den Feldebischof Dohrmann als künftigen Reichsbischof.

Seiner militärischen Tätigkeit hat dieses Interesse an der Kirchenpolitik keinen Eintrag getan. Es hat auch seiner Autorität nicht geschadet, die er bei Offizieren und Soldaten besass. Aber an anderen Stellen schuf er sich erbitterte Feinde. So begann bald der Beliebtheit, die er beim Heer genoss, die Feindschaft zu entsprechen, die man in der Partei – vor allem aber in bestimmten Kreisen der SS – gegen den «gefährlichen Reaktionär» hegte. Zwischen ihm und Hitler gab es von Anfang an kein Vertrauen. Hitler fühlte die Gegensätze, die zwischen dem Oberbefehlshaber des Heeres und dem Reichskriegsminister bestanden. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, dass Fritschs Antagonismus gegen Blomberg nicht bloss Fragen des Aufbaus und der Vermehrung des Heeres betraf, sondern tiefere Gründe hatte und dass er sich letztlich gegen ihn selbst richtete. Er begann Fritsch vorzuwerfen, dass er die Aufrüstung des Heeres nicht energisch genug betriebe. Der Vorwurf war nicht berechtigt, oder nur insofern, als Fritsch aus wohlwollenden Gründen dem Geist und Kampfwert der Truppe grössere Bedeutung beimass als der Zahl. Der Gegensatz brach aus, als

Fritsch, an diesem Tage und in dieser Frage mit Blomberg einig, am 5. November 1937 sich offen gegen Hitlers Kriegspolitik aussprach. Von diesem Augenblick an war Hitler entschlossen, den Mann, der ihm längst unbequem geworden war, aus seiner Stellung zu entlassen. Als im Januar 1938 Blomberg verabschiedet wurde, wäre Fritsch der gegebene Nachfolger gewesen. Das wollte Hitler vermeiden, das wollte Göring, der selbst auf die Stellung des Reichskriegsministers ein Auge hatte, verhindern, das wäre auch für Himmler und den Gestapochef Heydrich, der Fritsch mit glühendem Haß verfolgte, ein vernichtender Schlag gewesen. Heydrich sammelte gegen »suspekte« Männer von langer Hand Material, das nach Bedarf hervorgeholt werden konnte. Auch gegen Fritsch hatte er eine Akte vorrätig, die Aussage eines übelbeleumundeten Subjekts, die den General anormaler Neigungen bezichtigte. Hitler behauptete später, von dem Vorwurf schon länger gewußt, aber ihn bis dahin als unbeachtlich beiseite geschoben zu haben. Als Fritschs Feinde jetzt ihre »Beweise« vorlegten, griff er mit Freuden zu. Das Ehrenwort des Generals galt ihm nichts. Fritsch wurde mit dem Verleumder konfrontiert, der bei seiner Behauptung blieb. Göring spielte vor Hitlers Adjutanten, dem Obersten Hoßbach, der sich mannhaft für Fritsch einsetzte, eine Szene: »Er war es, er war es!« Der hinzugezogene Justizminister Gürtner erklärte pflichtgemäß, daß ein Staatsanwalt bei dieser Sachlage Anklage erheben könnte. Hitler wartete das Ergebnis des Verfahrens nicht ab, sondern entließ Fritsch auf den bloßen Verdacht hin. Auf Gürtners Veranlassung klärten zwei Reichsgerichtsräte die Hintergründe auf, das Hauptverdienst hatte dabei der spätere Oberste Heeresrichter Sack, der zu den Opfern des 20. Juli 1944 gehört. Es lag eine »Verwechslung« des Generals mit einem Herrn von Frisch vor. Ein Offiziersgericht unter dem Vorsitz von Göring sprach den General frei von Schuld und Verdacht. Hitler »rehabilitierte« ihn durch die Ernennung zum Chef eines Regiments. Damit war er »ungefährlich«, eine militärische Verwendung fand der Gestürzte nicht mehr.

Die Blomberg-Krise brachte Hitler die Ausdehnung seines Totalitätsanspruchs auf die Wehrmacht. Die Fritsch-Krise brach der Generalität moralisch das Rückgrat. Daß ihr tapferster Vertreter zu Beginn des Kriegs mit dem Regiment, dessen Chef er war, ohne ein Kommando an die Front ging und vor Warschau den Soldatentod fand, krönt sein Bild

als das eines Soldaten ohne Tadel. Auf den Generalen blieb der Vorwurf haften, zugelassen zu haben, dass er einem Bubenstück zum Opfer fiel.

#### DER OBERBEFEHLSHABER OHNE EINFLUSS

### WALTER VON BRAUCHITSCH

Nach Fritschs Entlassung nannte Hitler dem ältesten der Generale, Rundstedt, den er zu einer Besprechung zu sich entboten hatte, den General von Reichenau als Nachfolger, und da Rundstedt diesen als unannehmbar für das Heer bezeichnete, den General von Brauchitsch. Hitler beklagte sich dabei bitter über die Generale. Er allein habe die Aufrüstung «durchdrücken» müssen. Die oberste militärische Führung habe sich immer gesträubt und vorgebracht, es gehe zu schnell. Sein Verhältnis zu den Wehrmachtsteilen pflegte Hitler folgendermassen zu kennzeichnen: «Ich habe ein reaktionäres Heer, eine kaiserliche Marine und eine nationalsozialistische Luftwaffe.» Göring sagte mir später einmal, nur Rundstedt oder Brauchitsch seien als Nachfolger für Fritsch in Betracht gekommen. Doch Rundstedt, der schon mehrfach das Gruppenkommando, das er führte, altershalber hatte abgeben wollen, den Hitler aber gern hatte und nicht gehen liess, sei schon zu alt gewesen. Als es Jahre später darum ging, Rundstedt das Oberkommando des Heeres, das Hitler nach Brauchitschs Abgang selbst übernommen hatte, zu übertragen, hiess es erneut, er sei überaltert; das hinderte aber nicht, dass er bis 1945 eine Heeresgruppe, zuletzt das Oberkommando West, führte. Göring hatte Brauchitsch als Nachfolger Fritschs dringend empfohlen. Er wollte, eifersüchtig auf seine Stellung als Oberbefehlshaber der Luftwaffe bedacht, keine überragende Persönlichkeit als Oberbefehlshaber des Heeres. Rundstedt, dessen Autorität in militärischen Kreisen er kannte und dessen Beliebtheit bei Hitler er fürchtete, erschien ihm zu gefährlich; mit dem «Kleinen» glaubte er eher fertig zu werden.

Der kaum mittelgrosse Brauchitsch, dessen militärische Straffheit durch die fast leichtathletisch gelockerten Bewegungen gemildert wurde, machte neben Görings Embonpoint und Grossadmiral Raeders etwas faltiger Erscheinung eine gute Figur. Wenn die drei Oberbefehlshaber gemeinsam eine Front abgingen, fanden sie nie den glei-

chen Schritt. Göring plumpte schwer wie ein Panzer dahin, Brauchitsch federte fast tänzerisch daneben, während Raeder im unbeirrbar breiten Gang der Schiffsleute sein eigenes Mass hielt. Brauchitsch war kein nachgiebiger, passiver Mitarbeiter Hitlers, aber auch nicht der mit Betriebsamkeit geladene «Kugelblitz» wie Zeitzler, der 1942 Halder als Generalstabschef des Heeres folgte und sich in einem Jahr an Hitlers Starrsinn zerrieb. Der neue Oberbefehlshaber glich seinem Vorgänger in der Zähigkeit des Willens und der soldatischen Knappheit, die ein stiller Humor erhellte. Doch war er keine Kämpfernatur, und seine sachlichen Entschlüsse lösten sich nicht immer von der Rücksicht auf eigene Wünsche und Sorgen. Als Befehlshaber von Ostpreussen nahm er oft an den zahlreichen Besprechungen in Berlin über Hilfsaktionen für diese Provinz teil. Damals lernte ich ihn kennen, er sprach mit gedämpfter Stimme kurz und klug, er sagte nie ein Wort zu viel. Die Stellung des Oberbefehlshabers des Heeres hatte durch den Fortfall der Institution des Kriegsministers an Bedeutung gewonnen. Es gab zwischen ihm und Hitler keine Mittelinstanz mehr. Zu den Zeiten von Fritsch hatte bei Besprechungen mit Hitler auch in Dingen des Heeres meist Blomberg das Wort geführt. Jetzt fiel Brauchitsch allein die Vertretung des Heeres zu. Seine Kompetenz war grösser, aber auch seine Verantwortung. Hitler zu beeinflussen war jedoch schwieriger geworden. Dessen Misstrauen gegen die Generale hatte zugenommen, seine Achtung vor ihnen war gesunken. Brauchitsch übernahm sein Amt belastet mit dem Odium, die Stelle eines auf einen unbegründeten Verdacht Entlassenen zu besetzen. Er wollte verhindern, dass Blombergs Protégé Reichenau oder gar ein Kandidat Himmlers Oberbefehlshaber wurde. Mit diesen Möglichkeiten musste damals gerechnet werden. Brauchitsch hielt die Übernahme für seine Pflicht, auch Fritsch gegenüber, um das Werk seines Vorgängers zu sichern und die alte Soldatentradition zu erhalten. Doch war er auch nicht frei vor dem Gefühl persönlicher Befriedigung, die höchste Stufe erklimmen zu haben, und erfasste nicht ganz die Grösse der Verantwortung, die ihm damit zufiel.

Nicht lange nach seinem Amtsantritt habe ich Brauchitsch meine Sorgen wegen der innen- und aussenpolitischen Entwicklung dargelegt. Nachdem das Reichskabinett jeden Einfluss verloren hätte, müssten *die* Männer auf die allgemeine Politik einzuwirken suchen, in derer

Hand noch Macht liege. Brauchitsch erwiderte – und ich konnte seinen Einwand wohl verstehen – es sei Sache der Minister, nicht der Soldaten, sich um politische Fragen zu kümmern. Ich hielt ihm entgegen, ich könne Hitler mit 100'000 Angestellten und Beamten der Finanzverwaltung nicht imponieren, hinter dem Oberbefehlshaber des Heeres aber stünden Hunderttausende von Soldaten. Vor dieser Macht habe Hitler Respekt, deshalb sei Brauchitsch verpflichtet, sie auch politisch zur Geltung zu bringen. Brauchitsch sagte, er sei Soldat, nicht Politiker, er könne und wolle nur Soldat sein. Eine andere Haltung widerspreche seiner Art. Er fühle sich nicht befähigt, auf Gebieten, die über seinen Horizont hinausgingen, tätig zu werden. Die Seeckt'sche Erziehung und die eigene Veranlagung hinderten ihn, «seiner Länge eine Elle zuzusetzen».

Im eigenen Aufgabenkreis hat er Hitler wiederholt mutig widersprochen und seinen Standpunkt gewahrt. Doch entsprach es seiner Auffassung über Soldatenpflicht, dass er im August 1939 Oberbefehlshaber blieb, obwohl er den Krieg missbilligte. Er sah nicht, dass die «rein soldatische» Auffassung, die sich den Weisungen der obersten politischen Leitung fügt, eine Grenze hat, und dass dem höchsten Soldaten, dem Oberbefehlshaber, die Verantwortung dafür zufällt, dass das ihm anvertraute Instrument, das Heer, nicht missbraucht wird. Ein ungerechter Krieg ist der schlimmste Missbrauch des Soldatentums. Hielt Brauchitsch den Krieg nicht für notwendig, musste er zurücktreten. Er entschied sich anders und wurde zu einem Feldherrn, der mehr auf den Befehl als die innere Überzeugung horchte. Aus dieser Halbheit konnte ihm auch kein Einfluss auf Hitler erwachsen. Er musste erleben, dass die Warnungen, die er 1939 und 1940 ausgesprochen hatte, sich anfänglich nicht bewahrheiteten. Hitler behielt recht, sein verächtliches Misstrauen gegen die Generale wuchs, er war im Vollgefühl der durch die Siege im Westen bewährten eigenen Feldherrnbegebung. 1941 widersprach Brauchitsch dem Krieg gegen Russland nicht mehr, er hielt einen raschen Sieg für möglich, ihm wurde das Wort von der «Hasenjagd» zugeschrieben. Als im Winter der Rückschlag einsetzte, bürdete Hitler ihm die Schuld auf. Ein schweres Herzleiden zwang Brauchitsch, den Abschied zu nehmen. Hitler übernahm den Oberbefehl des Heeres und führte das Volk an der Kette der Niederlagen, die nur noch selten von Erfolgen unterbrochen waren, in den Untergang.

**ERWIN ROMMEL**

Es war noch im Erfolgssommer 1940, als Erwin Rommel die «Gespensterdivision» im Westen von Sieg zu Sieg führte. Sein Ordonnanzoffizier war Goebbels' ehemaliger Staatssekretär Hanke, der sich mit seinem Minister überworfen und an die Front gemeldet hatte. Später wurde er nach Joseph Wagners Absetzung Gauleiter von Niederschlesien und hat sich durch die nutzlose Verteidigung von Breslau eine unruhliche Erinnerung geschaffen. Damals, in den Tagen des Panzersturms durch Frankreich, begleitete er den Kommandeur auf seinen Fahrten an der Spitze der berühmten Division. Einmal schlich sich Rommel vor ihm durch ein Gehölz bis dicht an die feindlichen Vorposten heran, um die Lage für den Angriffsbefehl des nächsten Tages zu erkunden. Als unter Hankes Fuss ein trockener Zweig knackte, drehte sich Rommel wütend um und zischte ihn an: «Leser: Sie gefällt Karl May, wenn Sie mit mir gehen wollen!» Rommel war ein würdiger Nachfahre Old Shatterhands. Seine listenreiche Wendigkeit, die Begabung für Überraschungen, der schnelle Blick für die schwachen Punkte des Gegners, die er sich im spontanen Zugriff zunutze machte, das unbekümmerte Draufgängertum, das waren die Elemente seines «taktischen Genies», das ihm im Bewegungskrieg in Afrika den grossen Erfolg, bei den Gegnern den Beinamen «Wüstenfuchs» und in der Heimat den Feldherrnruhm eintrug. Von seiner Soldaten wurde er vergöttert, von den Offizieren mit einer Beimischung von Furcht verehrt, von den Mitarbeitern seines Stabs mit einer Dosis Verehrung gefürchtet. Er schonte sich nie, er forderte auch von seinen Untergebenen alles.

Rommel hat nicht zu den Führern gehört, die während der deutschen Aufrüstung Einfluss auf das Wehrwesen hatten. Er war im ersten Weltkrieg ein tapferer und gewandter Truppenoffizier gewesen und hatte danach das Buch «Infanterie greift an» geschrieben, das die Schweiz wegen seines Erziehungswerts als Instruktionsbuch benutzte. Ich habe ihn als Inspektionschef der Kriegsschule in Dresden kennengelernt, der zugleich die Verbindung zwischen der Wehrmacht und der Hitlerjugend pflegte. Er hatte ein kluges Urteil und Verständnis für

die Jugend. Zwar lehnte er den Grundsatz ab, dass Jugend nur durch Jugend zu führen sei, forderte aber, dass nur Männer berufen würden, die innerlich jung geblieben seien. Er ist selbst immer einer der «ewig Jungen» geblieben, bis er in den letzten Monaten seines Lebens in der Glut der Gewissenskämpfe das Unbekümmerte verlor und zur letzten Reife gedieh.

In Afrika war er noch der unbeschwerte General, dem jeder Coup gelang, der seiner Fähigkeiten sicher sein konnte, mit dem das Kriegsglück im Bunde stand. Immer blieb er mit dem Glück auf gutem Fuss. Rommel hatte schon Grund, mit sich zufrieden zu sein, sich im Ruhm zu sonnen; auch die Propaganda, die mit ihm gemacht wurde, mochte er sich gerne gefallen lassen; er diente redlich um das Glück. Selbst seine Gegner rühmten ihn: seine Handstreichs, aber auch seine ritterliche Art, sein Fightertalent, aber auch die Fairness, die er vielen Militärs auf beiden Seiten voraus hatte. Im Grunde machte er sich nichts aus dem Lob: Tapferkeit und Edelmut verstanden sich wie das Moralische für den rechten Soldaten von selbst.

Im Hochsommer 1942 war er an den Schranken des Glücks und des Ruhms, aber auch an den Grenzen seines Könnens und seiner Selbstsicherheit angelangt. Die Waage des Krieges begann zu schwanken. Hitler stand vor der Entscheidung, ob Rommel seinen Siegeszug, der ihn halbwegs bis zum Suezkanal geführt hatte, fortsetzen, oder ob Malta angegriffen werden sollte, das der Stützpunkt für die englischen Flugzeuge und Schiffe war, die den Nachschub nach Afrika immer empfindlicher störten. In der richtigen Erkenntnis, dass Rommel so lange nicht genügend Lebensmittel und Waffen, vor allem aber Öl, bekommen könnte, als die Insel im Mittelmeer in Feindeshand war, hatten das deutsche und das italienische Oberkommando den Befehl zum Angriff auf Malta ausgearbeitet. Aber Rommel, der im Zuge war, sich den Lorbeer nicht entwinden lassen wollte und davon träumte, über den Suezkanal bis zu Persiens Ölquellen durchzustossen, glaubte an seinen Stern, der ihm irgendwie auch den Nachschub sichern werde. Er setzte beim deutschen Hauptquartier seinen Kopf durch. Hitler, der anfänglich für das afrikanische Abenteuer wenig übrig gehabt hatte, sah im Geiste, wie sich die Zange vom Kaukasus und von Ägypten her in Persien schloss; da er Versorgungsfragen für nebensächlich hielt, stiess er den Maltabefehl um und gab Rommel freie



Hand. Der phantastische Plan riß auch Mussolini mit, er schloß sich entgegen den dringenden Warnungen seines Generalstabes Hitlers verändertem Standpunkt an. Malta wurde vertagt, der letzte Augenblick, dem Gegner den wichtigsten Stützpunkt zu entreißen, war verpaßt. Rommel, nun ein von aller »Strategie« verlassener, maßloser Taktiker, stürmte durch die Wüste dem Suezkanal entgegen — und blieb kurz vor dem Ziel am Hindernis der Alamein-Stellung hängen. Er verbiß sich. Trotz des Mangels an Brennstoff und Munition versuchte er zwei Monate später noch einmal einen Durchbruchversuch. Sein Angriff wurde abgeschlagen. Als dann die Engländer zum Gegenangriff übergingen, sah Rommel, daß er nur durch schleunigen Rückzug wenigstens einen Teil seiner Truppen und Panzer retten könne. Aber nun verbot Hitler die Umkehr. Der Geist der Truppe sollte den Mangel an Öl und Waffen ersetzen. So hat später Ley vorgeschlagen, statt mit der fehlenden Panzergranate mit der blanken Faust gegen die Tanks zu gehen. Im Verlauf des Rückzugs, der sich als unvermeidlich erwies, bat Rommel dringend, die Truppen aus Afrika nach Italien zurückzunehmen. In Europa würden sie gebraucht, in Afrika seien sie verloren. Der Draufgänger wurde des Kleinmuts geziehen, sein Vorschlag verworfen. Die Strategie des Starrsinns führte den Verlust des Afrika-Korps herbei. In Frankreich, wo Rommel die Inspektion der Küstenverteidigung übertragen war, entdeckte er, daß der berühmte Atlantikwall nicht viel mehr als ein großer Bluff war. An der Invasionsfront erlebte er, wie die Truppenführer durch verbohrte Befehle vom grünen Tisch, welche die örtliche Lage nicht berücksichtigten, gebunden wurden. Das Hauptquartier Hitlers verlangte das Unmögliche, der Führer an der Front mußte nach zwei Seiten kämpfen, die Feindfront war nicht immer die gefährlichere. In einer letzten Aussprache versuchten Rundstedt und Rommel noch einmal vergeblich, Hitler zur Einsicht zu bringen.

Rommel erkannte, daß der Krieg verloren war, und zog die Schlüsse, die ihm sein gerader Sinn gebot. Die Schlacht an der Alamein-Stellung war die Wende seiner Feldherrnglorie. Sie wurde auch zur Wende in seiner geistigen Entwicklung. Des Schicksals Schläge brachten das Beste in ihm zum Vorschein. Die Schlacken fielen ab, das »naive« Drauflosstürmen, das Denken an den eigenen Ruhm, das Gefallen an dem Kult, der in der Heimat mit dem »General des Füh-

rers» getrieben wurde. Rommel war in den letzten Monaten seines Lebens nicht mehr der «Marschall Vorwärts» der ersten Kriegsjahre, er war mehr geworden; ein zur tieferen Einsicht gereifter, ein geläuterter Mensch. Er wusste, dass keine Lorbeeren mehr zu gewinnen waren, er dachte nicht mehr an Siege, er wollte nur noch eins: in der unvermeidlichen Niederlage die Substanz und die Existenzgrundlagen des deutschen Volkes erhalten. Er hatte sich zu der Weisheit Eberts durchgerungen, dass die undankbare Tat, die Hunderttausenden von Menschen das Leben rettet, die wahre Pflicht des Patrioten ist. Der Entschluss zum Abfall von Hitler kam aber bei ihm nicht aus dem Intellekt, nicht aus gekränktem Ehrgefühl, nicht aus Motiven der Tradition oder Religion, sondern er entsprang seinem gesunden Menschenverstand. Der Troupier, der sich nicht um Politik gekümmert hatte, begann, politische Zusammenhänge zu verstehen. Er wolle kein Kerenski werden, wenn er an die Spitze einer neuen Regierung trete, sagte er einmal in einer nachdenklichen Stunde. Der Mann, der lange im Bann Hitlers gestanden und ihm die Treue gehalten hatte, erkannte, in ihm den verderblichsten Widersacher des Volkes. Er wusste, dass der Diktator bis zum Untergang kämpfen würde, dass Ungezählte an der Front und in der Heimat sterben müssten ohne Grund, dass Städte und Fabriken, Dome und Brücken zerstört würden ohne Ziel. Das durfte nicht sein. Hitler hatte in seinem Buch «Mein Kampf» selbst gesagt: «Wenn durch die Hilfsmittel der Regierungsgewalt ein Volkstum dem Untergang entgegengeführt wird, dann ist die Rebellion eines jeden Angehörigen eines solchen Volkes nicht nur Recht, sondern Pflicht... Menschenrecht bricht Staatsrecht.» Mit der Geradheit, die den Soldaten Rommel gekennzeichnet hatte, mit dem Mut, der im ersten Weltkrieg dem Erstürmer des Mont Matajur den «Pour le mérite» gebracht hatte, entschied sich Rommel, vor die Wahl zwischen Volk und Führer gestellt, für das Volk.

Rommel sabotierte nicht und trieb keinen Verrat. Das wäre gegen seine Natur gegangen. Er kämpfte weiter gegen den äusseren Feind, doch damit dieser Kampf mit einem politischen Ziel geführt werden konnte, musste der Oberste Befehlshaber fallen. Rommel stand nun unter dem Gesetz der Beschreibung, die Frau von Staël von den französischen Generalen der Revolutionszeit gibt: «Man hat nicht gesehen dass Generale an ihrem Eid gegen den Staat zu Verrätern wurden; sie

trieben die Fremden zurück, während sie selbst bedroht waren, auf dem Blutgerüst zu sterben, bei dem leisesten Verdacht, der sich gegen ihren Namen erhob. Die Soldaten gehörten nicht diesem oder jenem Anführer an, sondern Frankreich.» Rommel gehörte Deutschland an in seinen Kriegstagen, aber noch mehr in der Entscheidung, die er gegen den Diktator und für das Volk fällte und die ihm den Tod brachte. Erst dadurch ist Rommel der Geschichtsschreibung wert geworden.

## *14. Kapitel*

### **DIE TECHNIKER**

#### DER SCHATZGRÄBER

#### **PAUL PLEIGER**

Paul Pleiger war der Spross einer kinderreichen Bergarbeiterfamilie, in der alter frommer Brauch heimisch war, ein Westfale, der wie einst Westfalens bekanntester Oberpräsident Vincke allein mit einem Knotenstock durch seinen Bereich zu wandern liebte, der einen Spass vertrug und gelegentlich hanebüchen grob werden konnte. Er hatte sich aus kleinen Anfängen heraufgearbeitet, wurde zum self made man mit einem starken Bewusstsein der eigenen Leistung, achtete aber auch jede tüchtige Arbeit. Er war misstrauisch gegen «Federfuchser und Grosskopfete» der Politik wie der Wirtschaft, hatte ein Herz für den kleinen Mann, insbesondere den Bergmann, dessen schwere Arbeit, dessen Wünsche und Sorgen er aus eigenem Erleben genau kannte. 1923 hatte Pleiger, der sich im Fortbildungsunterricht eine

gründliche Kenntnis aller bergbaulichen Fragen verschafft hatte und mit offenem wirtschaftlichem Blick nach Möglichkeiten, vorwärtszukommen, Umschau hielt, eine kleine Fabrik begründet, in der er Maschinenteile für Gruben fertigte. Das Anfangskapital hatte ihm eine Bank geliehen. Mehrere Tage hatte er warten müssen, bis er zürn Direktor Zutritt fand. Aber mit gut westfälischer Zähigkeit liess er sich durch Abweisungen nicht beirren, bis man ihn «um seines unverschämten Geilens willen» zum Chef vorliess. Welche Sicherheiten er für den Kredit stellen könne, war die Frage des Bankgewaltigen. Wenn er Sicherheiten beibringen könnte, hätte er die Bank nicht zu bemühen brauchen, sondern den Kredit bei seiner Sparkasse geholt. Aber, entgegnete der Direktor, er müsse doch einsehen, dass die Bank keinen Kredit ohne Sicherheiten geben könne. Da schlug Pleiger an seinen Kopf, hier sässe die Sicherheit: seine Ideen und seine Tüchtigkeit. Die Bank hat ihr Geld nicht verloren. Der Betrieb ging über alles Erwarten gut. Die Gewinne wurden zur Erweiterung und zur Ausstattung mit modernsten Maschinen verwandt. Der junge Fabrikbesitzer wandte der Arbeiterfrage seine besondere Aufmerksamkeit zu. Bummelei gab es freilich nicht, er konnte sehr deutlich werden und den «Lahmarsch» mussten später auch Höhergestellte einstecken. Diesem Mann genügte der erreichte Erfolg nicht. Für Menschen wie ihn, die von Natur «Unternehmer» sind, war es ein Lebensgesetz, dass sie den Radius ihres Wirkungskreises immer weiter spannten und Unbekanntes erforschten. Im Jahre 1933 wurde er Gauwirtschaftsberater von Westfalen. Wie kam Pleiger unter die Nationalsozialisten? Die SPD hatte schon seinem Vater nicht gefallen. Die Bürokratisierung des wirtschaftlichen Lebens, wie sie unter dem Gedanken der Mitbestimmung von den Gewerkschaften her drohte, stiess den jungen Unternehmer, den Feind des grünen Tisches, erst recht ab. Das Zentrum kam für den Protestanten nicht in Frage. Die übrigen bürgerlichen Parteien lockten ihn nicht, sie erschienen ihm als einseitige Interessenvertretungen, er rügte ihren Mangel an sozialem Sinn. Da besass die neue Partei der Nationalsozialisten eine grössere Anziehung. Sie forderte und versprach das, was ihm die Hauptsache war, nämlich die Initiative des freien Unternehmers zu erhalten und dabei dem Handarbeiter die ihm zukommende Fürsorge zu geben, das Gemeinwohl an die Stelle von Privat- und Klasseninteressen zu setzen. Er

kämpfte in seinem Betrieb mit Erfolg gegen die Geißel der Arbeitslosigkeit, er war überzeugt, dass die Arbeitslosigkeit bei einem richtigen Einsatz staatlicher Mittel und bei zweckmässiger Entfaltung privatwirtschaftlicher Initiative zu überwinden wäre. Aber bisher hatten Regierung und Parteien gerade auf diesem Gebiet versagt. Die Nationalsozialisten dagegen machten den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit zu einem Hauptpunkt ihres Programms.

Da war noch ein anderer Vorwurf, den Pleiger gegen das Weimarer Wirtschaftssystem erhob. Deutschland führte Eisen aus Schweden billig ein. Dafür verkaufte es Kohlen nach Schweden zu einem niedrigen Preis. Um sie billig liefern zu können, musste im Inland ein höherer Kohlenpreis entrichtet werden. Der deutsche Kohlenverbraucher bezahlte also eine Subvention zur Verbilligung des Eisens, die der Schwerindustrie zugute kam. Dagegen wettete Pleiger und hoffte, dass die neue Regierung statt solcher Künsteleien auf den Reichtum an eigenen Bodenschätzen zurückgreifen werde. Von 1933 an widmete er dem «Salzgitter»-Problem seine rastlose Arbeitskraft. Er stiess auf viele Bedenken und Hindernisse. Der schwerste Einwand war, dass in Salzgitter gar nicht die Erzmenge im Boden ruhte, von der Pleigers Gewährsmänner sprachen, die seit Langem mit der Erforschung der Lagerstätten beschäftigt waren. Im letzten Augenblick vor der Gründung der Hermann-Göring-Werke fragte ihn Göring, ob er mit seinem Kopf für das Vorhandensein der behaupteten Mengen einstehen wolle. Pleiger zögerte nicht und behielt recht. Mit Leidenschaft hatte er den Plan betrieben, bis ihn sich der Staat zu eigen machte. Nachdem er der Generaldirektor der Hermann-Göring-Werke geworden war, konnte er, vom «Eisernen» gedeckt, den Ausbau mit der Eile vorwärtstreiben, die seinem Arbeitstempo entsprach. Aber dadurch, dass die Werke mit Görings Namen verbunden und in den Vierjahresplan einbezogen wurden, entstand der Eindruck, sie seien ein Teil der Ausrüstung und dienten Kriegszielen. Pleiger hatte die Ausbeutung von Salzgitter seit Jahren gefordert. Er hielt sie für eine wirtschaftliche Notwendigkeit und sah es als ein Verbrechen an Deutschland an, wollte man das Volksvermögen, das in Salzgitter ruhte, nicht nutzbar machen. Natürlich hat er in Denkschriften, durch die er die Massgebenden für seinen Plan gewinnen wollte, auch die «Wehrwirtschaftlichen Belange» betont. Das war damals bei jedem Vorhaben üblich,

mochte es sich um einen Kanal, eine Eisenbahn oder ein Industriewerk handeln. Aber für Pleiger stand der Friedenszweck im Vordergrund. Dieser hat den Plänen zu Grunde gelegen, nach denen der Erbauer des englischen Musterwerkes Corby, der amerikanische Hüttenfachmann Brassert, die Anlagen errichtet hat. Der hätte es weit von sich gewiesen, seine Hand einem Unternehmen zu leihen, in dem auch nur entfernt ein Kriegszweck verfolgt wurde. Dass die Hermann-Göring-Werke später für den Krieg arbeiteten, war unvermeidlich.

Was Pleiger als Leiter des eigenen Betriebs gelernt hatte, konnte er nun im grossen zur Geltung bringen. Niemand wusste, wann der «Alte» in irgendeinem Teil der ausgedehnten Betriebe unvorhergesehen auftauchen würde. Ein Donnerwetter entlud sich, wenn eine Nachlässigkeit entdeckt wurde, und keine entging seinen scharfen Augen. Er sparte aber auch nicht mit Anerkennung. So bildete er eine Betriebsgemeinschaft, die für den Chef durchs Feuer ging. Die Arbeiter wussten sich bei diesem Mann in guter Hut. Pleiger war es gleichgültig, ob ein Arbeiter Sozialdemokrat, Zentrumsmann oder Nationalsozialist, ob er Deutscher, Franzose oder Pole war. Ihm kam es auf die Leistung an. Die Arbeitsfront durfte ihm nicht hineinreden, der Kreisleiter flog in hohem Bogen hinaus, wenn er «weltanschaulich» wirken wollte. Pleiger erschien die soziale Betreuung der Werksangehörigen als die schlechthin entscheidende Aufgabe der Leitung. Zugleich mit dem Ausbau der Werke entstanden in Salzgitter wie in Linz Siedlungen für die Arbeiter, die durch eine lichte, abwechslungsreiche Bauführung freundlich wirkten und sich der Landschaft anpassten. Pleiger nahm sich dieses Zweiges seiner Tätigkeit mit besonderer Liebe an und war auf solche Wohnhäuser mindestens ebenso stolz wie auf die Erzgewinnung, die nur seiner Initiative zu verdanken war. Durch Werkbäckereien und -fleischereien, den Grosseinkauf von Genussmitteln und Textilien, die in Kantinen oder eigenen Läden verkauft wurden, sicherte er den Arbeitern eine gute und preiswerte Versorgung mit den notwendigsten Konsumartikeln.

Seine Tätigkeit als Generaldirektor und während des Krieges als «Kohlendiktator» blieb nicht unangefochten. Er wäre nicht der Mann gewesen, der er war, wenn er nicht mit seinen Ecken und Kanten angestossen hätte, bei der Grossindustrie, bei den Behörden und der Partei. Er war kein bequemer Partner und kein rücksichtsvoller

Unterhändler. Als Privatunternehmer war er durch eigene Kraft in die Höhe gekommen; nun er für den Staat arbeitete, setzte er sich bei der Ausdehnung der Hermann-Göring-Werke keine engen Grenzen. Dabei fand er bei Göring volle Unterstützung. Aber dessen Grundsatz, dass «Geld keine Rolle spiele», teilte er nicht. Er war jedem Appell an seine Verantwortung für die sparsame Verwendung öffentlicher Mittel zugänglich. Wohl kostete der Ausbau der Werke viele Hunderte von Millionen, aber was nicht für den Betrieb unbedingt nötig war, wie Repräsentationsgelder und Ausgaben für Verwaltungsgebäude, hielt er in vernünftigen Grenzen. Sich mit dem Parteiprogramm zu beschäftigen, dazu hatte er keine Zeit und auch keine Neigung. Er war Unternehmer, nicht Politiker. Traten ihm bestimmte Programmpunkte, die er wie zum Beispiel die Rassenlehre nicht billigte, praktisch entgegen, so wandte er sie in seinen Betrieben nicht an. Natürlich blieben ihm die schwarzen Seiten der Partei ebenso wenig verborgen wie die Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit in der persönlichen Lebensführung der Funktionäre. Er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube und sprach auch den höchsten Führern gegenüber offen aus, wie verderblich ihm manches vorkam. In seinem Bereich hielt er fest an dem, was ihm recht und vernünftig erschien. Es kam oft zu dramatischen Szenen bei Göring. Er wurde auch vorübergehend ausgeschaltet, aber man kam stets wieder auf ihn zurück. Man konnte ihn nicht entbehren; er war nun einmal Kopf und Herz der Werke und der Motor des Kohlenbergbaus. Er selbst dachte nicht daran, aus seiner Aufgabe zu flüchten und seine Arbeiter im Stich zu lassen, auch wenn er die führenden Männer mehr und mehr für Narren und Verbrecher hielt. Materielle Rücksichten fesselten ihn nicht. Hätte er den eigenen Wünschen folgen dürfen, wäre er lieber nach Westfalen heimgekehrt, wo der eigene Betrieb und seine Familie auf ihn warteten, statt dauernd zwischen Salzgitter, Berlin, Linz und den vielen anderen Orten unterwegs zu sein, an denen die Hermann-Göring-Werke arbeiteten. Aber Pleiger hätte eine solche «Heimkehr» als Fahnenflucht, als ein klägliches Sichdrücken vor übernommener Verantwortung, als ein schimpfliches Kapitulieren vor der Dummheit und Jssosheit angesehen. Mochten sie ihn rauswerfen, wenn er in seinem Bereich auf seinem Willen bestand. Er gab nicht nach und er räumte das Feld nicht, auch nicht nach dem Zusammenbruch,



wo er bis zu seiner Verhaftung unter der Besatzungsmacht, unbehelligt auch von den zahlreichen Fremdarbeitern, die erste «Aufräumung» leitete. Er wurde in Nürnberg wegen Plünderung und Sklavenhaltung verurteilt, später begnadigt. Was ihn in dieser Zeit stützte, war das Wissen, dass sein Werk, Salzgitter, bestehen bleiben würde.

## DER STRASSENBAUER

### FRITZ TODT

Auf den grossen Versammlungen der Parteitage in Nürnberg war der Jahresbericht Fritz Todts, des Chefs des deutschen Strassenwesens, wie eine Oase im Sand der Phrasen. Man wurde versetzt in die nüchterne Wirklichkeit der technischen Welt. Hier wurde nichts anderes geboten als «facts und figures». Das sonst so oft und laut betonte «Ich» wurde nicht ein einziges Mal erwähnt. Es war für den jungen,, bis dahin wenig bekannten Ingenieur wie ein Wunder gewesen, dass Hitler auf Grund einer zufälligen Begegnung, wie sie im Dritten Reich eine so grosse Rolle spielen konnten, gerade ihm den Bau der Autobahnen anvertraute und ihm dadurch die Möglichkeit schuf, seinen Lebenstraum zu verwirklichen. Todt war Strassenbauer mit einem leidenschaftlichen Sinn für die «Kultur der Strasse». Er war den grossen Leistungen in der Geschichte des Strassenbaus nachgegangen. Er entsandte Sachkenner nach Südamerika, die das wunderbar erhaltene Werk der Inkastrasse, die sich in gerader Linie über Tausende von Kilometern hinzog, am Boden und aus der Luft aufnehmen sollten, Er studierte die Trakte der Römerstrassen, den Strassenplan des Hohenstaufen Friedrich II., der allerdings nur in Teilen ausgeführt worden war, und Napoleons strategische Netze. Er war dauernd bemüht, die technischen Voraussetzungen des Strassenbaus, insbesondere die Zusammensetzung des Bodenbelags, zu verbessern und dadurch die Haltbarkeit der Strasse und die Sicherheit des Verkehrs zu erhöhen, aber auch mit gleicher Intensität darauf bedacht, Strassen und Brücken gefällig in das Landschaftsbild einzufügen und seinen kühnen Brückenspannungen die Harmonie der Linien zu verleihen. Man hat oft *gemeint*, die Reichsautobahnen wären militärischen Zwecken bestimmt gewesen. Das ist nur insoweit richtig, als jedes Verkehrsmittel mili-

tärisch nützlich sein kann. Aber keine einzige der Bahnen ist als «strategische» Bahn gebaut worden. Die zu den Grenzen führenden Linien, bei denen der strategische Grund überwiegen konnte, sind sogar-später in Angriff genommen worden als die innerdeutschen Strecken. Dem von dem Kulturzweck seiner Strassen ganz erfüllten Todt lag jedenfalls der Gedanke an ihre militärische Verwendung fern.

Es war eine Freude, mit diesem Mann zu verhandeln. Todt war unter den nationalsozialistischen Ministern ein weisser Rabe; er wusste in seinem Ressort genau Bescheid, er trat energisch und mit guten Gründen für seine Forderung ein, blieb aber nicht starrköpfig dabei stehen, sondern kam der Gegenseite, wo und soweit er konnte, entgegen. Man durfte sich jedenfalls auf seine Angaben und Zusagen verlassen. Er war ein durch und durch sauberer Mensch, sprach klar und bestimmt und verzichtete auf jeden Versuch, den Hörer durch die Form seiner Ausführungen zu überreden. Ihm lag nichts an einer berechneten Wirkung. Er mühte sich nur darum, durch seine Argumente, die der Aufgabe entsprangen und in ihrer einfachen Zweckmässigkeit den Techniker verrieten, zu überzeugen. In ungewöhnliche Erregung geriet er, wenn er auf das «Monopol der Juristen» im Staatsdienst zu sprechen kam. Er forderte, dass in der Länder- und Provinzverwaltung die technischen Aufgaben, Hochbau, Kanal- und Strassenbau, in einer Abteilung zusammengefasst und einem Techniker unterstellt würden. Wenn er gegen die Benachteiligung seines Berufs im Staatsdienst und die Bevorzugung der Juristen zu Felde zog, redete er sich heiss. Er war der Mann der totalen Technik. Seine Welt waren Strasse, Maschine, Reissbrett und Winkelmass. Die klassische Logik der Begriffe kannte und anerkannte er nicht. Ihm genügte die Logik der Zahlen.

Von Hitler sprach er in Ausdrücken der Verehrung, enthielt sich aber der sonst beliebten Partei-Phraseologie. Doktrinen sagten ihm nichts. Hitler fühlte er sich durch das Vertrauen, das dieser in ihn setzte, und die Wirkungsmöglichkeit, die ihm eingeräumt war, verpflichtet. Er redete Hitler nicht nach dem Munde, aber er fühlte sich als Techniker, der von Politik nichts verstehe und dafür nicht zuständig sei, und zweifelte nicht an seiner Verpflichtung, Hitler zu gehorchen, auch wenn er anderer Auffassung war.

Es war unausbleiblich, dass Todts Erfolge auf dem Gebiet der Autobahnen Hitler veranlassten, ihm weitere Gebiete zu übertragen, die Oberaufsicht über die Elektrizitätswirtschaft, den Ausbau des Westwalls und schliesslich im Kriege das Munitionsministerium. Todt hat sich dieser Aufgaben mit der gleichen Pflichttreue angenommen, mit der er dem Strassenbau diente. Aber die neuen Aufgaben begannen seine Kraft zu übersteigen. Nun zeigte sich auch, dass sein eigentliches Können, das ihn zu Sonderleistungen befähigte, dem Strassenbau gehörte. Auf anderen Gebieten blieb er ein begabter und tüchtiger Amateur, ohne Höchstergebnisse zu erzielen. Er hatte für wirtschaftliche Fragen weniger Verständnis als für technische. Als der Westwall gebaut wurde, besass man noch keine Erfahrungen mit den Preisen, die der Staat den Unternehmern für den Bau von Betonbunkern, Panzersperrfeldern und dergleichen zu zahlen hätte. So verfiel Todt auf den Ausweg der sogenannten Kolonial Verträge. Der Unternehmer hatte nur die von ihm geleisteten Ausgaben nachzuweisen. Diese bekam er mit einem prozentualen Gewinnaufschlag vom Staat ersetzt. Je höher also die Ausgaben wurden, umso grösser war auch der Gewinn. Daraus erwuchs geradezu eine Prämie für unwirtschaftliche Arbeitsweise. Der Unternehmer sparte nicht mit Materialien, jede Lohnerhöhung brachte ihm einen zusätzlichen Gewinn. Das Ergebnis war, dass in den betroffenen Gebieten des Westens das Preis- und Lohngefüge schwer erschüttert wurde. Der Westwall hätte bei zweckmässigeren Vertragsbedingungen mit weit geringeren Kosten erbaut werden können.

Todt entging der Gefahr nicht, die eine sprunghafte Beförderung in die höchsten Ämter mit sich bringt. Selbst diesem bescheidenen Mann stieg der Erfolg und die Ausdehnung seines Aufgabenkreises zu Kopf. Er glaubte allzu rasch, von der zweckmässigen Anlage von Bunkern und Panzersperren mehr zu verstehen als die für die militärischen Fragen des Westwallbaus verantwortlichen Pionieroffiziere. Noch mehr kam dies beim Bau des Atlantikwalls zum Ausdruck, der wiederum Todt übertragen war. Seiner Aufgabe als Munitionsminister waren auch seine organisatorischen Fähigkeiten nicht voll gewachsen. Wohl verstand es Todt, die «O.T.», die Organisation, die seinen Namen trug, aufzustellen und in ihr alle Arbeitskräfte, die zu seinen grossen Bauvorhaben eingesetzt wurden, zusammenzufassen. Aber sein Ministerium richtete er nicht so ein, dass es eine sicher arbeitende Maschine

wurde. Der Reibungen waren nur allzuvielen, und die Räder griffen nicht mehr ineinander. Auch die Lenkung der Produktion, die zweckmässige Verteilung der Kontingente an Stahl und Kohlen, waren Aufgaben, die er nicht mit der gleichen Souveränität beherrschte wie seinen Strassenbau.

Im Herbst 1941 gab Hitler den Befehl, die Heeresrüstung hinter die Luftrüstung zurückzustellen. Es war eine der vielen «Zickzack»-Weisungen, denen sich das Rüstungsministerium ausgesetzt sah. Hitler hoffte damals auf einen baldigen Sieg in Russland und wollte die Rüstung wieder auf den Kampf gegen England umstellen. Die Aufhebung dieses Befehls wurde durch den halsstarrigen Optimismus Hitlers, der das Scheitern seiner Hoffnung nicht eingestehen wollte, bis spät in den Winter 1941/42 hinein verzögert. Erst im Januar 1942 begann Todt mit der erneuten Umstellung der Rüstung. Jetzt musste die absinkende Produktion für das Heer wieder aufgefangen und gesteigert werden. Todt sah zu klar, um nicht die Lage zu erkennen, in die das deutsche Heer im Winter geraten war und die den Siegesfanfaren, die man bis in den Oktober 1941 hinein hatte ertönen lassen, krass widersprach. Er besass genügend Einsicht, um den Widersinn der Befehle und Gegenbefehle zu erkennen, die der Wirtschaft, von der man Höchstleistungen verlangte, den Übergang zu einem neuen «Programm» auferlegten, während das letzte gerade im Anlaufstadium war. Er wurde irre an seinem Führer und auch an sich selbst. Todt hatte bisher die übermässige Arbeitslast ohne viel Bedenken getragen. Jetzt begann er, seine Grenzen zu erkennen, und sah die Schwere der Verantwortung, die auf ihm lastete. Der Techniker wurde sich auch der Schranken bewusst, die der deutschen Produktionskraft gesetzt waren, und fühlte, dass sie für den Mehrfrontenkrieg nicht ausreichte. Todt war zu gerade, um seine Sorge und seine Kritik Hitler gegenüber nicht ohne Umschweife auszusprechen. In der letzten Besprechung am 7. Februar 1942 sind die Gegensätze aufeinander gestossen. Am nächsten Tage stürzte Todt kurz nach dem Start vom Flugplatz des Führerhauptquartiers tödlich ab.

Dieses Zusammentreffen hat Anlass zu der Vermutung gegeben, dass Todt nicht das Opfer eines Unglücksfalles, sondern eines Anschlags auf sein Leben wurde. Ein Beweis ist bis heute nicht erbracht. Die Luftwaffe führte eine Untersuchung durch; sie kam zu dem Schluss,

dass ein Unfall vorlag, dessen Ursachen sich nicht aufklären liessen. Durch einen ausdrücklichen Befehl untersagte Hitler weitere Nachforschungen und alle Erörterungen. Wenn ihm später frisierte Produktionszahlen vorgelegt oder unangenehme Tatsachen vorenthalten worden waren, sagte er manches Mal, das wäre ihm nicht passiert, wenn Todt noch lebte.

## DER BAUMEISTER DES FÜHRERS

### ALBERT SPEER

Todts Nachfolger, Speer, war anders als sein Vorgänger. Todt war Techniker, Speer Künstler. Todt war Ingenieur, Speer Architekt. Todt war ein Mann nüchternen Verstandes und ruhiger Überlegung, Speer eine Persönlichkeit raschen Impulses und mitreissender Phantasie. Dem begabten jungen Architekten, der in den rasch geplanten und noch rascher errichteten Repräsentationsbauten der Partei beachtliche, wenn auch nicht unumstrittene Proben seines Könnens geliefert hatte, fiel es leichter als Todt, sich in das auch ihm fremde Gebiet der Kriegsproduktion einzuarbeiten. Erst unter Speer ist sie auf volle Touren gekommen und hat sich bis in das Jahr 1944 hinein in einer steigenden Kurve bewegt. Ihr Höchststand wurde trotz der schweren Bomberangriffe der Jahre 1943 und 1944 im Laufe des Jahres 1944 erreicht. Es zeigte sich, dass die Zerstörung der Städte weder die Wirtschaft tödlich traf, noch psychologisch die Wirkung hatte, die Liddell Hart in seinem 1938 erschienenen Buch «Scipio Africanus» als einen für den Ausgang des Krieges entscheidenden Faktor erwartete. Nächste der Forderung der bedingungslosen Kapitulation haben die Bombenangriffe zunächst mehr zur Festigung als zur Schwächung des deutschen Widerstandswillens beigetragen. Der Nerv der Wirtschaft wurde erst getroffen, als die Angriffe systematisch auf Schwerpunkte zusammengefasst wurden: Verkehr, Elektrizität, Treibstoffherzeugung. Diese Systematik begann erst im Frühjahr 1944 und wurde von vielen als Vorbereitung der Invasion angesprochen.

Speer hatte eine herzerfrischende Art, in gewinnender und doch nicht zum Nachgeben bereiter Bestimmtheit Einwände gegen die Durchführung seines Programms auszuräumen. Manche Teilnehmer an Be-

sprechungen, in denen er seine Forderungen anmeldete, standen trotz anfänglicher Bedenken nicht nur mit dem Entschluss vom Verhandlungstisch auf, dass sie bei seinen Plänen mithelfen wollten, sondern auch mit der Überzeugung, dass man diese verwirklichen könne. Speers Persönlichkeit hat an den Erfolgen einen grösseren Anteil als sein – in Einzelheiten sicher unbestreitbares – technisches Können oder seine Organisationsgabe. Seine künstlerische Phantasie hat ihn befähigt, schneller und weitreichender als andere die konstruktiven Linien zu sehen und in ihrer Bedeutung zu erfassen. Sie hinderte ihn allerdings auch, seinem Ministerium eine zweckmässige Organisation zu geben. Unter ihm arbeiteten nicht *Abteilungen* mit fest abgegrenzten Befugnissen, sondern *Männer* mit bestimmten Aufträgen, die sich oft überschnitten. Der Künstler wollte sich und seine Arbeitsart nicht durch Mass und Ordnung beschränken lassen, er lehnte es ab, einen in der Verwaltung erfahrenen Staatssekretär zu berufen, der die Geschäftsverteilung in seinem Amt zu regeln, die Abgrenzungen zu bestimmen und für Übersicht zu sorgen gehabt hätte. Auch zeigte er nicht durchweg eine glückliche Hand in der Wahl seiner Mitarbeiter. Doch fühlte er sich in diesem Dschungel wohl, in dem sich allerlei Sumpfgewächse breit machten. Speer war Sanguiniker, in seinen wirtschaftlichen und politischen Auffassungen wechselnden Einflüssen und Stimmungen Unterworfen; doch rang sich sein Optimismus immer wieder aus dem Schwanken hervor. Ihm genügte es nicht, am grünen Tisch die Berichte über die Erprobung der neuen Waffen zu studieren, er fuhr an die Front, um von den Soldaten selbst zu hören, was sie brauchten, was wertlos für sie war und was sich im Kampf bewährte. Er setzte sich selbst in die Panzer, um unmittelbare Eindrücke zu gewinnen. Auf seinen Fahrten brauchte er weder Schlaf noch Erholung, nur Begleiter konnten mithalten, die wie Speer selbst keine Müdigkeit kannten. Rücksichten nahm er nicht. Trat ihm «Schlappheit» entgegen, dann konnte ihn eine diabolische Lust anwandeln, den Furchtsamen «fertig zu machen». Dann setzte er sich in der Nacht selbst an das Steuer des Wagens und hetzte den Unglücklichen in mörderischem Tempo über die Strassen; dann liess er im Flugzeug den Riloten mit ernster Miene die Meldung abgeben, dass die überlastete Maschine in wenigen Minuten auseinanderbrechen müsste, und lieferte bei der Landung einen von stundenlanger Todesangst Halbtoten ab; dann konnte er erfun-

dene Meldungen des Auslandsrundfunks unter die im Ministerium umlaufenden Berichte mischen. Es waren gefährliche Streiche, zu denen den Munitionsminister sein Hang zu Lausbübereien verführte, wenn ihn Schwächen reizten. Er besaß aber auch den seltenen Mut, den Bismarck Zivilcourage getauft hatte.

Speer sagte mir im Jahre 1944, dass das Rennen zwischen der Zerstörung und der Wiederherstellung das aufregendste Wettrennen der Weltgeschichte sei. Er liebte es, sportliche Bilder zu gebrauchen. Als ich in diesem Jahr den Zollgrenzschutz besichtigte, der in Norditalien eingesetzt war, traf ich beim Botschafter Rahn am Gardasee auch Speer, der sich von einer schweren Krankheit erholte. Ich hatte ihn seit vielen Monaten nicht mehr gesehen. Da seit 1938 keine Kabinettsitzungen mehr stattgefunden hatten, konnte es vorkommen, dass Minister sich Jahr und Tag nicht mehr begegneten. Speer und ich sprachen darüber und vereinbarten, in Berlin die Zusammenarbeit der Ministerien durch häufigere Zusammenkünfte zu beleben. Das ist dann in der Folge in der Weise geschehen, dass sich verschiedene Minister, zu denen meist noch Dorpmüller und Backe gehörten, abends in einer Privatwohnung trafen. Diese Zusammenkünfte sind den Spähern Bormanns nicht verborgen geblieben, und eines Tages verbot dieser im Auftrage Hitlers die «defaitistischen Clubabende»; wir versammelten uns, wenn auch besser getarnt, nach wie vor. Speer, durch den wir über den Stand der Kriegsproduktion und die in der Goebbels'schen Propaganda so laut gepriesenen «Wunderwaffen» unterrichtet wurden, behielt lange seinen Optimismus bei. Neue und wirkungsvolle Waffen waren auf den verschiedensten Gebieten vorhanden, aber entweder erst im Stadium der Prüfung oder, wie bei den «Schnorchel»-U-Booten, in einer Serienproduktion, die für den Einsatz zu spät kam. Auch wenn sie rechtzeitig fertiggestellt worden wären, hätten sie das Leiden des deutschen Volkes nur verlängert, sein Schicksal aber nicht gewendet. Deutschland wäre dann den Atomwaffen zum Opfer gefallen, bei denen Amerika unbestreitbar den Vorsprung der praktischen Herstellung hatte.

Speer, der Hitler verehrte und ihm dankbar war, erkannte im Herbst 1944, dass das Rüstungsrennen verloren war. Bis dahin hat Speer dem Führer weniger häufig widersprochen, als es Todt getan hätte. Gelegentlich hat er bei Berichten über den Stand der Kriegsproduktion

sogar schöngefärbt oder wenigstens zugelassen, dass sein Mitarbeiter Sauer, der Leiter der Produktionsabteilung im Munitionsministerium, Meldungen vorlegte, die Hitler in seinen Selbsttäuschungen bestärkten. Vom Herbst 1944 an änderte sich Speers Verhalten und seine Einstellung gegenüber Hitler. Er suchte diesen davon zu überzeugen, dass der Krieg verloren sei, und ihn zu veranlassen, die notwendigen Folgerungen zu ziehen. Als er keinen Erfolg hatte, geriet er in einen immer stärkeren Gegensatz zu Hitler und wurde das Opfer eines, von Bormann eifrig geschürten, wachsenden Misstrauens Hitlers gegen den bisherigen Liebling. In den letzten Wochen vor dem Kriegsende spitzte sich der Streit dramatisch zu, als Hitler seine berüchtigten Zerstörungsbefehle herausgab. Gauleiter und militärische Dienststellen wurden angewiesen, alle Industrieanlagen, alle wichtigen Elektrizitäts-, Wasser- und Gaswerke, die Postanlagen, alle Wasserstrassen, Schiffe, Waggonen und Lokomotiven zu zerstören. Das Ziel war, wie es in einem der Erlasse hiess, eine Verkehrswüste zu schaffen. Hitler stellte fest, es sei nicht notwendig, «auf die Grundlagen, die das Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen». Ging Hitler unter, dann sollte auch das Volk, das dem «Helden» nicht den Sieg erfochten und sich daher seiner nicht wert erwiesen hatte, zu Grunde gehen. Speer hat diesem Zerstörungsbefehl mit allen erdenklichen Mitteln entgegengearbeitet. Er hat ihn Hitler ins Gesicht leidenschaftlich bekämpft; er war ständig unterwegs, um dafür zu sorgen, dass er nicht durchgeführt wurde, er hat ihn sabotiert, indem er die Sprengmittel beseitigen liess. Speer wagte damals seinen Kopf. Im Nürnberger Prozess hat die Frage eine Rolle gespielt, ob Speer ein Attentat gegen Hitler geplant und diesen durch Vergasung des Führerbunkers habe töten wollen. Speer selbst wollte nicht, dass bei seiner Vernehmung diese Frage berührt wurde. Als aber sein Verteidiger, dem eine Entlastung für seinen Mandanten zu winken schien, Speer danach fragte, bejahte er die Frage. Sein nächstliegendes Ziel hat Speer auch ohne den Anschlag erreicht. In einem Augenblick der Ermattung, wie sie den Führer in den letzten Wochen seines Lebens häufig überfiel, entschied Hitler nach erregter Auseinandersetzung mit Speer, der Zerstörungsbefehl bleibe bestehen, die Durchführung bleibe Speer überlassen. Eine solche Lösung war im Dritten Reich keine Seltenheit. Das Gesetz zeigte die eigentliche Absicht der Diktatur. Oft aber hob eine



Durchführungsverordnung das Gesetz praktisch wieder auf; in ihr setzten sich Vernunft gegen Unsinn und Wirklichkeit gegen Theorie durch. Auf diesem Wege konnte Speer den Zerstörungsbefehl in seiner äußersten Schärfe unwirksam machen.

In den letzten Tagen vor Hitlers Tod, als Berlin schon ganz eingeschlossen war, flog Speer unter Lebensgefahr in die Hauptstadt, um vom Führer Abschied zu nehmen. Wie konnte sich ein solcher Akt der Treue mit einem Attentatsplan vereinbaren lassen? Speers Charakter war diese Unlogik zuzutrauen. Der Notwehrgedanke, der ihn an ein Attentat denken ließ, hob seine Dankbarkeit nicht auf. Verstand und Gemüt gingen in der Stimmungsseele des leicht erreg- und wandelbaren Menschen getrennte Wege. Er war der letzte, der den Ring um Berlin durchbrach. Sein Besuch soll Hitler noch einmal belebt haben. Es mag den Menschenverächter, der an Treue nicht mehr glaubte, nachdem die Paladine Göring und Himmler ihn verraten hatten, seltsam angemutet haben, daß der »Rebell« durch Tod und Gefahr zu ihm drang und damit den höchsten Beweis der Anhänglichkeit erbrachte. Aber Goebbels und Bormann, die in Speer stets den Rivalen im Kampf um die Macht und um Hitlers Gunst erblickten, verziehen ihm nicht. Sie strichen seinen Namen von der Ministerliste, die sie Hitler als letztwillige Verfügung zur Weitergabe an seinen Nachfolger vorlegten.

Wie stark Speer in seinen Entschlüssen von Augenblickseindrücken abhängig war, zeigte sich in den wenigen Wochen der Regierung Dönitz, der Speer als Wirtschaftsminister angehörte. Er war unter denen, die nach der Kapitulation Dönitz am dringendsten rieten, seinen Posten mit einer großen Geste niederzulegen. Aber schon am nächsten Tage sah er sich wieder als Erbauer der zerstörten Städte oder in Handelsvertragsverhandlungen mit den Sowjets und forderte Mitarbeiter für diese Aufgaben an. So wechselte er zwischen Optimismus und Resignation hin und her. In einer Rundfunkansprache rief er dazu auf, die Hände nicht in den Schoß zu legen, sondern pflichtbewußt an die Arbeit zu gehen, um die Existenzgrundlage des deutschen Volkes neu zu gewinnen. Er hatte diese Ansprache schon mehrere Tage vor dem Zusammenbruch auf Platten aufnehmen lassen, um ihre Bekanntgabe für jeden Fall zu sichern. Der einzige Ort, an dem er das damals ohne Gefahr tun konnte, war Hamburg. Der dortige

Gauleiter Kaufmann hatte im Kampf gegen den Zerstörungsbefehl am mutigsten auf der Seite Speers gestanden.

Auch in der Gefangenschaft hat Speer noch eine Zeitlang daran geglaubt, dass man ihn für die Aufgabe des Wiederaufbaus «holen» würde. Als er stattdessen als einer der Hauptangeklagten im Nürnberger Prozess auftreten musste, machte er in seinem Schlusswort, das keinen Satz zur eigenen Verteidigung enthielt, die dämonische Macht der Technik für vieles verantwortlich, was geschehen war, und warnte vor dem noch grösseren Unheil, das sie über die Völker bringen werde, wenn sie der Mensch nicht zum Frieden wende.

*15. Kapitel*

**DER GEWISSENSKONFLIKT**

Stellungen erklärten die meisten mit der Absicht, «Schlimmeres zu verhüten». Aber Schlimmeres als das, was wirklich geschah, war kaum denkbar. Opportunismus, Angst um die Stellung oder um Leib und Leben, ja sogar Ehrgeiz waren oft die Triebfedern des Bleibens, dieselben Motive bewegten viele zum Abfall, als das Schiff zu sinken begann.

Es gab einen echten Widerstand, zu dem sich manche aus dem Zwiespalt hindurchrangen, es gab aber auch den echten Gewissenskonflikt, der sich im Verborgenen abspielte und den Menschen im Widerstreit der Pflichten in der Schwebeliege liess.

#### DER ANWALT DES VÖLKERRECHTS

### BERNHARD VON BÜLOW

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Bernhard von Bülow, war ein Neffe des ehemaligen Reichskanzlers, des Fürsten Bernhard von Bülow. Er hatte manche Ähnlichkeit mit seinem Oheim, nicht nur in der äusseren Erscheinung, auch im Wesen. Wie jener besass er die gewinnende Art, die Gabe des geschliffenen Wortes und des graziösen Witzes, er plauderte geistreich und erzählte gut pointierte Anekdoten, er wahrte in den schwierigsten Lagen die lächelnde Fassung. Aber er unterschied sich von dem Kanzler Wilhelms II., weil ihm der Fundus sittlichen Ernstes eigen war, aus dessen Fehlen sich das Versagen seines Onkels erklärte. Er war erfüllt vom Geiste des Idealismus, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Dichter und Philosophen, die Generale und Staatsmänner Deutschlands durchdrungen hatte, doch im Laufe von hundert Jahren dem materialistischen Denken gewichen war. Es war dieser Geist, der Bülow mit dem Chef des Generalstabes, Beck, verband. Blomberg hat Beck die unmittelbare dienstliche Verbindung mit Bülow untersagt; der militärische Ressortpartikularist wollte den Dienstweg gewahrt wissen, der Opportunist spürte eifersüchtig eine Welt des Unbedingten, in der er nicht heimisch war. Fürst Bülow war noch ein Vertreter des Nationalegoismus gewesen, der im Laufe des 19. Jahrhunderts in allen Völkern verstärkt auftrat und sich im geeinten Deutschland nach 1870 aus dem Kraftgefühl der jungen Grossmacht mit einer oft bedrohlichen Lautstärke äusserte.

Der alte Bülow war im Bann des Ultrationalismus ein Sohn seiner Zeit, der ihr keine neue Idee zuzusetzen hatte. Der junge Bülow sah den Fortschritt in einem die Völker vereinigenden Bunde. Aber es musste ein wahrer Völkerbund sein. Er wusste, dass diesem Gefahren drohten. Viele glaubten, das Völkerrecht könne sich auch ohne eine dahinterstehende Macht allein durch seinen ideellen Anspruch behaupten. Es war das der gleiche Irrtum, an dem 1848 die Frankfurter Nationalversammlung mit all ihrem Schwung und ihrer Beredsamkeit gescheitert war, als sie widerstrebenden Mächten einen Parlamentsbeschluss aufzwingen wollte. Es ist der Irrtum, dem bis in die neueste Zeit Staatsmänner angehangen haben, dass sich im Verkehr der Völker das Recht ohne eine Polizeimacht durchsetzen lasse. Die zweite Gefahr erblickte Bülow in der Entwicklung des Völkerbundes zu einem Verband der Besitzenden, zu einer Organisation, die lediglich den bestehenden Status sichert. Die Völkerbundssatzung enthielt im Artikel XIX Bestimmungen über eine Änderung von Verträgen, die sich als unhaltbar herausstellten. Foster Dulles hat ihre Nichtanwendung in seinem Buch «War, Peace und Change» scharf verurteilt. Bülow kämpfte leidenschaftlich für einen echten Völkerbund, der unhaltbare Zustände rechtzeitig ändern und eine Machtgrösse werden sollte.

Bülow hatte nicht die altgewohnte Laufbahn des auswärtigen Dienstes durchmessen. Längere Zeit war er dem diplomatischen Beruf ferngeblieben, um sich als Privatgelehrter seiner Lieblingsneigung dem Studium des Völkerrechts, widmen zu können. Als er in der Dienst wieder eintrat, kam in das Auswärtige Amt ein Anwalt der Völkerrechts und ein glühender Anhänger des Gedankens einer wahren Völkergemeinschaft. Bülow sah es als seine Lebensaufgabe an diesen Ideen zum Durchbruch zu verhelfen. Als er, noch in der Weimarer Zeit, Staatssekretär im Auswärtigen Amt wurde, wirkte er von dort aus für dieses hohe Ziel. In Deutschland blieb der bescheidene Mann, der im Hintergrund zu stehen liebte, weiteren Kreisen unbekannt. Wer ihm aber näherkam, konnte sich seiner Ausstrahlung nicht entziehen. Auf dem Staatssekretärposten, auf dem vor ihm des «roten» Ago Maltzahn bissender Sarkasmus brilliert und Schuberts routinierte Erfahrung eine etwas polternde Wirksamkeit entfaltet hatten, regiert! nun Bülow mit leiser Stimme, behutsamer Hand und einem den kleinen Alltagssorgen entrückten, aber den grossen politischen Fragen

zugewandten Sinn. Er war kein Mann des grossen Publikums. Je kleiner der Kreis, umso reicher liess er, über dessen noch jugendlichem Gesicht das früh weiss gewordene Haar leuchtete, seiner Gedankenfülle freien Lauf. Wenn der Junggeselle eines seiner kleinen Herren diners gab, schwebte über dem runden Tisch in der Freude an kultivierten Tafelgenüssen wie an geistvollen Gesprächen etwas von dem Zauber französischer Geselligkeit. Bülow war einer der Deutschen, die auch auf Ausländer Eindruck machten. Der französische Schriftsteller André Germain hat ihm in seinem Buche «Hitler ou Moscou», das die Lage Deutschlands im Jahre 1932 beschreibt, ein besonderes Kapitel gewidmet.

Dieser Mann sah nun, dass 1933 eine Bewegung an das Ruder kam, die seine Lebensaufgabe zu stören drohte. Der Deutsche schwankte von je zwischen der Neigung, in die Politik romantische Ideen zu tragen – guter Wille und Begeisterung sollten sie in die Wirklichkeit umsetzen – und der Versuchung, in der Politik eine Teufelskunst zu sehen, in der nicht Moral, sondern nur Macchiavellis Maximen des absoluten Staatsnutzens Geltung hätten. Viele, in denen die Not und die Enttäuschungen des verlorenen Krieges und der Nachkriegsjahre ein Gefühl der Bitterkeit zurückgelassen hatten, verfielen der Versuchung, wieder einmal das Extrem einer «amoralischen» Politik für das Richtige zu halten. Sie wollten die Engländer «mit ihren eigenen Waffen» treffen und merkten nicht, dass damit wiederum eine Politik der Illusionen eingeschlagen war. Die nationalsozialistische Bewegung belebte und steigerte das Nationalbewusstsein zum Nationalegoismus, von dem man Manifestationen erwarten musste, die das internationale Rechtsgefühl und die politische Moral verletzten. Die Revolte des Spiessers mit ihren Fanfarentönen, dem Herrenanspruch und der Rassenlehre stiess Bülow, der ein wirklicher Herr war, ab. Gefühl und Verstand sagten ihm, dass unter diesem Regiment für ihn kein Raum sei. Aber da waren seine Ziele; für sie galt es zu kämpfen. Es kam nicht auf den Mann Bernhard von Bülow, sondern darauf an, das Ziel nicht zu verraten, die Idee nicht preiszugeben. Die höhere Verpflichtung verlangte ein Opfer, das Opfer Bülows, entgegen Gefühl und Neigung einem nicht geliebten Regime zu dienen, den Posten, den er bekleidete, zu verteidigen, um von hier aus mit allen hinhaltenden Kräften zu wirken.

Bülow ist der Stimme des Gewissens gefolgt, die ihm den Kampf für seine Aufgabe als höhere Verpflichtung bezeichnete. Er blieb in seinem Amt, obwohl oder gerade weil der 30. Juni 1934 ihm die revolutionäre Gefährlichkeit des Regimes enthüllte. Ihm blieb nicht erspart, mitanzusehen, dass Stück um Stück aus seinem Werk herausgebrochen wurde und sein Einfluss sank. Als am 7. März 1936 Deutschland den Locarno-Vertrag kündigte und deutsche Truppen die entmilitarisierte Zone des Rheinlands besetzten, stand ich mit Bülow nach der Heldengedenkfeier vor der Berliner Staatsoper, als Beck auf uns zutrat und zu Bülow sagte: «Was macht *Ihr* für Sachen?» Bülow entgegnete: «Sind *wir* in das Rheinland einmarschiert oder *Ihr*?» Hinter dem Lächeln, mit dem sich beide den Ball der Verantwortung zwischen ihren Ämtern zuwarfen, stand das schmerzliche Bewusstsein, dass beide an dieser Entscheidung nicht beteiligt worden waren. Bülows Konflikt endete der Tod. Er brauchte den Zusammenbruch seiner Friedenshoffnungen nicht zu erleben. Er starb 1936. Es war die letzte kirchliche Beisetzungsfeier, an der Hitler bis zu ihrem Schluss teilnahm. Im Dezember 1936 verliess er beim Begräbnis Seeckts vor dem Segen die Grabstätte.

#### DER KALTGESTELLTE DIPLOMAT

#### KONSTANTIN VON NEURATH

Neben dem leichtbeweglichen Papen, der sich im Juni 1932 Konstantin von Neurath, den damaligen deutschen Botschafter in London, als Aussenminister in seine Regierung geholt hatte, wirkte dieser fast schwerfällig. Papen, dem man seine Jahre nicht ansah, hätte immer noch in den Rennsattel gepasst, Neurath stellte man sich als Jäger vor, wie er gemächlichen Schritts langsam bergan stieg. Im ersten Weltkrieg war der Oberleutnant und Regimentsadjutant von Neurath in dem Regiment, in dem auch sein schwäbischer Landsmann Rommel zum erstenmal auf sich aufmerksam machte, dafür bekannt, dass er «die Ruhe weg» hatte, dass ihn nichts um seine Gelassenheit bringen konnte. Diese Unbewegtheit, die auch etwas von Unbeweglichkeit an sich hatte, war es, die schwächere Naturen an ihm Halt finden liess. Nach der Erklärung der Wehrhoheit und nach der Besetzung des

Rheinlands, als manchem die Kniee zu zittern begannen und auch Hitlers Nerven nicht ganz fest blieben, hatte er seine grossen Stunden, in denen er Zuversicht und Vertrauen ausstrahlte. Aber es war nicht allein die Sicherheit einer vom rechten Weg überzeugten Persönlichkeit, die ihn so ruhig bleiben liess, sondern das «laisser faire, laisser passer» eines geistigen Phlegmas, das sich im Mangel an Initiative und in Nachgiebigkeit äusserte, wo es unbequem gewesen wäre, handelnd aufzutreten, zu widersprechen und sein Mitwirken zü versagen. An Mut hat es Neurath nie gefehlt, aber an jener aktiven Kraft des Entschlusses, die einen Menschen zwingt, gegen den Strom zu schwimmen und sich am Risiko einer Tat zu erproben, deren Folgen unberechenbar sind. Neurath war der verkörperte good sense, der gesunde Menschenverstand, aber in seiner passiven Ausprägung, die leicht dazu neigt, mit der Welt und ihrem angeblich unabänderlichen Lauf zu paktieren, aussen herum zu gehen, selbst da, wo die innerste Überzeugung das Mittenhindurch verlangt. Er war kein ausgesprochen geistiger Typ. Wenn François-Poncet nach einem Besuch im Auswärtigen Amt, wo nach Bülow's Tod als Staatssekretär unter Neurath dessen Schwiegersohn Mackensen tätig war, die boshafte Bemerkung machte, er habe nun den Vater und den Sohn, nicht aber den Geist gesehen, so stand nicht bloss die Freude dahinter, mit dem blasphemischen Witz wieder einmal ein Bonmot geprägt zu haben, das mit Windeseile die Runde durch Berlin machen würde, sondern auch eine ernste Wahrheit, die der scharfe Blick des französischen Botschafters rasch erkannt hatte. Denn Neurath hatte weder den Nerv für die geistigen Bewegungen der Zeit noch die schöpferische Phantasie, die neue Entwicklungen und geschichtliche Augenblicke erkennt und zu nutzen oder zu gestalten trachtet. Aber er besass eine gute Dosis Schlauheit, deren sich viele von dem Mann, der als die verkörperte Treuherzigkeit erschien, nicht versahen. Sie fühlten sich dann wohl «hineingelegt», wie von einem Bauern, der mit biederem Gesicht in die Welt blickt, aber beim Pferdehandel ungerührt Fremde wie Nachbarn einwickelt. Neurath barg nicht die Tücke im Gewand der Redlichkeit, aber er verschmähte im Umgang mit Menschen auch nicht die kleinen Ausflüchte, wenn sie ihm helfen konnten, sich durch schwierige Lagen hindurchzulavieren. Auf Hitler hat er durch seine natürliche Autorität, das Gewicht seiner diplomatischen Erfahrung und seine Anpas-



sungsfähigkeit an die Eigenheiten des Diktators anfänglich Einfluss ausgeübt.

Er wäre in Zeiten der Ruhe und des Friedens als Minister eines massvollen Regierungschefs ein guter Aussenminister gewesen, der mit der Würde und Sicherheit seines Wesens, mit der weltbejahenden Kraft seiner Vernunft geordnete Verhältnisse hätte in der Ordnung halten können. Den Sprüngen Hitlers, die den Boden der gegebenen Wirklichkeit je länger je mehr verliessen, war er jedoch nicht gewachsen. Der ungezügelten Dynamik des eigenmächtigen Geistes des Diktators hatte er nichts entgegenzusetzen, was Hitler hätte fesseln können. Er ging sichernd und verlangsamt mit, aber er wirkte auf Hitler, der für Männer von der Art Hindenburgs, Rundstedts und Neuraths eine Schwäche hatte und das Urteil seines ersten Aussenministers stets aufmerksam und mit Achtung aufnahm, weniger mit der Kraft der Warnung als mit der Bestärkung seiner Ruhe. Vielleicht empfand Hitler selbst den Mangel und suchte Neurath dadurch in Bewegung zu bringen, dass er ihm in Ribbentrop den Gesellen an die Seite stellte, der ihn reizen und beunruhigen sollte. Mit diesem ist Neurath nie fertig geworden. Er war zu passiv, aber auch zu anständig, um Ribbentrop über seine Unzulänglichkeit und die Unbeliebtheit bei der Partei stolpern zu lassen, er war zu lässig und sich auch zu gut dazu, ein Intrigenspiel zu beginnen. Er hat ihn weder bekämpft noch den Versuch gemacht, ihn sich zu gewinnen. So musste er ihm schliesslich den Platz räumen. Wohl hatte Neurath Lust am politischen Wirken in einflussreicher Stellung, er atmete gerne die Luft der «grossen Welt» und der diplomatischen Geselligkeit, aber ein persönlicher, von Eitelkeit getränkter Ehrgeiz war ihm fern. Schon beim Eintritt in das Papenkabinett hatte es eines dringenden persönlichen Appells Hindenburgs bedurft, um ihn zur Übernahme des Postens des Aussenministers zu bewegen. Er wäre viel lieber in der Stellung eines Botschafters geblieben. Er fühlte sich ungeeignet zum Minister durch seinen Mangel an Schlagfertigkeit und an Rednergabe. Die Bereitwilligkeit des Schwaben, stets auch die Kehrseite einer Sache zu sehen und die Richtigkeit eines Argumentes anzuerkennen, raubte ihm die Möglichkeit zu rascher Entgegnung und konnte ihn gelegentlich sogar dem Verdacht der Hinterhältigkeit aussetzen. Als Redner ging es ihm wie Otto von Schlieben. Im kleinen Kreise sprach er klug und ohne Stocken.

Sobald er aber aufstehen und eine «Rede» halten sollte, konnte er keinen zusammenhängenden Satz bilden. Er war auf das vorbereitete Konzept angewiesen. Als er dem Auswärtigen Ausschuss des Reichstages über die Konferenz von Lausanne vortrug, las er den Bericht Satz für Satz vor. Der Ausschuss wollte bis 13.30 Uhr tagen. Um 12.30 Uhr war die Rednerliste erschöpft. Der Aussenminister sollte auf die von den Rednern gestellten Fragen antworten. Aber Neurath konnte erst nach der Mittagspause erwidern, nachdem seine Herren ihm eine Antwort ausgearbeitet hatten. Es entstand eine Verlegenheitspause, die dadurch überbrückt wurde, dass Neurath mich bat, einzuspringen und dem Ausschuss etwas zu erzählen. Solche Zwischenfälle ereigneten sich nicht selten.

So veranlassten ihn auch zum Eintritt in das Hitler-Kabinett weder Ehrgeiz noch Hinneigung zu den Lehren des Nationalsozialismus. Er hatte von je den Standpunkt vertreten, den Otto Braun gegenüber Brüning in den Rat kleidete, entweder die NSDAP entschieden zu bekämpfen oder sie zur Verantwortung zuzulassen, solange sie noch zu schwach sei, ihre totalitären Machtansprüche durchzusetzen. Beides war nicht geschehen. Nun war sie an die Regierung gekommen in einer Stärke, die den Totalitätsanspruch verwirklichte. Neurath hatte kein Verhältnis zum Parteiprogramm, auch nicht Beziehungen zu den «Führern». Aber er hatte einen Bereich, für den er sich verantwortlich fühlte: sein Ministerium, das Auswärtige Amt, und die deutsche Aussenpolitik. Nur wenn er an ihrer Spitze blieb, konnte er hoffen, in der Zentrale und im Aussendienst erfahrene und geschulte Beamte zu halten und das Amt vor einer Überschwemmung durch unkundige und ehrgeizige Neulinge zu bewahren. Es galt, die deutsche Aussenpolitik vor gefährlichen Abenteuern zu behüten. Neurath, der als Botschafter in London nach Hendersons Urteil «extremely populär» gewesen war, sah in der Entwicklung des deutsch-englischen Verhältnisses den Prüfstein für die Aussenpolitik Deutschlands. Im Allgemeinen bestand beim deutschen Volk der Wille zu einer Verständigung mit England. In England hatte die Germanophobie der Vorkriegs- und Kriegszeit einer Einlenkungsbereitschaft Platz gemacht, wie man sie seit Jahrzehnten nicht erlebt hatte. Hemmnisse, die früher einer Verständigung im Wege standen, gab es nicht mehr. Die Flottenkonkurrenz gehörte ebenso wie der durch den Burenkrieg

und das Krügertelegramm auf beiden Seiten des Kanals heraufbeschworene Groll längst der Vergangenheit an. Es lag keine Bündnisverstrickung vor, die England genötigt hätte, seine Politik vollständig zu ändern, um sich mit den Deutschen einigen zu können. Die Entwicklung Russlands, die mindestens von einem grossen Teil Englands für eine erhebliche Gefahr angesehen wurde, gab sogar Anlass, sich mit Deutschland zu vergleichen. Churchill schrieb am 23. März 1936: «In England lebt eine starke Zuneigung für Deutschland und ein tiefes Sehnen nach dem Tag, an dem die drei grossen Völker Westeuropas einander die Hand zu dauernder Freundschaft reichen dürfen.» In Deutschland wurde anerkannt, dass seit den Zeiten der Besetzung des Rheinlands und Oberschlesiens bis zu den Schlussverhandlungen über die Reparationen die Engländer sich von den Siegermächten am objektivsten und aufgeschlossensten erwiesen hatten. So waren auf beiden Seiten die Voraussetzungen für eine gegenseitige Respektierung gegeben, die den Weltfrieden gesichert hätte.

Es war eine Aufgabe persönlichen Opfers wert, diese Voraussetzungen ohne Rücksicht auf Sympathie oder Antipathie gegenüber dem System zu erhalten und zu pflegen. Es konnte auf die von einem erfahrenen Mann erhobene Stimme ankommen, ob es gelang oder nicht. Der Freiherr von Neurath war sich darüber klar, dass das Ansehen, das er im In- und Ausland genoss, ein Regime stärkte, dem er sich nicht uneingeschränkt verbunden fühlte; er wusste, dass sein guter Name für Zwecke und Dinge benutzt wurde, denen er innerlich fernstand. Aber er hoffte auch, sein Rat, sein Einfluss, seine Autorität könnten vielleicht die deutsche Aussenpolitik in den Grenzen halten, die sein gesunder Sinn als gegeben ansah. Wenn er das Steuer aus der Hand legte, würden es Männer, die er für Narren der Aussenpolitik hielt, ergreifen. Hier war der Gewissenskonflikt.

Wenn es nicht gelang, zu einer Verständigung mit England zu kommen, so hatte das zwei Gründe. Der eine ist ein psychologischer. Churchill schrieb zwar am 17. September 1937: «Wir haben keine Sympathie für die neuen deutschen Institutionen. Wir bewundern die Behandlung der Juden oder Katholiken oder Protestanten in Deutschland nicht. Aber solange diese Dinge sich nur in Deutschland abspielen, gehen sie uns nichts an.» Die revolutionäre Richtung der deutschen Entwicklung, ihre Regel- und Zügellosigkeit, ihre Brutalitäten

und Unmenschlichkeiten in Wort und Tat waren jedoch ein schweres Hemmnis auf dem Wege der Verständigung. Es wirkte umso tiefer, weil die beiden Völker geist- und blutsverwandt sind. Was in Russland geschah, beachtete man in England weit weniger als die Vorgänge in Deutschland. So war die deutsche Innenpolitik von der Aussenpolitik nicht zu trennen. Die Massnahmen gegen die Kirchen und die Juden waren eine grosse Hypothek, die auf der Aussenpolitik lastete. Neurath hat immer wieder vorsichtig versucht, bei Hitler eine Wandlung seiner Einstellung zu erreichen. Er hat gelegentlich Erfolge gehabt, im Prinzip jedoch nichts zu ändern vermocht. Der zweite Grund für das Scheitern der deutsch-englischen Verständigung lag in der Form einseitigen Handelns, in der Hitler seit 1933 die aussenpolitischen Probleme Deutschlands löste. England beanstandete sie auch dort, wo es selbst einsah, dass der bestehende Zustand geändert werden müsste und ein zu langes Zögern der Siegermächte die Hitler'sche Gewaltpolitik heraufbeschworen hatte. Den endgültigen Bruch in den englischen Bemühungen um den Frieden löste der Marsch Hitlers nach Prag aus. Um diese Zeit war Neurath nicht mehr im Amt.

Als Neurath im Januar 1938 Ribbentrop weichen musste, wurde er zum «Präsident des Geheimen Kabinettsrats» bestellt. Es war eine Ehre, die nicht viel mehr wert war als die Ernennung von Fritsch zum Chef eines Regiments. Die «Ehre» konnte eigentlich nur als Hohn empfunden werden, nachdem Hitler Neurath wenige Tage zuvor zum 65. Geburtstag geradezu überschwänglich gedankt und ihn seiner Verbundenheit «auf ewig» versichert hatte. Damit war für Neurath die Pflicht, die ihn bis dahin im Amt hatte bleiben heissen, gelöst. Nichts hätte ihn noch abhalten sollen, auf seinen Württemberger Landsitz zurückzukehren. Aber er ging nicht. Er liess sich die Kaltstellung gefallen. Dass er 1933 als Aussenminister blieb, war für ihn ein Gewissensgebot. Dass er 1938, angesichts der schmähhlichen Behandlung des Fteiherrn von Fritsch, angesichts der ihm selbst widerfahrenen Kränkung den Posten als «Präsident des Geheimen Kabinettsrats» annahm, kann aus seiner phlegmatischen Scheu vor durchgreifenden Entscheidungen, aber auch aus der Neigung erklärt werden, sich keine Möglichkeit der Information, vielleicht auch des Lebens in der «grossen Welt», entgehen zu lassen. Doch trat noch etwas anderes dazu. Er war einer der wenigen Männer, die Hitlers durch das «Hossbach-Proto-

koll» bekannt gewordene aussenpolitische Darlegungen gehört hatten. Damals stellte der Führer zum ersten Male einen Krieg bewusst in Rechnung. Neurath hat ebenso wie Blomberg und Fritsch seine Bedenken geäußert. Diese Bedenken mögen bei Hitler den Entschluss herbeigeführt haben, sich mit den «kriegsunlustigen Generalen» auch des unbequemen aussenpolitischen Warners zu entledigen. Neurath aber, der nun die Gefahr bedrohlich heraufziehen sah, wollte sich nicht so einfach ausschalten lassen, sondern wenigstens «bei der Hand bleiben», um im rechten Augenblick einwirken zu können.

Es entspricht Neuraths Naturell, dass er nicht versucht hat, aus der «Ehrenstellung» ein Amt von Einfluss zu machen. Er hätte, nun ihm die Grundlage des Auswärtigen Amtes entzogen war, auch keinen Erfolg gehabt. Als im August 1938 die Gefahr des Krieges nahegerückt war, suchte ich Neurath an dem Tage, der die Entscheidung bringen sollte, in aller Frühe in seiner Wohnung auf und bat ihn dringend, zu Hitler zu gehen und sich mit dem ganzen Gewicht seines Einflusses gegen den Krieg auszusprechen. Er sagte mir, dass man in solchen Augenblicken nicht zu spät, aber auch nicht zu früh kommen dürfe, doch auch er glaube, dass jetzt die Stunde reif sei. Er ist an diesem Vormittag ohne Unterbrechung in der Reichskanzlei gewesen, bis Hitler Mussolinis Vermittlungsangebot annahm, das dann nach München führte.

Als ein Jahr später der Krieg ausbrach, war Neurath nicht zur Hand. Er hatte im Frühjahr 1939 die Ernennung zum Reichsprotector von Böhmen-Mähren angenommen, obwohl er wissen musste, dass mit der Besetzung von Prag der Rubikon überschritten war, und dass die Periode «friedlicher Erfolge» dem Ende entgegenging. Er hat zweimal abgelehnt, schliesslich aber, wie er sich ausdrückte, das «Opfer gebracht». Immerhin war es für das Schicksal des Protectorats, ebenso wie für die Beziehungen des deutschen zum tschechischen Volk von Bedeutung, wer dort regierte. Neurath eignete sich für diese Stellung. Er hat zwar manches nicht verhindert. Er räumte seinem «Staatsminister», dem aus dem Sudetengebiet stammenden und mit Ressentiment gegen die Tschechen geladenen Frank, zu viel Selbständigkeit ein. Aber solange Neurath Reichsprotector war, gab es in Prag noch eine Stelle, bei der man an Vernunft und Menschlichkeit nicht ohne Gehör appellierte. Eine spätere Geschichte des Protectorats wird die Verdienste würdi-

gen, die Neurath sich um das tschechische Volk erworben hat. Der tschechische Präsident Hacha erkannte das schon in der Protektoratszeit an und brachte dem Reichsprotektor ein echtes Gefühl der Verehrung entgegen. Als Hitler auch dort schärfere Saiten aufgezogen sehen wollte, schickte er seinen «Henker» Heydrich nach Prag. Neurath wurde zum anderen Male kaltgestellt. Es ist nicht das Gefühl persönlicher Verbitterung gewesen, sondern die grosse Sorge um das Volk, die ihn in der zweiten Hälfte des Krieges dazu trieb, mit seinem alten Regimentskameraden und Landsmann, dem Feldmarschall Rommel, Verbindung aufzunehmen und ihn zu bitten, Hitler die Aussichtslosigkeit der Fortsetzung des Krieges nahezu legen. Er sei der einzige, auf den, als erklärten Liebling der Soldaten und als einen der «Führer-Generale», Hitler noch hören werde. Er sei auch der einzige, der notfalls Hitlers Nachfolge antreten könne. Neurath fand bei Rommel ein offenes Ohr. Er trug schwer an dem traurigen Ende des Feldmarschalls. Er empfand selbst immer schmerzlicher den Konflikt, unter dem die deutschen Patrioten während des Krieges litten und den einst in einer ähnlichen Lage des französischen Volkes der erste französische Generalstabschef, der Revolutionär Carnot, beschrieben hat: «Es ist um die Freiheit geschehen, wenn Bonaparte siegt; und um die Unabhängigkeit der Nation, wenn er geschlagen wird.»

Für Neurath hat es sich nie darum gehandelt, sich für später ein «Alibi» zu verschaffen. Mit seiner vielleicht allzuschwachen Kraft versuchte er, das Übel abzuwenden. Auch wenn er gewusst hätte, dass er einmal wegen seiner Handlungen vor ein Internationales Gericht gestellt werden und in Spandau eingekerkert würde, er hätte nicht anders handeln mögen.

#### DER SISYPHOS AM BERG DES UNRECHTS

#### FRANZ GÜRTNER

In den «Sieben Säulen der Weisheit» rühmt der Engländer Lawrence, der im ersten Weltkrieg in der arabischen Welt ein «eingeborener» Führer wurde, wie im Zusammenbruch der türkischen Armee, deren Rückzug zu regelloser Flucht ausartete, *ein* Block festen Halt bewahrte. Das war die kleine deutsche Truppe, die sich fern der Heimat, von allen Nachrichtenverbindungen abgeschnitten, ihren Weg durch das

Chaos bahnte. Das höchste Lob spendet Lawrence einem Truppenteil, der die Nachhut sicherte. Dieses Bataillon führte der Hauptmann der Reserve Gürtner, der mit Stolz den »Hohenzollern«, eine der höchsten preußischen Kriegsauszeichnungen, trug. In dieser Lage konnte Gürtner seine unerschütterliche philosophische Ruhe, seine zähe Tapferkeit und einen durch alle Widerwärtigkeiten hindurchreichenden Humor entfalten. Er sollte dieser Eigenschaften im späteren Leben noch häufig bedürfen.

Gürtner stammte aus einfachen Verhältnissen. Unter Entbehrungen erwarb er sich als Schüler des Maximilianeums in München durch eigene Kraft ein großes Wissen. Er sprach Englisch, Französisch, Italienisch so mühelos, daß er diese Sprachen in freier Rede verwenden konnte. Den Unterricht in Italienisch hatte er mit den Mitteln bestritten, die er sich als Oberprimaner durch Privatstunden verdiente. Gürtner, der sich alle seine Ziele in harter Arbeit erkämpfen mußte, stand mit beiden Füßen auf der Erde, er blieb anspruchslos und war bescheiden bis zur Selbstverleugnung. Ihn kennzeichnete die nüchterne Beurteilung, das bedachtsame Abwägen, eine Zuverlässigkeit, die jede Phrase haßte. Im Kampf gegen die bedenkenlosen Kraftmenschen auf einen Schelmen anderthalb zu setzen, dazu war er nicht geschaffen.

Er hatte zwei Leidenschaften, das Recht und die Musik. Gürtner war Jurist aus innerster Berufung, aus einem elementaren Drang zur Gerechtigkeit, die er als die unveräußerliche Grundlage des menschlichen Zusammenlebens ansah. Er war ein Orgelspieler von Rang, für den die Hausmusik mehr als Erholung bedeutete. Wollte er sich einmal von der Arbeit entspannen, dann las er, der Kenner der deutschen Literatur, Kriminalromane. In dieser Vorliebe traf er sich mit Professor Kohlrausch, dem Lehrer für Strafrecht an der Berliner Universität, der, ein feinsinniger Goethefreund, ein geistreicher Spötter, der große Gegenspieler von Freisler in der Strafrechtskommission, auch gerne zu Wallace griff. Abends tauschten Minister und Professor ihre Schätze aus, »die schwarze Perle« gegen »den grünen Kakadu«, und lachten am andern Morgen wie Primaner, wenn sie sich beim Frühstück gestehen mußten, daß der Unsinn sie bis um 3 Uhr nachts nicht losgelassen hatte.

Gürtner war 1923 bereits bayrischer Justizminister, er blieb es bis 1932, unter wechselnden Kabinetten der ruhende Pol, nicht bayrischer

Volksparteiler, sondern Deutschnationaler. Er war der verantwortliche Leiter der Verwaltung, unter der Hitler in Landsberg seine Strafzeit verbüßte. An ihn gingen die vielen Beschwerden der verurteilten Nationalsozialisten über ihre Behandlung in bayrischen Gefängnissen. Er hatte der Staatsanwaltschaft die Weisungen in politischen Strafverfahren zu erteilen. Gürtner bedurfte der Philosophie, um nicht das Lachen zu verlernen. Die Anforderungen an seine Unerschütterlichkeit wurden noch grösser, als er 1932 in die Kabinette Papen und Schleicher, 1933 in das Kabinett Hitler als Reichsjustizminister eintrat. Hitler ist es von den Unentwegten verdacht worden, dass er gerade diesen Mann zu seinem Justizminister machte, mit dem die Nationalsozialisten besonders häufig und erbittert die Waffen gekreuzt hatten. Hitler aber wollte nicht den Anschein erwecken, als trage er aus persönlichem Rachegefühl etwas nach, was Gürtner in Erfüllung dienstlicher Pflicht hatte tun müssen. Damals suchte er sich die Mitarbeiter noch nach ihrem Können aus; vor Gürtners Charakter und Fachwissen hatte er Achtung. Deshalb zog er ihn dem Führer des Rechtswahrerbundes, dem Rechtsanwalt Frank, und dem preussischen Justizminister Kerrl vor, obwohl beide ihre Ansprüche als alte Kämpfer auf diesen Posten angemeldet hatten.

Die Totalität, die den Nationalsozialisten keine anderen Götter neben sich dulden liess, führte notwendig den Kampf mit der Religion und dem Recht herbei. In der Theorie bejahte Hitler die Bedeutung des Rechts. Aber wie er die Religion als ein politisches Mittel betrachtete, so sah er auch im Recht ein Instrument der Politik. «Recht ist, was dem Staate nützt», formulierte Frank. Wohl gab Hitler dem Juristen, der ihn einst eingekerkert hatte, die höchste Stelle in der Justiz; aber er verlieh ihm nicht die Macht und stellte ihm nicht die Aufgabe, die Heinrich V., der als Prinz von Wales vom Oberrichter eingekerkert und hart geschmäht worden war, diesem einräumte, indem er ihm das Schwert überantwortete:

«Ihr habt mich gepfändet,  
 Darum verpfänd' ich nun in Eure Hand  
 Dies reine Schwert, das Ihr zu führen pflegtet,  
 Mit dieser Mahnung: dass Ihr selbes braucht,  
 So kühn, gerecht und unpartei'schen Sinns,  
 Wie damals wider mich.»



Hitler hatte ein Misstrauen gegen die Richter, die das Recht als etwas Absolutes ansahen. Er liess an den Juristen kein gutes Haar, es war der Berufsstand, den er am unbarmherzigsten zerpfückte. Die Unabhängigkeit der Richter erkannte er im Grundsatz an, aber nur, wenn er praktisch das Recht hatte, Jedes Urteil, das ihm nicht passte, aufzuheben und den Richter zur Verantwortung zu ziehen.

Dem Diktator trat sein Oberrichter entgegen. Zwei Welten stiessen aufeinander, die nichts gemein hatten. Für Gürtner begann mit der Übernahme seines Amtes ein Leidensweg. Von seiner bayrischen Zeit her kannte er den Nationalsozialismus und dessen Führer genau. Er war kein Träumer und machte sich und anderen nichts vor. Er sah, dass der Totalitätsanspruch der Partei sich auch auf die Domäne des Rechts erstrecken würde, dass sein guter Juristename als Deckschild für Handlungen benutzt werden würde, die seinem Rechtsgefühl zuwiderliefen. Roms klügster Staatsmann sagt: «Der Mensch, dessen Schwachheit das Gute nicht zum Siege führen kann, soll wenigstens all das Übel verhindern, dem er zu widerstehen vermag.» Gürtner wollte für die letzten Bastionen des Rechts kämpfen und den Richtern, die in Kampf um ihre Unabhängigkeit auf den Justizminister als ihren Hort blickten, den Schutz nicht versagen. Selbst wenn sein Widerstand keine Aussichten hatte, glaubte er, ihn nicht aufgeben zu dürfen. Als der alte Bodenschwingh einige Zeit vor Müller zum Reichsbischof gewählt wurde – eine Wahl, die von Hitler nicht anerkannt wurde sagte er, er sei ein Jahr zu spät oder zwei Jahre zu früh gewählt worden, jetzt sei, seine Aufgabe aussichtslos. Auf den Einwand, dann hätte er sie nicht annehmen dürfen und sich für spätere Möglichkeiten aufsparen müssen, erwiderte er lächelnd, eine Aufgabe müsse man erfüllen, auch oder gerade wenn sie aussichtslos sei. Gürtner hätte sich für feig gehalten, wenn er sich dem entzogen hätte, was er für seine Pflicht hielt. Er musste es in Kauf nehmen, dass er, auch von nächsten Mitarbeitern, gelegentlich der Schwäche geziehen wurde. Einem jugendlichen Referenten, der im Eifer vom Minister verlangte, er solle endlich Fraktur reden oder sein Amt zur Verfügung stellen, erwiderte er mit traurigem Lächeln: «Kollege, i hob' die Revolution a net afganga.»

Gürtner schlug bei Hitler nicht auf den Tisch. Das hätte auf Hitler auch keinen Eindruck gemacht. Er suchte zu überzeugen, indem er

dem Gewalthaber in immer neuen Formulierungen vorhielt, dass Willkür den Staat unterhöhle. In einzelnen Fällen hatte er Erfolg. Häufig liess sich Hitler von einer vorgefassten Meinung nicht abbringen. Ebenso häufig kam Gürtner nicht einmal zu Wort. Er selbst hat über seine Empfänge einmal resigniert berichtet: «Von einem Gespräch ist keine Rede. Er lässt mich einen Satz sagen. Dann spricht er selbst, pausenlos, ohne Punkt und Komma, wie ein Sturzbach, der alles überschwemmt. Die vorgefasste Meinung gegen die Justiz ist unüberwindbar. Er ist dem Wesen nach anarchisch, ohne irgendeinen Sinn für die Notwendigkeit staatlicher Ordnung. Wir vertragen uns nur, wenn wir über neue Romane sprechen.» Konnte Gürtner Hitler in einem bestimmten Fall nicht umstimmen, wandte er die Verschleppungstaktik an, oft das einzige Mittel, radikale Befehle zu verhindern. Geling auch das nicht, suchte er sie zu mildern.

Gürtner übernahm das Justizministerium von dem Minister Joel, der es zwölf Jahre lang als Staatssekretär geführt hatte und der zuletzt unter Brüning Minister geworden war. Joel war ein national empfindender Jude, Jurist von Format und konservativ im eigentlichen Sinn. Er hatte aus dem Ministerium eine der homogensten und fachlich besten Behörden gemacht, die es in der Weimarer Republik gegeben hat. Hier herrschte die reine Luft unparteiischer Gesinnung. Hier wurde eine Sparsamkeit geübt, die selbst der Finanzminister anerkennen musste. Gürtner sah es als eine seiner wichtigsten Aufgaben an, das Ministerium auf dieser Höhe zu halten. Er konnte nicht verhindern, dass ihm Roland Freisler als zweiter Staatssekretär aufgezwungen wurde, «Orlando furioso», wie Gürtner ihn zu nennen pflegte. Dieser Mann, der sich einmal in Russland mit dem Bolschewismus vertraut gemacht und von dessen Methoden hatte anstecken lassen, besass ein umfassendes Wissen, war ein Meister der Dialektik und hatte eine Verstandesschärfe, die sich mit der Goebbels'schen messen konnte. Diesem glich er auch in dem absoluten Mangel an sittlichem Ernst. Gürtner bemühte sich, Freisler von jeder Einwirkung auf Personalfragen und wichtige Sachentscheidungen fernzuhalten. Der Staatssekretär sollte seinen Tätigkeitsdrang in Kommissionen austoben, in denen über ein neues Strafrecht und ähnliche Materien debattiert wurde und Freisler seine dialektischen Künste spielen lassen konnte, ohne dass daraus in absehbarer Zeit eine Gefahr entstand.

Freisler hätte Gürtner gern aus dem Sattel gehoben, wurde aber nach dessen Tod an Stelle von Thierack Präsident des Volksgerichtshofs und zeigte dort seine teuflische Rabulistik. Thierack, der schon lange danach strebte, Gürtners Nachfolger zu werden, schielte äußerlich und innerlich und war Jurist nur von Amts wegen, nicht von Berufung. Er siegte schließlich im Wettkampf um Gürtners Nachfolge. Der dritte, der sich die größte Mühe gab, als Herr in das stille Haus in der Wilhelmstraße einzuziehen, war der Rechtsanwalt Frank, während des Krieges Generalgouverneur von Polen. Bei diesem Mann hatte Hitler von Görings Wahlspruch: » Wer bei mir Jude ist, bestimme ich « Gebrauch gemacht; es war nicht der einzige Fall, auch Heydrichs » Ariernachweis « war nicht intakt. Frank war ein Redner von südländischem Temperament, der gelegentlich auch eigene Gedanken hatte. Aber er war durch und durch unwahr. Gürtner, der selten aus der Fassung zu bringen war, verlor sie angesichts der Frank'schen Lügengeschpinste. Dann konnte bei ihm der Bayer zum Durchbruch kommen: » Dös is a Kraiz, daß es a Sau graust! « Frank hatte in der » Akademie für Deutsches Recht « eine Plattform geschaffen, auf der er bei den Jahrestagungen vor Inlands- und Auslandsgästen sein oratorisches Feuerwerk vorführen konnte. Als er einmal ein glühendes Bekenntnis zum Rechtsstaat ablegte, applaudierten die Hörer stürmisch, etwa wie Westeuropäer einem Kommunisten zujubeln, der zu offenbaren unternimmt, daß die Bolschewisten im Begriff seien, die Staatsauffassung der Demokratien zu bejahren. Gürtner aber sagte halblaut zu seinem Nachbarn: » Wie lange, glauben Sie, wird ein Reich bestehen, das sich auf solche Lügen aufbaut? «

Gürtner hat oft geklagt, Deutschland sei kein Rechtsstaat, müsse aber einer werden. Gauleiter griffen in die Rechtsprechung ein, weil ein Strafgericht einen » kleinen Hitler « verurteilt hatte. Die Partei vertrat den Prestige-Standpunkt, daß niemals in der Öffentlichkeit Verfehlungen eines Funktionärs zugegeben werden dürften. Es gab in der Presse keine Stelle, die ihn an den Pranger stellte; es gab kein Parlament, das Mißstände rügte. Es sollte auch keinen Staatsanwalt und keinen Richter geben, der einem Funktionär das Handwerk legte. Unentwegt kämpfte Gürtner mit Gauleitern, mit der Parteikanzlei, mit Hitler um die Wahrung des Grundsatzes, daß vor dem Gesetz jeder gleich sei und daß die Zugehörigkeit zur Partei nicht straffrei mache.

Er schrieb dem Gauleiter von Sachsen, der für einen wegen Misshandlungen angeklagten «alten Kämpfer» eintrat, ins Stammbuch: «Derartige an orientalischen Sadismus erinnernde Grausamkeiten können auch in der grössten kämpferischen Erbitterung keine Erklärung und Entschuldigung finden. Straftaten dieser Art müssen gerade im Interesse der Sauberkeit und des Ansehens der Bewegung ihre ordnungsmässige gesetzliche Sühne finden.» Da wurde Gürtner nahegelegt, Hitler ein Gnadengesuch für verurteilte Parteimitglieder vorzulegen, auch in Fällen, in denen Unentschuldbares vorgekommen war. Oder Gürtner wurde bedrängt, die Verdienste des Sünders um den Nationalsozialismus zu berücksichtigen. Er liess sich nicht beirren und schrieb an Frick: «Diese Beispiele zeigen ein derartiges Mass von jedem deutschen Empfinden hohnsprechenden Grausamkeiten, dass es unmöglich ist, irgendwelche Milderungsgründe in Erwägung zu ziehen.» Da wurden Schöffen drangsaliert, die an einem der Partei missliebigen Urteil mitgewirkt hatten. Gürtner rief Hess an, er solle solchen Missständen entgegentreten: «Die als Grundlage jeder ordnungsmässigen Strafrechtspflege anzusehende richterliche Unabhängigkeit würde hinfällig.» Da legte Bormann täglich Urteile, deren Begründung in der Presse verkürzt und oft verzerrt wiedergegeben war, Hitler vor, der in raschem Zornesausbruch den Justizminister anweisen liess, das Urteil zu kassieren und den Richter zur Verantwortung zu ziehen. Da ergingen Befehle an Gürtner, in Fällen, in denen Hitler kein ihm genügend scharfes Urteil von der Justiz erwarten zu können meinte, den Angeklagten zur weiteren Behandlung an Himmlers Organisation abzugeben. Immer wieder musste Gürtner für die Richter eintreten, aufklärend und mahnend, und musste oft genug erleben, wie Hitler seinen Unwillen über die Juristen an deren oberstem Chef ausliess. Aber es gab in Deutschland noch genügend Richter, die den Mut aufbrachten, keinen Strich vom Pfad des Rechts abzuweichen. Der Freispruch im Reichstagsbrand-Prozess und die Verurteilung Niemöllers zu einer durch die Untersuchungshaft abgebüsst geringen Freiheitsstrafe sind nur Beispiele. Ihnen den Rücken zu stärken, im Richterstande den Stolz und die friederizianische Tradition zu erhalten, dass es noch Richter gäbe in Berlin, das war Gürtners ständiges, oft verzweifelt Bemühen. Man hat viele Vorwürfe gegen ihn erhoben wegen der Dinge, die er nicht hat verhindern können. In der Öffentlichkeit

nicht bekannt geworden sind die zahlreichen Fälle, in denen er Richter vor einem schmachvollen Schicksal bewahrt und Menschen vor der Auslieferung an die Gestapo und damit vor dem Tode gerettet hat. Eine der schwersten Entscheidungen hatte er im Jahre 1934 zu treffen, als es galt, die Gewaltaktion des 30. Juni zu «legalisieren». An der verantwortlichen Mitwirkung Gärtners ist besonders heftig Kritik geübt worden. Gärtner ist dabei von folgenden Überlegungen ausgegangen: Es gibt keine stärkere und nachhaltigere Zerrüttung des Rechtsgefühls in einem Volk, als wenn das Staatsoberhaupt selbst Verbrechen begeht. Am 30. Juni sind entweder vom Staatsoberhaupt Morde begangen worden, die Sühne heischen, deren Ahndung aber nicht durchgeführt werden kann. Oder es ist ein berechtigter Staatsakt vollzogen worden, dessen revolutionäre Form einer nachträglichen Legalisierung bedurfte. Vollzog man diese Legalisierung nicht, die das Geschehnis des 30. Juni zu einem gerechtfertigten Akt der Staatsnotwehr stempelte, dann wäre die Bahn freigemacht worden für alle Verbrecher, die sich auf die Staatsraison berufen hätten. Jetzt musste festgelegt werden, dass ein Verbrechen immer ein Verbrechen bleibt, wenn es nicht durch *Gesetz* vor aller Öffentlichkeit von dem durch das Volk gewählten Parlament als ein Akt erklärt wird, der politisch gerechtfertigt war und nur wegen seiner Form einen Formfehler heilenden Billigung bedurfte. Tatsächlich lag am 30. Juni Staatsnotwehr vor. Dass Röhm eine Revolte beabsichtigt hatte, war nicht zu bezweifeln. Es war die Form der Niederwerfung, die geheilt werden musste. Das liess sich aber nur dann rechtfertigen, wenn von der Legalisierung alle Gewaltakte ausgeschlossen wurden, die aus persönlichen Motiven begangen worden waren. Deshalb legte Gärtner entscheidenden Werl auf die Formulierung, die diese persönlichen Racheakte der Strafjustiz, überantwortete, und mühte sich in der Folge ständig darum, die strafrechtliche Verfolgung der Schuldigen durchzusetzen. Es ist ihm nur zu einem kleinen Teil gelungen.

Die Last des Konflikts, in dem sich Gärtner befand, drückte immer schwerer auf ihn, je mehr er sich sagen musste, dass er im Kampf um das Recht der Unterliegenden war. Er kam sich vor wie Sisyphos, der den Stein bergan wälzt, um ihn immer wieder vor dem Ziel hinabrollen zu sehen. Immer öfter fragte er sich, ob es noch lohne, den Kampf fortzusetzen. Ein früherer Mitarbeiter traf ihn kurz vor Weih-

nachten 1940 am Eingang des Ministeriums. Der Minister sah schlecht aus. Auf die Frage nach seinem Ergehen sagte er: «Was glauben Sie, lieber Kollege, wie glücklich, wie unendlich glücklich ich wäre, wenn ich nicht in dieses Haus hineinzugehen brauchte. Aber ich muss, ich muss. Sehen Sie, da stehen schon drei, die hineinwollen, Frank, Freister und Thierack. Einer von ihnen wird es werden. Und deshalb muss ich mich hineinschleppen.» Und dann ging der schwere Mann mühsam die Treppe hinauf.

Wenige Wochen später war er tot.

## 16. Kapitel

### DER AKTIVE WIDERSTAND

#### DER STREITBARE GOTTESMANN

#### MARTIN NIEMÖLLER

Der Widerstand gegen eine Diktatur entwickelt sich notgedrungen immer in einer Untergrundbewegung. Er hat keine Mittel, sich offen zu äussern. Die Presse und der Rundfunk sind ihm verschlossen. In Büchern darf er nur durch Symbole oder versteckt zwischen den Zeilen sprechen. Von Mund zu Mund oder mit Handzetteln gibt er sein? Parolen weiter.

In Hitlers Staat gab es nur *eine* Einrichtung, die offen gegen das System aufzutreten den Mut hatte: die Kirche. Beide Konfessionen nahmen den Kampf auf, beide brachten Opfer, mancher tapfere Bekenner ging ins Gefängnis oder liess sein Leben im Konzentrationslager. Der Kampf der süddeutschen evangelischen Kirchen unter ihren Bischöfen Wurm und Meiser, die Odysseen, die Männer wie Asmussen und Lilje

immer wieder quer durch Deutschland unternahmen, die Predigten Graf Galens, des katholischen Bischofs von Münster, und die Hirten-schreiben des katholischen Bischofs von Berlin, Graf Preysing, sind für alle Zeit in der Geschichte des inneren Widerstands aufgezeichnet. Einmal schien des Bischofs Galen Schicksal besiegelt zu sein. Der Verhaftungsbefehl war schon gegeben, drei Männer der Geheimen Staatspolizei erschienen im bischöflichen Palast, um ihn abzuführen. Er ging ins Nebengemach, sich für die Haftzeit zu rüsten. Dann trat er wieder ein, im vollen bischöflichen Ornat, mit der hohen Mitra fast zur Decke ragend: «Nun führt mich gefangen durch Münster!» Sie wagten es nicht. Sie holten neue Instruktionen ein und der Haftbefehl blieb unausgeführt. Der mächtigende Einfluss des Gauleiters Meyer hatte gegenüber Himmler und Heydrich die Oberhand gewonnen. Des Bischofs Predigten und Verlautbarungen waren deshalb schwer zu packen, weil sie sich der Politik enthielten; sie griffen niemanden persönlich an, sie forderten nicht zum Widerstand schlechthin auf, sie nannten nur *das* Sünde, was nach christlicher Anschauung Sünde war.

An diese klare Grenzlinie hielt sich der Mann nicht immer, dessen Name auf evangelischer Seite besonders eng mit dem Kampf verknüpft ist, den die streitbare Kirche gegen das unchristliche System geführt hat, der Pfarrer von Dahlem, Martin Niemöller. Er hat selbst den Weg beschrieben, der den ehemaligen Offizier der kaiserlichen Marine vom Unterseeboot auf die Kanzel führte. Wenn gelegentlich versucht wird, Besonderheiten seines Wirkens als Pfarrer seiner militärischen Herkunft zuzuschreiben, so wird man damit der Persönlichkeit dieses Mannes nicht gerecht. Er hat das heftige Temperament des Jüngers, der bei der Gefangennahme des Herrn das Schwert zog und einem der Schergen das Ohr abhieb. In ihm brennt ein Bekennermut, der keine religiöse Leisetreterei dulden mag, ein empfindliches Gewissen, das auf verborgene Gefahren rasch antwortet. Er besitzt eine Überzeugungskraft, die entzündet und mitreisst. Die aufrüttelnden Worte Christi: «Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert» wirken stärker in ihm als die tröstende und stillende Kraft des Evangeliums. Er ist nicht frei von einem Hang zum Märtyrertum, der sich in den Tiefen des menschlichen Herzens nicht ganz vom Drang zu öffentlicher Geltung trennen lässt. Es konnte nicht aus-



bleiben, daß dieser Mann in den Zeiten der Unruhe als ein »Rebell in Christo« aus der Verborgenheit trat.

Sein Temperament und sein Gewissen führten ihn von jeher in die Opposition. Dabei sind seinem stürmischen Wesen Fehler unterlaufen, die einer gemäßigteren Natur erspart geblieben wären. Vor 1933 war er in Dahlem als der »Nazipastor« bekannt. Damals wandte er sich gegen den Zerfall der allgemeinen Moral in Deutschland, den auch der Nationalsozialismus zu bekämpfen vorgab. Als aber Hitler an die Macht gekommen war, war er einer der ersten, die in dem neuen Regime des Teufels Pferdefuß erkannten. Nun rief Niemöller die Bekennende Kirche zum Kampf auf. Es lag in seiner Art, daß die Methoden, die er in diesem Kampf vorschlug und anwandte, nicht immer ein geistiges Gepräge trugen. Als eines Abends in meiner Wohnung Führer der Evangelischen Kirche zusammen waren, um Maßnahmen gegen Anordnungen zu beraten, die der Reichsbischof Müller für die Jugend erlassen hatte, sagte Niemöller, »des trockenen Tones satt« er werde mit ein paar tüchtigen Jungen des Bibelkreises dem Reichsbischof auf die Bude rücken und ihn so verprügeln, daß er 14 Tage nicht sitzen könne; das sei die einzige Sprache, die Müller verstehe. Die meisten von uns hätten dem Reichsbischof eine solche Aussprache durchaus gegönnt, aber wir mußten doch dem alten Bodelschwingh zustimmen, der vorwurfsvoll ausrief: »Aber, Bruder Niemöller, so können wir doch nicht verhandeln!« Eine Aussprache der evangelischen Kirchenführer mit Hitler wurde durch einen Überraschungscoup Görings eingeleitet, der ein paar durch sein Abhörsystem aufgenommene Telefongespräche Niemöllers vorlas, in denen dieser sich ähnlich über Hitler und den »alten Herrn« geäußert hatte. Von der Kanzel seiner Dahlemer Kirche, vor der sich an den Sonntagen, an denen er predigte, die Kraftwagen aus ganz Berlin stauten — auch von Menschen, die weniger das Evangelium, als Worte der Kritik am System zu hören kamen —, griff Niemöller führende Männer der Politik, vor allem den Kirchenminister Kerrl, persönlich an. Fromme Menschen, die der Partei fern oder feindlich gegenüber standen, äußerten wiederholt ihre Besorgnis; keine Regierung könne sich auf die Dauer solche Angriffe gefallen lassen, am wenigsten werde das die derzeitige tun. Es kam, was kommen mußte. Eines Tages sagte mir der Justizminister Gürtner, er habe in Hitlers Auftrag Niemöller warnen

lassen müssen. Hitler wolle keine Märtyrer schaffen, er wolle aber auch Niemöller keine Narrenfreiheit geben. Niemöller möge sich künftig mässigen und von politischen Äusserungen und persönlichen Angriffen absehen, sonst werde er eines Tages verhaftet werden, und dann werde er aus der Haft nicht wieder herauskommen. Niemöller liess sich keine Beschränkungen seiner Redefreiheit auferlegen und achtete der Warnung nicht. Nach seiner Verhaftung wurden, am hartnäckigsten von Grossadmiral Raeder, Versuche gemacht, ihm die Freiheit unter bestimmten Bedingungen wiederzugeben; sie scheiterten sämtlich, weil Hitler unnachgiebig blieb; es war aber auch schwer, Niemöller dazu zu bringen, sich Bedingungen zu unterwerfen. Sicherlich wäre er als das Haupt der Bekennenden Kirche der Verfolgung auch bei vorsichtigerem Vorgehen früher oder später nicht entgangen.

Nach dem Zusammenbruch trat Niemöller in eine neue Opposition. Er, der an erster Stelle im Kampf gegen das braune Kollektivdenken gestanden hatte, durchbrach die Front, die alle Schuld an den Verbrechen und am deutschen Unglück nur den Nationalsozialisten beimass. Er wollte die Deutschen zusammenführen in einem gemeinsamen Schuldgeständnis, in dem Bekenntnis, wie es in Stuttgart abgelegt wurde, nicht stark genug geglaubt und nicht brennend genug geliebt zu haben. Man hat Niemöllers Absicht gröblich missverstanden. Man hat weder den für alle, besonders auch für die «Gerechten» bestimmten Ruf zur Selbstbesinnung und Läuterung vernommen, noch die Mahnung zur verzeihenden Einigung. Dafür ist Niemöller der Vorwurf gemacht worden, des deutschen Volkes Kollektivschuld anerkannt zu haben. Vielleicht trägt er selbst Verantwortung für dieses Missverständnis, da er in seinen Reden die unterschiedlichen Begriffe der Schuld vor Gott, der politischen Schuld und der rechtlich verfolgbaren Schuld nicht klar genug voneinander getrennt hatte. Niemöllers Stärke liegt im Erkennen der Gefahr, im Aufzeigen eines Ziels, nicht aber in der Wahl der Mittel gegen die Gefahr oder im Aufspüren des richtigen Wegs.

Im Laufe des Jahres 1950 hat er den Bundeskanzler Adenauer wegen dessen Haltung in der Frage der Wiederbewaffnung Deutschlands heftig angegriffen und die Wiederbewaffnung mit scharfen Worten abgelehnt. Das hat in weiten Kreisen des deutschen Volkes, auch ausserhalb der Evangelischen Kirche, Aufsehen, Kritik oder begeisterte Zustim-

mung hervorgerufen. In der Kirche hat es zu der verlegenen Frage geführt, wie man mit dem protestierenden «enfant terrible», das die Einheit der Kirche bedrohe, fertig werden solle. Der christliche Laie hat schon immer eine einheitliche und bestimmte Bekundung der Kirchenführung vermisst, ob die Befolgung des staatlichen Befehls zum Kriegsdienst oder die Kriegsdienstverweigerung recht sei. Er sieht in der kirchlichen Stellungnahme, die beides anerkennt und die Entscheidung dem Gewissen des Einzelnen überlässt, ein Ausweichen. Niemöller wollte wieder einmal den gordischen Knoten durchhauen, indem er eine klare Entscheidung verlangte und die deutsche Teilnahme an einem Krieg gegen den Osten als weder christlich noch national bezeichnete. Der Apostel Paulus hat sich wiederholt mit der Frage auseinandergesetzt, ob der Genuss von Fleisch, das von heidnischen Opfern stammte, sündig oder erlaubt sei. Die «Starken» meinten, da es ja keine heidnischen Götter gebe, sei das ihnen dargebrachte Opfer eine belanglose Angelegenheit; das daher stammende Fleisch müsse deshalb ungefährlich sein. Die «Schwachen» fürchteten, durch den Genuss des von «heidnischen Greueln» stammenden Fleisches an den Greueln mitschuldig zu werden, und lehnten deshalb den Genuss als sündig ab. Beide Parteien stimmten darin überein, dass es nur eine einheitliche Entscheidung geben könne, der Fleischgenuss müsse entweder Sünde oder erlaubt sein. Aber Paulus entschied, auf das Fleisch komme es nicht an, da hätten die «Starken» recht, dagegen auf den Glauben des Einzelnen; wer zweifle, ob das Essen des Fleisches erlaubt sei oder nicht, und doch esse, der begehe Sünde. Paulus schliesst mit dem Satz: «Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde.» Genau so steht es mit der Beteiligung der Christen am Krieg. Wer fürchtet, damit ein Unrecht zu begehen, versündigt sich, wenn er Waffen nimmt; er muss den Kriegsdienst verweigern. Wer aber glaubt, sein Vaterland mit der Waffe in der Hand verteidigen zu müssen, wie es der Altbischof Wurm für Recht und Pflicht des Christen hält, der begeht kein Unrecht, wenn er kämpft.

Niemöller sollte sich auf die Weisheit des Apostels besinnen. Er ist in Gefahr, die Grenzen zu überschreiten, die der Religion gegen die Politik gezogen sind. Wohl kann sich die Kirche nicht ausserhalb des politischen Geschehens halten. Es genügt nicht, dass ihre Seelsorger sich ins Studierzimmer einschliessen, treu die Sonntagspredigt vorbereiten,

das Evangelium rein verkünden, aber fern von allem bleiben, was sich draussen vollzieht. Das war die Forderung des Nationalsozialismus. Die Kirche kann aber nicht schweigen, wo der Staat göttlichem und menschlichem Gebot zuwiderhandelt. Niemöller hat sich dieser Forderung nie gebeugt. Aber wie ein zorniger Kämpfer, der weiter um sich schlägt, auch wenn der Gegner niedergerungen ist, so gerät er, der zunächst nur für Gottes Gebote stritt, in die Angelegenheiten der Welt und vermischt Glauben und Politik. Seine Argumente gegen die Aufrüstung des Westens, seine brennende Sorge vor einem Bruderkrieg des gespaltenen deutschen Volkes, so begrifflich sie sind, messen mit den Massstäben der Welt, nicht mit denen der Religion. Er ist nicht der erste Gottesmann, der sich zur Politik verführen lässt. Als das Toleranzedikt des Grossen Kurfürsten einst die Geistlichen verpflichtete, sich aller Ausfälle gegen andere, von ihnen nicht gebilligte Bekenntnisse zu enthalten, weigerte sich der Liederdichter Paul Gerhardt aus «Gewissensgründen», sich dieser Vorschrift zu unterwerfen, was ihn um sein Pfarramt brachte. Im sozialen Kampf am Ende des 19. Jahrhunderts liess sich der Berliner Hofprediger Stöcker tief in den politischen Tageskampf verstricken und hat damit der Kirche wahrlich keinen guten Dienst erwiesen. Es ist nicht die Sache der Geistlichen, politische Anschauungen als religiöse Forderungen zu verkünden; die Behauptung gottgeschenkter Einsichten in weltliche Dinge, von wem sie auch ausgeht, trägt den Stempel der Anmassung. Wenn Professor Barth dem roten Kollektivgedanken gegenüber eine andere Haltung fordert als zum braunen, wenn er gegen den Nationalsozialismus den offenen Kampf, gegen den Bolschewismus die gewaltlose Methode predigt, so mag das seine beachtenswerte politische Auffassung sein, er hat aber Unrecht, wenn er sie mit Glaubensfragen vermischt.

In der gleichen Versuchung befindet sich Niemöller. Wie so oft, hat er eine Gefahr für das deutsche Volk richtig gewittert. Er hat deutlich erkannt, dass weite Kreise des Westens den deutschen Osten innerlich abzuschreiben im Begriff sind. Er glaubt zu bemerken, dass sogar Regierungsstellen kein brennendes Interesse mehr daran hätten, die Ostzone als politisch und konfessionell andersartigen Lebenskörper mit dem Westen wiederzuvereinigen, und trifft sich hierin mit dem Führer der politischen Opposition. Aber wie so oft, schoss Niemöller

auch dieses Mal über das Ziel hinaus, indem er, im Feuer seines Temperaments und in der Freude an zugespitzten Formulierungen, Äußerungen machte, die, statt Deutschland zu einigen, neue Spaltungen und Zerwürfnisse aufwarfen. Er überschreitet die Befugnis der Kirche, indem er seine politische Ansicht über die deutsche Einigung mit dem von ihm religiös aufgefaßten Problem der Wiederaufrüstung verbindet. So erscheint etwas, was nur die politische Privatansicht eines einzelnen sein kann, im Gewande der religiösen Forderung eines Kirchenpräsidenten. Wegen der Bedeutung des Mannes, der sie erhebt, kann die Evangelische Kirche dazu nicht schweigen. Stimmt sie zu, bringt sie sich in Widerspruch zu ihrer eigenen bisherigen Haltung. Lehnt sie ab, stößt sie die zahlenmäßig nicht geringe Anhängerschaft Niemöllers vor den Kopf. Sucht sie den Spalt zu überbrücken, setzt sie sich dem Vorwurf aus, sich um eine Entscheidung zu drücken, eine Politik des »Auskneifens« zu treiben. Es wurden Stimmen laut, die bereits die Einheit der Evangelischen Kirche, die nach 1945 so mühsam erreicht war, bedroht wähten. Wie handelten in solchen Fällen die Begründer der Kirche? Der an die Grundlagen der ersten Christengemeinden rührende Streit, ob Heiden durch die Taufe oder auf dem Umweg über das Judentum in die Gemeinschaft der Christen aufzunehmen seien, löste die Frage aus, ob das Christentum ein Ableger des Judentums oder eine neue Weltreligion werden sollte. Er wurde ohne Ausweichen, offen und ehrlich, aber in brüderlicher Liebe und in der Bindung des Gewissens an den Herrn und Meister ausgefochten, bis ein Ausgleich erreicht war. Paulus, den wir heute den Vertreter der »modernen« Richtung nennen würden, zögerte sogar nicht, dem Apostel Petrus, der mit Jakobus zusammen das Haupt der »konservativen« Richtung gewesen war, den Vorwurf der Schwäche und Unaufrichtigkeit zu machen, als dieser mit Rücksicht auf die noch nicht überwundenen Bedenken der Jerusalemer Christen trotz des Ausgleichs in der Behandlung der Frage schwankte. Man nannte also damals die Dinge beim Wort, man verschwieg und verbarg nichts, aber an eine Gefährdung der Einheit dachte niemand. So sollte und könnte es auch heute sein. Aber man ist heute »orthodoxer«, als es Christus, Paulus und Petrus waren. So ist in der Evangelischen Kirche eine Gefahr entstanden, die ganz besonders mit dem Namen Niemöllers verbunden ist. In der Zeit des Kampfes gegen ein christen-

tum- und kirchenfeindliches System war die Gründung der Bekennenden Kirche eine Notwendigkeit. Man hat sie nach dem Krieg in die Evangelische Kirche übernommen, indem man die Bruderräte bestehen liess. Sie sollten das Gewissen der Kirche bilden und lebenerweckend wirken. Hierin liegt, wenn nicht eine Selbsttäuschung, so doch eine Gefahr. Der Komplex des «alten Kämpfers» auch im geistlichen Gewand widerspricht dem Gebot der Demut. Die nicht hoch genug zu rühmende Erfüllung einer inneren Verpflichtung führt zum Pharisäertum, wenn sie zur Grundlage einer Berechtigung gemacht wird. Eine Bekennende Kirche kann nicht als Zustand erhalten werden, sie muss sich immer von Neuem als lebendige Wirkung und Bewegung bilden und erweisen.

Die Verdienste Niemöllers können durch solche Feststellungen nicht geschmälert werden. Die Evangelische Kirche muss stark und weitherzig genug sein, diesem Mann Raum zu lassen, auch wenn er sie manchmal in Verlegenheit bringt. Er zwingt auch Klärungen herbei, ohne die sie nicht bestehen kann. Geschieht das im rechten Geist und in der richtigen Form, dann wird es für die Kirche und das Volk nur heilsam sein. Niemöller ist die Unruhe in der Uhr der Evangelischen Kirche. Die Unruhe zeigt die Zeit nicht an, aber ohne Unruhe kann keine Uhr sein.

## DER BÜROKRATISCHE REVOLUTIONÄR

### CARL FRIEDRICH GOERDELER

Als der nationalsozialistische Staat zusammengebrochen war, meldeten sich viele Deutsche als Teilnehmer am «Widerstand». Die Unzufriedenheit mit dem Hitler-Regime hatte sich während des Krieges weit verbreitet, aber nicht alle Unzufriedenen waren auch Widerstandskämpfer. Viele haben die Faust nur in der Tasche geballt, Kritik nur im vertrauten Kreis geübt und auf die Lösung des Konflikts von aussen her gerechnet. Mancher Oppositionskreis wartete ab und forderte die Tat von der Nachbargruppe. Viele Menschen sind verfolgt und gequält worden, sie verdienen auch eine Wiedergutmachung, aber nicht alle Verfolgten waren deshalb Helden im Ringen um die Freiheit. Die aus gekränktem Ehrgeiz oder aus Furcht vor der Vergeltung spät in

das Lager der Auflehnung traten, können ebensowenig den Titel des aktiven Widerstandskämpfers beanspruchen wie die anderen, die zwar aufrecht zu ihrer Überzeugung standen und sie gegen die Angriffe des Systems tapfer verteidigten, aber nicht zum Gegenangriff übergingen. So erweist sich, daß der Kreis des eigentlichen Widerstands, der sich aus verschiedenen Gruppen mit verschiedenen Zielen zusammensetzte, nicht allzu groß war. Daraus erklärt sich auch, daß viele Attentatspläne immer wieder hinausgeschoben wurden und der einzig ausgeführte schließlich scheiterte.

Es ist Goerdelers bewegteste Klage gewesen, daß es ihm, der von Anfang an im Mittelpunkt des Widerstandes war, nicht gelang, die mannigfachen Richtungen miteinander zu vereinigen. In jeder Kombination einer oppositionellen Regierung vor und nach 1933 spielte sein Name eine Rolle. Kein Zukunftskabinett war denkbar, in dem er nicht an wichtiger, meist an der leitenden Stelle vorgesehen war. Goerdeler besaß Autorität in weiten Kreisen von rechts und links und genoß Achtung wie kaum ein Politiker dieser Zeit. Nur wenige erkannten seine Schwächen und hegten Zweifel, ob er sich auch zum politischen Führer eignete. Er hatte sich als Bürgermeister von Königsberg und Oberbürgermeister von Leipzig einen Ruf erworben, der weit über den Kreis der Kommunalpolitiker hinausging. Er war ein streitbarer Mann, der nach oben wie nach unten ehrlich für seine Überzeugung eintrat. In Königsberg hatte es nicht an Konflikten zwischen ihm und dem dortigen Oberbürgermeister Lohmeyer gefehlt, in Leipzig mangelte es nicht an Zusammenstößen im Magistrat oder in der Stadtverordnetenversammlung. Aber auch die Gegner mußten die Objektivität, die Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe Goerdelers anerkennen und zugeben: » Der Mann kann etwas.«

Weniger unbestritten war seine Überlegenheit als Sachverständiger auf wirtschaftlichem Gebiet. Gewiß ist Goerdeler ein tüchtiger Preiskommissar gewesen — alles, was er anfaßte, hatte Hand und Fuß —, aber seine eigentliche Stärke lag nicht im Verständnis für die Wirtschaft. Er war ein großer Vereinfacher, für den es nur Schwarz und Weiß gab, keine Zwischentöne und Schattierungen. Das machte seine Ansichten, die er mit dem glühenden Feuer heiliger Überzeugung vortrug, so ungemein wirksam. Er sprach sicher und bestimmt, es gab für ihn nur das Entweder — Oder, nicht das Sowohl — Als auch. Er

schaftte Zuversicht und riss Schwankende mit. Aber er unterlag dabei der Gefahr des Simplifizierens. Ihm reihten sich sämtliche Fragen in festgelegte Kategorien ein, alle Vorgänge wickelten sich nach unwandelbaren Gesetzen ab. Die Komplexität und Rückbezüglichkeit wirtschaftlicher Erscheinungen fand in seinem Schema keine Beachtung, den je nach den Umständen verschieden wirkenden Zeitfaktoren trug er nicht genügend Rechnung. Im Herbst 1938 vertrat er mir gegenüber die Auffassung, dass nach der festliegenden Folge Haushaltfehlbetrag – Krise – Arbeitslosigkeit bereits im Winter 1938 eine grosse Zahl von Erwerbslosen auftreten müsse; er liess sich nicht davon überzeugen, dass das übersteigerte Finanz- und Produktionsprogramm, mindestens für 1938 und 1939, nicht Arbeitslosigkeit, sondern Mangel an Arbeitskräften herbeiführen würde.

Im Politischen fehlte ihm das Fingerspitzengefühl für die in den Massen wirkenden Kräfte. Er war konservativ mit starkem sozialem Einschlag und einem brennenden Eifer für Recht und Menschenwürde. In seiner tiefen Religiosität schreckte er vor dem politischen Mord zurück. Er wollte Hitler beseitigen, aber die neue Regierung nicht von vornherein mit einer Blutschuld belasten, glaubte vielmehr, dass der Widerstandsbewegung der Erfolg auch erkämpft werden könne, wenn Hitler am Leben bliebe und in sicherer Verwahrung gehalten würde, und fügte sich nur widerstrebend der radikaler denkenden Offiziersgruppe unter Stauffenberg. Goerdeler vertrat den bürgerlichen «Honoratioren»-Standpunkt im Kreise der Verschwörer und hätte wohl, wenn das Attentat des 20. Juli 1944 geglückt wäre, bald einer Leitung mit schärferem Linkskurs weichen müssen. Er war alles andere als ein geborener Revolutionär. Sein Ordnungssinn liess ihn den Umsturz als eine normale Kabinettsumbildung vorbereiten: mit Regierungsprogramm, Gesetzentwürfen und Ministerlisten. Er hielt nicht bloss die Namen der kommenden Männer fest, sondern führte in seinem Notizbuch auch Protokoll über alle Besprechungen, während Severing, nach Vorschlägen für die nach einem Umsturz geeigneten Männer befragt, sich ausdrücklich jede Aufzeichnung ihrer Namen verbat. Die Meinungsverschiedenheit zwischen Goerdeler und Popitz, die schliesslich ihre Trennung verursachte, bestand nicht bloss darin, dass sie sich über Personalfragen, insonderheit die künftige Besetzung des Ministeriums des Innern, nicht einigen konnten, sondern in ihrer unterschiedlichen



Veranlagung. Popitz nannte den Leipziger Oberbürgermeister einer, politischen Phantasten, gelegentlich gebrauchte er einen noch schärferen Ausdruck, Goerdeler bezeichnete den preussischen Finanzminister als labilen Charakter, dem man nicht trauen könne. Popitz hatte nicht ganz unrecht. Goerdeler war ein Charakter ohne Furcht und Fehl, den man lieben und achten musste, als Verwaltungsfachmann stand er an erster Stelle, aber als Wirtschaftler war er zu doktrinär, als Politiker zu naiv, als Revolutionär zu bürokratisch.

Goerdeler gehörte zu *den* Männern der bürgerlichen Rechten, die Hugenbergs, Seldtes und Schachts Zusammengehen mit den Nationalsozialisten von vornherein scharf missbilligt hatten. Er war durchaus nicht blind für gute Gedanken und richtige Ansätze, die im nationalsozialistischen Programm enthalten waren. Aber er sah im Totalitätsanspruch, im Diktatorsystem und in der Rassenlehre einen furchtbaren Angriff auf die Grundlagen der deutschen Kultur. Aus diesem Grund war er als Deutscher und als Christ ein unerbittlicher Gegner der Hitlerbewegung. Deshalb wollte er den Nationalsozialisten keinen Fussbreit Boden ohne Kampf einräumen und verteidigte die Stellungen, die er als Preiskommissar und Oberbürgermeister innehatte, solange ihm dies ohne Verleugnung seiner Persönlichkeit möglich zu sein schien. Aus diesen Positionen heraus konnte er Hitlers Politik am besten bekämpfen. Hier suchte er seine Ideale zu verwirklichen, Menschenwürde, Freiheit und Gerechtigkeit in einer Umwelt zu erhalten, in der sie mehr und mehr von den Brutalitäten des totalen Staates verdrängt wurden. Er hat Jahre hindurch der Verwaltung der Stadt, deren Oberbürgermeister er war, den Stempel seines Wesens aufgeprägt. Der bestimmten, klaren und frischen Art Goerdelers, die eine gewinnende Liebenswürdigkeit und entwaffnende Offenheit mit Willensstärke verband, konnten sich auch die örtlichen Parteileute nicht entziehen. Im banalen Reich Mutschmanns, des Gauleiters und Reichstatthalters von Sachsen, eines der fanatischsten Gaufürsten, war Leipzig lange Zeit eine Oase. Aber als gegen Goerdelers Willen des Denkmal Mendelssohns entfernt wurde, ging er. Er konnte nicht der Leiter eines Gemeinwesens bleiben, in dem der Rassenhass dem in aller Welt geehrten grossen Musiker keinen Platz mehr gewährte. Er hatte versucht, Leipzig, der Stadt der Messe, aber auch der Musik und des Buches, ihren Charakter zu wahren. Als das nicht mehr möglich

war, schied er schweren Herzens aus einer Tätigkeit, an der er mit allen Fasern hing. Ihm winkte eine neue, verantwortungsvolle Aufgabe: er sollte Vorsitzender des Krupp-Direktoriums werden. Aber Hitler, der eine untrügliche Witterung für seine Gegner besass, hatte längst in Goerdeler den Widersacher erkannt, der nicht einzelnen Aktionen widerstrebte, sondern ihn und sein System insgesamt ablehnte. Diesen Mann wollte Hitler nicht an leitender Stelle in Deutschlands Waffenschmiede sehen. Gegen Hitlers Einspruch konnte die Anstellung nicht vollzogen werden. An die Stelle Goerdelers trat der zweite Bürgermeister Leipzigs, Loeser, der, ohne Goerdeler gleichzukommen, aus seiner Schule hervorgegangen und in seine oppositionellen Gedanken eingeweiht war. Die Berufung auf die Teilnahme am Widerstandskampf bewahrte Loeser nicht davor, mit den übrigen Mitgliedern des Krupp-Direktoriums in Nürnberg angeklagt und verurteilt zu werden.

Schon frühzeitig ist sich Goerdeler darüber klar geworden, dass die von vielen Anhängern und Gegnern gehegte Hoffnung auf eine allmähliche innere Wandlung des Nationalsozialismus, auf die Überwindung der zerstörenden Mächte durch die Kräfte des Anstands und der Vernunft, des Rechts und der Religion, auf den «Sieg des Guten» ein Trug war. So entstand in Goerdeler, von Jahr zu Jahr sich festigend und sein ganzes Denken beherrschend, die Überzeugung, dass das deutsche Volk nur gerettet werden könne, wenn Hitler falle. Er wurde eine bewegende und treibende Kraft der deutschen Widerstandsbewegung, der Mann, der immer wieder auf unzähligen Fahrten durch Deutschland die Generale zum Handeln aufforderte, Gleichgesinnte warb, Männer suchte, die bereit und geeignet waren, nach dem Sturz des Systems führende Posten zu übernehmen. Schon 1938 weilte er in England, um massgebende Kreise über das Vorhandensein einer deutschen Widerstandsgruppe zu unterrichten und die Einstellung der Engländer zu ihr zu ermitteln. Jahre hindurch musste er sich in fiebernder Ungeduld verzehren, weil gerade die Soldaten, ohne die ein Staatsstreich nicht möglich war, zauderten, weil sich – wie 1938 durch München ~ immer wieder dem Diktator günstige Ereignisse zwischen die Pläne und ihre Ausführung schoben. Die in Casablanca beschlossene «bedingungslose Übergabe» erschwerte Goerdelers Aufgabe bei den Generalen, welche Hitler die Verantwortung für die Kapitulation

nicht abnehmen wollten. Die Weigerung der Westmächte, die deutsche Widerstandsbewegung zu ermutigen, ihre Erklärung, dass sie sich nicht von Russland trennen würden, schwächte seinen Einfluss. Das Militär verlor immer mehr das Vertrauen zu den Zivilisten. Der von einem Schweden übermittelte Wink Churchills, dass er persönlich gegenüber einer Regierung Beck-Goerdeler nicht auf der bedingungslosen Kapitulation bestünde, bot keine genügende Sicherheit. Das Zögern der Generale wurde mitbestimmt durch das Fehlen eines Programms, das innen- und aussenpolitisch eine klare Linie für die Zukunft zog. Hier zeigte sich die Schwäche Goerdelers, auf die Popitz' kritische Bemerkungen hinwies. So war es, als schon 1943 der Kreis der Verschworenen sich erweiterte, unausbleiblich, dass der sogenannte Kreisauer Kreis, der unter der Leitung des geistig wie charakterlich bedeutenden Grafen Moltke stand, eine einzigartige Vereinigung von jungen Aristokraten, sozialistischen Führern, Geistlichen und Wissenschaftlern darstellte und ein wohlbedachtes politisches Programm besass, und die um Stauffenberg sich sammelnde Offiziersgruppe, die den Willen zum politischen Mord hatte, mehr in den Vordergrund traten. Man brauchte die «Honoratioren» noch, aber das Rad der Geschichte begann über sie hinwegzurollen. Das Bestreben Goerdelers, das «neue Deutschland» nicht mit einer Blutschuld zu beflecken, sondern Hitler festzusetzen, musste dem folgerichtigeren und wirklichkeitsnäheren Plan Stauffenbergs weichen. Dieser übernahm nun die führende Rolle, die Goerdeler bis dahin innegehabt hatte.

Die verschwörerischen Gespräche, die Goerdeler mit vielen Männern des öffentlichen Lebens geführt hatte, wurden diesen in den Monaten der Verfolgung der Attentäter zum Verhängnis. Denn an Hand seines Notizbuches, das ans Tageslicht gebracht wurde, nannte Goerdeler in wochenlangen Verhören die Namen aller, mit denen er in Verbindung gestanden hatte. Nach der Praxis Freislers, des im Geiste der politischen Säuberungsgerichte Sowjetrusslands amtierenden Vorsitzenden des Volksgerichtshofs, genügte, wie zum Beispiel im Falle des früheren Ministers Hermes, schon eine Bereitschaft, in die Regierung im Falle der Not einzutreten, zum Todesurteil. Angehörige und Verteidiger zahlreicher Verurteilter haben sich bitter über Goerdelers Verhalten in seinen letzten Monaten beklagt. Eine der beteiligten Persönlichkeiten gebrauchte den Vergleich mit dem russischen Bauern,

der, von Wölfen verfolgt, den Bestien aus seinem Wagen ein Tier nach dem anderen zum Frass vorwirft. Der Annahme, dass Goerdeler durch Opferung von Namen sich immer wieder eine Atempause erkaufen und so die Zeitspanne bis zur Rettung durch den Einmarsch der Alliierten habe überbrücken wollen, widerspricht seine fromme und tapfere Natur. Es bleibt nur die Erklärung, dass nach der Verkündung des Todesurteils seine Nerven der leiblichen Tortur und der seelischen Qual des Wartens auf die Vollstreckung nicht standgehalten haben. Die Exekution ist mehrere Monate hinausgezögert worden. Über seinem Tod liegt der Schatten, dass er andere mit in das Verderben gerissen hat, weil er die Stärke nicht besass, die den Märtyrer ausmacht und den echten Revolutionär kennzeichnet.

#### DIE TAPFERE INTELLIGENZ

#### **JOHANNES POPITZ**

In Professor Popitz, dem langjährigen Staatssekretär des Reichsfinanzministeriums, der unter Hitler über ein Jahrzehnt preussischer Finanzminister war, vereinigten sich zwei verschiedene Erscheinungsformen des Geistes: er war Gelehrter und Politiker zugleich. Der aus der preussischen Verwaltung hervorgegangene junge Beamte, dem man dort, schon eine steile Bahn vorausgesagt hatte, kam früh zur Reichsfinanzverwaltung und durchlief im Ministerium in rascher Folge die Stellungen als Hilfsarbeiter, als Referent für Umsatz- und Einkommensteuer, als Direktor der Steuerabteilung bis zum Staatssekretär. Hier gewann er die Kenntnisse und Erfahrungen, die ihn zu einem der besten Sachverständigen auf dem gesamten Gebiet der Staatsfinanzen werden liessen; er beherrschte als Praktiker wie als Theoretiker das Steuerwesen und alle Fragen des Finanzausgleichs zwischen über- und untergeordneten öffentlichen Körperschaften in vollendeter Meisterschaft. Es war kennzeichnend für ihn, dass ihn das Etatrecht und die praktische Etatgestaltung weniger interessierten. Die harte Notwendigkeit, auch berechnete Anforderungen der Ressorts abweisen zu müssen, stiess ihn ab, der immer eine positive Lösung anstrebte, eine möglichst geistvolle Konstruktion suchte. Im Etat interessierten ihn nur die Fragen, durch deren Behandlung man über den normalen Ein-

fluss des Finanzministers hinaus auf die materielle Gestaltung der Dinge einwirken konnte. Das galt vor allem für die Universitäten. Sie waren Popitz' Lieblingsgebiet; im Bereich der Universitas waren es die Geisteswissenschaften und unter ihnen wieder das Studium des Altertums, das dem sonst so kühlen Mann eine wärmere Anteilnahme entlockte. Ging er in seiner Vorliebe für die Architektur und Philosophie Griechenlands seiner Anlage als Gelehrter nach, so gab ihm seine Stellung im Ministerium die Gelegenheit, sich politisch zu betätigen. Popitz spielte leidenschaftlich gern mit Menschen; er führte sie mit berechnender Kunstfertigkeit an den Fäden eines von ihm planvoll angelegten Spiels. Dazu boten ihm die Verhandlungen mit Interessengruppen und die Beratungen über die Vorlagen des Ministeriums im Reichstag und Reichsrat gute Gelegenheit. Sein Ausscheiden aus dem Ministerium war auf eine Differenz mit dem Reichsbankpräsidenten Schacht zurückzuführen: Popitz hatte versucht, für das Reich einen Kassenkredit bei einer amerikanischen Bank aufzunehmen, und zwar ohne Vorwissen von Schacht, dessen Haltung gegenüber der Reichsregierung Popitz als eine schwer erträgliche Bevormundung empfand. Popitz' Versuch missglückte und führte zu seinem Rücktritt.

Während seiner Tätigkeit als preussischer Finanzminister konnte er seine Forschungen über den Finanzausgleich zwischen Staat und Gemeinden, die er in der Ruhepause angestellt hatte, in die Wirklichkeit umsetzen. Seine Massnahmen galten als das Muster eines Finanz- und Lastenausgleichs. Er bemühte sich auch, auf die Universitäten Einfluss zu gewinnen und, vor allem in der Personalpolitik, einer radikalen Richtung entgegenzutreten. Es war schliesslich sein Ehrgeiz seinen Namen mit einer Reichsreform zu verbinden, über die er ein gehende Vorarbeiten gemacht hatte, zu deren Verwirklichung es aber nicht kam.

Popitz war ein Mann von blendender Intelligenz und überragender Rednergabe; er beherrschte die Kunst, für verwickelte Verhältnisse und schwierige Lagen ausgleichende Formulierungen zu finden, und besass eine Arbeitskraft, die an sich selbst höhere Forderungen stellte als an die Leistungen, die er von Untergebenen verlangte und erwartete. Doch liess er seine geistige Überlegenheit auch fühlbar werden. Da sie sich oft in ironischer Form äusserte, war er als scharfer, sarkasti-

scher und schlagfertiger Dialektiker gefürchtet. Die wenigsten fühlten sich den blitzenden Brillengläsern gegenüber unbefangen, aus denen sie sein spöttischer Blick anfunktete. Aber seine Untergebenen wussten, was sie an diesem Vorgesetzten hatten. Er war sicher nicht bequem, er verlangte viel, in Zeiten, in denen es darauf ankam, fast mehr, als menschenmöglich war, aber dafür sorgte er auch für seine Mitarbeiter, trat für sie ein, stellte sich vor sie, wenn sie angegriffen wurden, und war immer zur Hilfe bereit, wenn einer von ihnen in Bedrängnis kam. Wenn auch sein Verstand stärker ausgebildet war als das Gemüt, wenn er auch Menschen, die er nicht mochte oder an denen er kein Interesse hatte, kalt abtun und über sie hinweggehen konnte, so besass er doch Herz. Das trat am stärksten im Verhältnis zu seiner Frau und seinen Kindern in Erscheinung. In einem überaus glücklichen Familienleben zeigte Popitz eine bei ihm kaum vermutbare Wärme und seine menschlich anziehendste und freundlichste Seite.

Dem Nationalsozialismus stand er kritisch gegenüber. Da sich aber die parlamentarischen Koalitionsregierungen nicht durchgesetzt hatten, da sich auch die Präsidialkabinette Papen und Schleicher nicht behaupten können, sah er in einer nationalsozialistischen Regierung die einzige Deutschland verbleibende Lösung. Er war auch der Ansicht, dass das kapitalistische Wirtschaftssystem versagt habe und entweder durch das kommunistische oder ein auf nationaler Grundlage zu errichtendes sozialistisches System ersetzt zu werden beginne. Er wollte dazu beitragen, dass sich dieser unvermeidliche Übergang auf friedliche Weise und ohne Zerstörung materieller und geistiger Güter vollzöge, Er hat in den ersten Jahren im preussischen Kabinett einen grossen Einfluss ausgeübt und besonders versucht, Göring als mässigendes Element gegen die radikalen Richtungen der Partei zu gewinnen. Das gelang ihm jedoch nicht, sein Einfluss auf den Reichsmarschall wurde im Laufe der Zeit immer schwächer. Dementsprechend verschärfte sich seine Kritik an den Massnahmen und Erscheinungen des Regimes, insbesondere aber an der Judenpolitik. Während des Krieges wurde er zum unversöhnlichen Gegner Hitlers, den er ursprünglich als eine dynamische, wenn auch mit Schwächen behaftete Führerpersönlichkeit geschätzt hatte. Von den Militärs stand er vor allem Beck nahe, auf dessen militärisches Urteil er Wert legte. Zu

Goerdeler hatte Popitz eine losere Beziehung. Dem offenen und gerader Wesen des Leipziger Oberbürgermeisters kam Popitz nicht nahe, dessen intellektuelle, die Dinge oft nur andeutende und mit einer Fülle taktischer Finessen arbeitende Art wiederum Goerdeler abstieß. Während, dieser kein wirkliches Zukunftsprogramm hatte, durchdachte Popitz ruheloser Kopf alle Möglichkeiten. Sein an der Geschichte geschulter, mit den politischen Realitäten rechnender und die staatlichen Zusammenhänge überblickender Geist verlieh ihm die Gabe, einen Umriss des neuen Staatsaufbaus zu sehen und ihn mit praktischen Vorschlägen auszufüllen, die bis ins Einzelne durchdacht waren. Auf die Generale setzte er weniger Hoffnung als Goerdeler; er sah, dass ein Putsch von dieser Seite immer daran scheitern würde, dass bis in die letzte Kriegszeit hinein die getäuschte Masse des Volks wie diejenige des Heeres Hitler treu blieb. So trennten sich Popitz' und Goerdelers Wege mehr und mehr. Sie waren sich zwar darüber einig, dass Deutschland nur durch eine Beseitigung Hitlers gerettet werden könnte, aber es war bezeichnend für Popitz, dass er eine eigene, von den Gedanken Goerdelers und denjenigen der Generale völlig abweichende Lösung suchte. Er war viel zu klug, um nicht zu erkennen, dass die grosse Aufgabe mit der Durchführung des Putsches noch nicht bewältigt war. Es galt, Verschworene, die aus den, verschiedensten Motiven in die Feindschaft gegen Hitler geraten waren, unter einer Regierung mit einheitlichem Programm zusammenzubringen. Er war zu sehr Politiker, um nicht einer von Militärs beherrschten Regierung zu misstrauen, und modernen Ideen viel zu aufgeschlossen, um nicht von der Brüchigkeit und Unzulänglichkeit einer Bourgeois-Politik überzeugt zu sein. Sicherlich hat Popitz auch erwogen, dass ein erfolgreiches Attentat gegen Hitler einen nie wieder zu beseitigenden Mythos zur Entstehung bringen konnte, nämlich dass Hitler gesiegt haben würde, wenn er nicht durch die Verräter des eigenen Volkes «sabotiert» worden wäre. Weitschauend und die Dinge bis in die letzten Folgerungen durchdenkend, hat er die Gefahr eines solchen Mythos für die spätere politische und geistige Entwicklung Deutschlands in ihrer ganzen Bedeutung erkannt. So sind es wohl alle diese Überlegungen gewesen, die ihn veranlassten, einen ungewöhnlichen Schritt zu unternehmen und den Plan des Komplotts in die Zitadelle der gegnerischen Festung zu tragen. Der Weg zu Himmler mag

allein schon durch das Phantastische dieses Ganges etwas Verführerisches für einen Menschen wie Popitz besessen haben. Die Lust am Wagnis, die er mit Schleicher teilte, führte beide zu dem Versuch, die NSDAP zu spalten und Hitler durch die eigene Garde zu stürzen. Durch den Rechtsanwalt Langbehn, der in nähere Beziehungen zu höheren SS-Führern getreten war, wusste Popitz, dass auch aus ihren Kreisen Gedanken über Änderungen in der Führung an Himmler herangebracht worden waren. Ein Gespräch zwischen Langbehn und dem langjährigen Chefadjutanten Himmlers, Wolff, diente zur Vorbereitung einer Unterredung Himmlers mit Popitz. Diese fand im August 1943 anlässlich der Übernahme des Innenministeriums durch Himmler statt. Popitz hat unmittelbar nach diesem Gespräch den Staatssekretär Stuckart über den Inhalt orientiert. Er habe mit Himmler zunächst über die militärische Lage gesprochen, die immer ungünstiger werde, weil Hitler in die Einzelheiten der Kriegführung hineinregiere und von dem System des sinnlosen Festhaltens an aussichtslosen Verteidigungslinien, wie etwa bei Stalingrad, nicht abgehe. Der nächste «Anstoss» sei die Tätigkeit der Partei, die unter Bormann mehr und mehr Kompetenzen an sich ziehe und in staatliche Befugnisse hineinrede. Dadurch werde ein verhängnisvolles Verwaltungschaos ahgerichtet. Die Staatsmaschine laufe zwar noch, aber auf immer schwächer werdenden Touren. Ihr Stillstand sei unvermeidlich. Als dritten Punkt habe er die Notwendigkeit von Verhandlungen, sei es mit Ost oder West, erwähnt. Nach Popitz' Bericht hat Himmler seine Zustimmung in allen Punkten dieser Kritik und der daraus gefolgerten praktischen Vorschläge zu erkennen gegeben. Das Zentralproblem, die Person Hitlers, ist von beiden nur gestreift worden. Aber ebenso wie Popitz' Einwände sich im Grunde allein gegen Hitler richteten, gingen auch seine Anregungen von der stillschweigenden Voraussetzung aus, dass an der Spitze eine Änderung eintrete. Himmler bat Popitz, die Fragen noch im Einzelnen mit Stuckart durchzusprechen, dann sollte das Gespräch fortgesetzt werden. Dazu kam es nicht mehr. Langbehn wurde verhaftet. Popitz selbst geriet in Verdacht und wurde seitdem auf der schwarzen Liste geführt; Himmler wollte sich durch eine weitere Diskussion nicht kompromittieren. Über die Wirkung der Vorschläge auf Himmler wie über die Vorstellung, die sich Popitz von der Entwicklung im Falle des Gelingens seines Planes ge-



macht hat, ist man auf Vermutungen angewiesen. Er rechnete wohl damit, dass es nicht zu einem Bürgerkrieg gekommen wäre, wenn Himmler an dem Plan teilgenommen hätte. Vielleicht wäre auch die Entstehung einer Dolchstosslegende verhindert worden. Sicherlich aber konnte Popitz nicht im Sinn gehabt haben, Hitler durch Himmler zu ersetzen. In seinen Gedankengängen war Himmler nur die Aufgabe zgedacht, Hitler zu beseitigen. Das war der erste und wichtigste Schritt. Der zweite wäre gewesen, sich des gefährlichen Werkzeugs zu entledigen.

Freisler hat diese Vorgänge bei der Vernehmung von Popitz vor dem Volksgerichtshof mit grosser Behutsamkeit angefasst, nur wenige Fragen dazu gestellt und sie dann als für das Urteil belanglos beiseite geschoben. Eine Beteiligung Popitz' an dem Attentat des 20. Juli konnte nicht nachgewiesen werden. So beschränkte sich das Verhör auf vorbereitende Besprechungen, die Popitz mit Goerdeler und anderen geführt hatte. Im Gegensatz zu seiner sonstigen Gewohnheit befreilte sich Freisler bei dieser Vernehmung in einem erregenden, von beiden Seiten geschmeidig geführten Duell einer ausgesuchten Höflichkeit. Aber von seiner Entscheidungspraxis ging er nicht ab. Selbst theoretische Gespräche über eine Verfassungs- und Regierungsänderung genügten für das Todesurteil.

Auch dieses Urteil wurde nicht sofort vollstreckt. Popitz ist nach der Verkündung noch oft vernommen worden. Er hat die Nerven behalten und keinerlei Angaben über Mitverschworene gemacht. Wohl aber hat er, schriftlich und mündlich, sachliche Vorschläge für einen künftigen Staatsaufbau entworfen. Vielleicht bewegte ihn dabei die leise Hoffnung, die ein dem Tode Verfallener bis zur letzten Stunde nicht sinken lässt. Sicher aber ist für ihn der Glaube bestimmend gewesen, dass er seinem Volk einen letzten Dienst erweisen könne, wenn von seinen Gedanken auch nur ein Körnchen auf fruchtbaren Boden falle. Hitler kannte bei allen, die auch nur entfernt mit dem 20. Juli zusammenhingen, keine Gnade. So wurde wenige Wochen vor dem Zusammenbruch auch an Johannes Popitz die Todesstrafe vollstreckt. Einer der feinsten Geister Deutschlands fiel damit dem Terror zum Opfer.

## DER. OPFERGANG DER ARISTOKRATEN

### CLAUS GRAF SCHENK VON STAUFFENBERG

Am 8. August 1944 verkündete Freisler den Spruch, der die ersten acht Teilnehmer am Attentat des 20. Juli, darunter den Feldmarschall von Witzleben, zum Tod durch den Strang verdammt. Das Urteil liest sich wie ein Leitartikel Leys im «Angriff», es strotzt von den gemeinsten Beschimpfungen der Angeklagten. Den toten Grafen Stauffenberg nannte Freisler «einen Mann ganz offenbar von äusserster Tatbereitschaft, suggestiver Willenskraft, aber auch von vollendeter Gewissenlosigkeit». Er war der einzige der Attentäter, dem wenigstens auch eine Anerkennung zuteil wurde. Selbst sein erbittertester Gegner konnte sich der Wirkung nicht ganz entziehen, die von ihm ausging. Stauffenberg war der entschlossenste unter den Verschwörern, der dynamischste Geist des Widerstands, der empörteste Feind des Regimes unter den Empörern. Deshalb hat sich auch mit ihm der Vorwurf besonders beschäftigt, der den Widerstand als Verrat an Deutschland und alsbruch eines geleisteten Eides ansah.

Die Frage des Eides war nicht nebensächlich, sie hat viele in die schwersten Konflikte gestürzt. Es war ein Kennzeichen der Diktatur, dass sie Menschen, die unter ihr lebten, zwang, Pflichten nach der einen oder der anderen Seite zu verletzen. Auf die Frage, warum er sich nicht an dem Attentat gegen Hitler beteiligt habe, antwortete der alte Feldmarschall von Rundstedt: «Ich bin doch kein Hundsfott, der seinen Eid bricht.» Den Feldmarschällen von Witzleben und Rommel erschien dagegen der Kampf gegen den Diktator, der durch seine Verbrechen das deutsche Ehrenschild besudelt, das Volk verraten und damit seinen eigenen Eid verletzt habe, als die höchste soldatische Pflicht. Diese Pflicht hat auch Stauffenberg aus tiefster Überzeugung bejaht.

Zu allen Zeiten hat man zwischen Hoch- und Landesverrat unterschieden. Die Achtung, die man dem Hochverräter erwies, wenn er unter dem Zwang des Gewissens handelte, wurde dem Landesverräter und dem Saboteur verweigert. In Zuckmayers «Des Teufels General» ist in der Person des Fliegeringenieurs Oderbruch der Verschwörer dargestellt, der seinen Widerstand bis zur Sabotage treibt

und damit den Tod seiner eigenen Kameraden verursacht. In der Geschichte des letzten Krieges steht an der Grenze der beiden Tatbestände die undurchsichtige Gestalt des Admirals Canaris, des Leiters der deutschen Abwehr. Diese Grenze verwischt sich, die Gewissensentscheidungen werden immer härter, wenn in einer Diktatur der Gegensatz zwischen Volk und Alleinherrscher auf klafft. Im Wilhelmstrassenprozess in Nürnberg versuchte der Staatssekretär von Weizsäcker, die Problematik an einem theoretischen Beispiel zu erläutern. Wenn Hitler sich im Kriege zu einem Überfall auf die Schweiz entschliesse! hätte, wäre es nach seiner Ansicht moralisch erlaubt und geboten gewesen, dieses Land zu warnen, um den Angriff auf den neutralen Staat durch die Rückwirkung in der Weltöffentlichkeit, die eine solche Warnung hervorgerufen hätte, zu verhüten. Die Mitteilung des genauen Angriffsdatums an die Schweiz dagegen wäre nach Weizsäckers Meinung verwerflicher Landesverrat gewesen, da sie unmittelbar den Tod deutscher Soldaten verursacht hätte. Stauffenberg lehnte Landesverrat und Sabotage ab.

Ich habe ihn bei Verhandlungen über den Zollgrenzschutz als Chef des Stabes von General Fromm, dem Befehlshaber des Ersatzheeres, kennengelernt. Nach seiner schweren Verwundung beim Afrikakorps war er in die Führungszentrale zurückgekehrt. Es ging etwas Gebieterisches von ihm aus, umso mehr, als der fehlende Arm und die schwarze Binde über dem ausgeschossenen Auge daran erinnerten, dass er nicht nur am grünen Tisch gewirkt hatte. Im Jahr 1944 sprach Generaloberst Guderian, der damalige Inspekteur der Panzertruppen, mit dem Reichsführer SS Himmler über die Notwendigkeit einer Personalveränderung im Generalstab. Dort sässen Offiziere, die zu lange von der Front fern gewesen seien und die Entschlussfreudigkeit verloren hätten. Auch der Chef der Operationsabteilung müsse ausgetauscht werden. Himmler solle das gelegentlich dem Führer nahelegen. Himmler war dazu bereit, falls Guderian einen geeigneten Nachfolger benennen könnte. Guderian schlug als «bestes Pferd» des Generalstabes Stauffenberg vor. Himmler stimmte sofort zu. So war der Ruf, den Stauffenberg in Militärkreisen hatte. Die Besprechung fand kurz vor dem 20. Juli statt.

Stauffenberg, der Urenkel Gneisenaus, war als Offizier, aktiver und vitaler als die meisten seiner Kameraden. Er war aber auch persönlich

unabhängiger. Die voneinander abweichenden Urteile über ihn vereinigen sich in der Anerkennung seines sprühenden Temperaments, seiner Lebensfülle und seiner ausserordentlichen Anziehungskraft. Der militärische Beruf schaffte ihm keine Genüge. Seine geistigen Ansprüche hatten ihn schon in jungen Jahren in den Kreis Stefan Georges geführt, dessen Geisteswelt er immer treu blieb. Am jungen Stauffenberg fiel am meisten die strahlende Heiterkeit, aber auch eine frühe Sicherheit im Umgang mit Menschen und im – manchmal etwas vorschnellen – Urteil auf. Die selbstbewusste Bestimmtheit war nicht frei von einem Stolz, der sich aus seiner Abstammung und dem Gefühl eigenen Werts herleitete. Seine unbändige Lebenskraft brach hervor, wenn er seine Verachtung für Menschen äusserte, die er nicht für vertrauenswürdig hielt. Er erkannte den Traditionswert auch in der Religion und hielt als Offizier an der Erfüllung kirchlicher Pflichten fest. Aber das Christentum hat weder sein Wesen erfüllt noch seine Tat bestimmt. Seine Religiosität hatte einen Zug ins Mystische. Aus dem Idealbild des Menschen, das ihm der George-Kreis vermittelt hatte und das er rein erhalten wollte, leitete er die ethische Forderung her, die ihn zur Tat trieb und die er mit der Tapferkeit des Offiziers verwirklichte. Er starb mit dem Bekenntnis zum Vaterland auf den Lippen.

Als junger Offizier hat Stauffenberg Hitlers Aufstieg begrüsst, sein taktisches Geschick und seine Anfangserfolge anerkannt. Er hat auch seine Kinder im «neuen Geist» aufwachsen lassen. Aber bald klärte sich ihm das Bild. Schon im Frieden sah er das Unrecht, im Kriege die schweren Fehler des Systems. Seine Tätigkeit im Grossen Generalstab liess ihn erkennen, dass alle Antriebe auf Hitler zurückgingen. Der Umschwung bereitete sich vor. Die Zeit der Besinnung im Lazarett im Winter 1943 brachte den Durchbruch des Entschlusses zum Handeln. Sein Vetter Yorck bemerkte an ihm den tiefen Pessimismus, der im Gegensatz zu Stauffenbergs aktiver Willenskraft zu stehen schien. Stauffenberg hatte sich davon überzeugt, dass der Zusammenbruch unvermeidlich war, wenn Hitler am Leben blieb. Wenn ein Mann wie er sich entschieden hatte, zögerte er nicht. Er lehnte die Bedenken der Militärs, welche die gebotenen Entschlüsse immer wieder verschoben und auf den «psychologisch richtigen Zeitpunkt» warteten, ebenso ab wie diejenigen Goerdelers, der die künftige Regierung nicht

mit einer Blutschuld belasten wollte. Stauffenberg bereitete das Attentat vor und riss die Zögernden durch seine Unbedingtheit mit. In der Widerstandsbewegung ging die Leitung von den Älteren, Generalen und Zivilisten, auf ihn als die stärkste Führerpersönlichkeit über. Ihm ist zum Vorwurf gemacht worden, dass er nicht einen Revolver genommen und Hitler erschossen hat. Das war dem Mann nicht möglich, der die rechte Hand und zwei Finger der linken verloren hatte. Es war schwer, einen anderen Verschworenen mit der Durchführung zu betrauen. Der Kreis der Personen, die bis zu Hitler vorgelassen wurden, war beschränkt. Stauffenberg gehörte nur dazu, weil er Chef des Stabes beim Führer des Ersatzheeres war. So kam keiner ausser ihm in Frage, nachdem bereits mehrere Attentatsversuche missglückt waren; für ihn aber gab es keine andere Waffe als die Bombe. Doch hat wohl auch die Veranlagung Stauffenbergs im Ablauf der Dinge eine erhebliche Rolle gespielt. Der Oberst, der rasch Karriere gemacht hatte, war in seinem Wesen nicht ausgeglichen und noch nicht zur letzten Reife gediehen. Er besass ein durch die Folgen seiner Verwundung gesteigertes Selbstbewusstsein, das ihn dazu verleitete, alles allein «machen» zu wollen, das Attentat vorzubereiten, selbst auszuführen und danach die praktischen Massnahmen der Staatsumwälzung zu treffen. Es ist kennzeichnend, dass er auch Beck, das eigentliche Haupt der Verschwörung, in den entscheidenden Stunden in den Hintergrund drängte. Stauffenberg hätte wohl nicht gezögert, sich bei dem Attentat zu opfern. Aber sein Eigenwillen traute keinem anderen die Fähigkeit zu, im Augenblick der höchsten Spannung mit der nötigen Entschlusskraft zu handeln. Er betätigte sie in den weniger Stunden, in denen vom Stabsquartier des Ersatzheeres in Berlin die Befehle des neuen Oberkommandos an die Militärstellen hinausgingen. Aber die Voraussetzung für sein Handeln fehlte: die Bombe hatte ihr Ziel verfehlt, der Mann, in dem er Deutschlands Verhängnis sah, war noch am Leben. Der Putsch brach zusammen, Generaloberst Fromm liess seinen Chef des Stabes erschiessen und teilte bald darauf dessen Schicksal.

Manches in Stauffenbergs Geist weist verwandte Züge mit dem Kreisauer Kreis auf. Durch die Tat aber unterschied er sich von den Menschen dieser Gruppe und ihrem Leiter, dem Grafen Moltke. In Kreisau, wo man aus religiöser Überzeugung die Gewalttat verwarf,

führte man Gespräche über das neue Staatswesen, in denen gute Gedanken Form annahmen. Für Stauffenberg stand die Beseitigung des wirkenden Unrechts, der Gewalt durch Gewalt, im Vordergrund. Auch er hat sich Gedanken über die Zukunft gemacht. Er war revolutionär genug, um entgegen den bürgerlichen Vorstellungen mancher seiner Mitverschworenen auf die aufbauenden Kräfte der Arbeiterbewegung zu hoffen. Er dachte auch politisch genug, um die Brücke nach dem Osten nicht ganz abbrechen zu wollen, damit Deutschland dem Westen gegenüber ein Mindestmass an Unabhängigkeit bewahrte. Er war dabei nicht ein politischer Wirrkopf, der sich mit Haut und Haaren dem Bolschewismus verschrieb, doch erfüllt von der Überzeugung, dass der Dämon nur durch eine ihm ebenbürtige dämonische Kraft zu überwinden sei. An sie glaubte, sie besass Stauffenberg aber auch. Sein Schlag verfehlte das Ziel. Er wurde das erste Opfer seiner Tat. Hitler und dem deutschen Volk war es bestimmt, dass der Dämon durch sich selber fiel, damit kein falscher Nachruhm ihn zum verratenen Märtyrer stempelte.

### ULRICH WILHELM

### GRAF SCHWERIN VON SCHWANENFELD

Als 1813 der Sieg von Leipzig errungen war, brachte der Kurier des Königs, sein Flügeladjutant Oberst Graf Schwerin, die Siegesbotschaft nach Berlin. In der Schlacht von Belle-Alliance, wo Napoleon endgültig geschlagen wurde, fiel er an der Spitze der Brigade, die er damals führte. In allen Kriegen Preussens sind Angehörige dieser Familie auf dem Felde geblieben. In ihrem Geist ist Ulrich Wilhelm Graf Schwerin erzogen worden. Die alte Aristokratie, die unter den Gemordeten des 20. Juli einen ungewöhnlich hohen Anteil besitzt, hat mit diesem Opfergang an die beste Tradition ihrer Vergangenheit angeknüpft und damit manche Mitverantwortung am Niedergang Deutschlands blutig gesühnt.

Ulrich Wilhelm Schwerin hat seine Jugend im Ausland verlebt, wo sein Vater diplomatische Posten bekleidete. Von einem Onkel adoptiert, erbt er Besitzungen in Mecklenburg und Westpreussen. Den westpreussischen Besitz hatte ein Schwanefeld begründet, der im

18. Jahrhundert Generalpostmeister des Königreichs Polen gewesen war. Schwerin war der Neffe des Staatssekretärs von Schubert und mit der Tochter des Danziger Senatspräsidenten Sahn verheiratet, der nach der Übernahme der Macht durch die Danziger Nationalsozialisten von Rauschnig abgelöst und Oberbürgermeister von Berlin wurde. In Schwerin, der als Stadt- und Diplomatenkind keine grossen Neigungen zur Landwirtschaft besass, hatte sich frühzeitig die Vorliebe für die Politik zu einem Wirkungsbedürfnis gesteigert, das ihn stets die neuesten und besten politischen Informationen zu gewinnen trieb. Schon in seiner Jugend kennzeichnete ihn ein selbständiges Urteil, das oft recht kritisch sein konnte. In seiner Wesensart trat nach aussen die Gefühlsseite hinter dem stark ausgeprägten Verstand zurück. Die skeptische Unabhängigkeit steigerte sich, als er in verhältnismässig jungen Jahren die westpreussische Erbschaft antrat. Der Kampf um die Güter, die von den Polen liquidiert werden sollten, verlangte ein zähes Verhandeln, aber auch anpassungsfähige Menschenbehandlung, er stärkte seine Sicherheit und Selbstbehauptung. Der überschlank Mann, der sich im hohen Wuchs selbst neben dem Gardemass seines Schwiegervaters Sahn sehen lassen konnte, verstand es, wenn es ihm darauf ankam, durch ritterliche Offenheit für sich einzunehmen, er konnte oft aber auch unnahbar und abweisend wirken. Darin glich er dem von ihm verehrten Graf Brockdorff-Rantzau, mit dem er auch die von beiden manchmal fast kokett zur Schau getragene Mischung von aristokratischem Stolz und demokratischer Umgänglichkeit gemeinsam hatte. Von Westpreussen aus kam er in Verbindung mit den Botschaftern Rauscher und Moltke und schloss Freundschaft mit dem als Vertrauensmann für wirtschaftliche und finanzielle Fragen von der Reichsregierung nach Danzig abgeordneten Landrat Helferich, der später Präsident der Zentralgenossenschaft in Berlin wurde und es, ohne der Partei anzugehören, bis 1945 blieb. Obwohl Schwerin der Auffassung war, dass der Inhaber eines hohen politischen Postens bei Änderung des politischen Systems zurücktreten müsse, bedauerte er aus sachlichen Gründen die Behandlung, die sein Schwiegervater durch die Partei erfuhr. Sahn musste einem «alten Kämpfer» weichen, der keinerlei fachliche Voraussetzungen für das Amt mitbrachte, und wurde als Gesandter nach Norwegen abgeschoben. Schwerin selbst lehnte die Bewegung ab, deren Prinzipien seiner

Logik, deren Gesinnung seinem Lebensgefühl zuwider waren. Die Nationalsozialisten, widersprachen in ihren Lehren wie in ihrer Praxis allem, woran er traditionsmässig, aus christlicher Gesinnung und nach Charakteranlage, hing.

Auch aus seinen Beobachtungen in Westpreussen leitete Schwerin seine ersten Zweifel an Hitlers Aussenpolitik her. Er konnte anfänglich nicht verstehen, dass Hitler die wiedergewonnene Stärke des Reiches nicht dazu benutzte, für das Deutschtum in den an Polen abgetretenen Gebieten eine günstigere Stellung zu erreichen. Wie Hitler Südtirol der Freundschaft mit Mussolini preisgab, so schien er die Deutschen in Westpreussen und Oberschlesien dem guten Verhältnis mit Pilsudski opfern zu wollen. Schwerin übte später eine harte Kritik daran, dass Hitler sich 1938 nicht dieses Deutschtums annähm, sondern das Reich um der Sudetendeutschen willen an den Rand eines Krieges brachte. Noch herber wurden seine Vorwürfe, als 1939 die Politik des Diktators, nun in das entgegengesetzte Extrem fallend, das Volkstum der abgetretenen Gebiete als Vorwand benutzte, um mit Gewalt gegen Polen vorzugehen. Unter dem Einfluss seines Schwagers, des Generals von Seutter, und des ehemaligen Generalstabschefs, des Generalobersten Beck, hielt er den Krieg, dem Hitler mit einer unzulänglichen Wehrmacht unaufhaltsam zusteuerte, für verderblich.

So war er schon seit Langem ein leidenschaftlicher Gegner Hitlers, als er im Laufe des Krieges den Hauptbeteiligten des Widerstands, zu denen er schon seit 1938 in Verbindung stand, auch dienstlich nähertrat. Er war Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls von Witzleben und blieb auch nach dessen Verabschiedung in nahen Beziehungen zu ihm. Der Feldmarschall gehörte zu den erbittertsten Widersachern Hitlers unter den Generalen und war der Führer des Kreises gewesen, der im Spätsommer 1938 den drohenden Kriegsausbruch durch die Festnahme Hitlers verhindern wollte, jedoch durch das Münchener Abkommen lahmgelegt wurde. 1943 trat Schwerin zur Quartiermeisterabteilung des Grossen Generalstabes, die unter der Leitung des Generals Wagner, eines der führenden Verschworenen des 20. Juli, stand. In dieser Abteilung arbeitete er eng mit dem Universitätsprofessor Dr. Jessen zusammen, der als Teilnehmer am Attentat hingerichtet worden ist. So stand Schwerin durch seine familiären Beziehungen wie durch die Richtung, die sein Lebensweg nahm, mit



nahezu allen Exponenten des Widerstands in Verbindung. Seine Gabe der Menschenkenntnis, die vielfachen persönlichen Verknüpfungen nach allen Seiten, das rasche Erfassen und Verarbeiten aller Informationen machten ihn zum idealen Mittler zwischen den Verschworenen; er wurde der wichtigste Verbindungsmann zwischen Beck und Goerdeler, dem militärischen und zivilen Flügel der Verschwörung. Er stand aber den Plänen Goerdelers skeptisch gegenüber und bekannte sich zu den Ideen des im Kreisauer Kreis und der Stauffenberg-Gruppe vertretenen jüngeren Generation, die radikal neue Wege beschreiten wollte.

Schwerin ist nicht vom Religiösen her gekommen, sein Entschluß erwuchs vielmehr aus einer vaterländischen Gesinnung, die in Hitler Deutschlands Verhängnis sah, und aus der Verpflichtung der Offiziers-ehre, die ihm verbot, an des Diktators Tun und Treiben noch Anteil zu haben. Er schloß sich der Aktion an, obwohl seine kritische und abwägende Art ihre Gefährdung deutlicher sah als die Erfolgsaussichten, und entschloß sich zu einer Tat, die im Grunde seinem Wesen fremd war, um nicht in den Unterlassungsfehler Bethmann - Hollwegs zu verfallen, mit dem er durch seine Mutter nahe verwandt war. Schwerin hatte manche Ähnlichkeit mit Bethmann, er sah das auch selbst; so fürchtete er die Nachteile seiner Bedachtsamkeit und versagte sich fast gewaltsam die Bedenken gegen das Unternehmen. Das Gesetz, nach dem er angetreten: das Wertbewußtsein des Edelmannes, die ererbte Vaterlands- und Verachtung des bildungslosen Emporkömmlings, zwang den Mann, dessen Wesen eher zur Betrachtung als zur Tat neigte, zum Handeln und gab ihm die Kraft, Freisler klar und männlich entgegenzutreten.

### PETER GRAF YORCK VON WARTENBURG

Der »Mann von Tauroggen«, General Yorck, hatte einmal als junger Offizier gegen die Disziplin verstoßen. Von da an wurde er zum schärfsten Vertreter der strengen Manneszucht. Wie er bei seinen Soldaten jeden Verstoß gnadenlos bestrafte, so war ihm eine eigene Auflehnung gegen die Befehle des Königs unvorstellbar, bis ihn in der Schicksalsstunde Preußens sein vaterländisches Gewissen zu dem eigenmächtigen

gen Schritt zwang, durch den er der Order des Königs zuwider das Bündnis seines Landes mit Napoleon brach und ein Abkommen mit den Russen, den Gegnern der Franzosen, schloss. Er wusste, es ginge um seinen Kopf, und war überzeugt, sein Leben verwirkt zu haben. Seit Tauroggen gab es eine preussische Tradition, die den Ungehorsam gegen den Souverän zur «höheren Pflicht» machte, wenn es um das Wohl des Volkes ging.

Peter Yorck war ein Nachfahre aus dem Blut und dem Geist dieses Mannes. Er entstammte einem Hause, in dem den zahlreichen Kindern früh der Sinn für die Geschichte und die Güter der Kultur geweckt wurde. Der Vater war ein gründlicher Kenner und Erforscher der Historie, seine Reden im preussischen Herrenhaus zeichneten sich durch eine überlegene Beherrschung der europäischen Literatur aus. Eine Schwester Yorcks war mit dem Botschafter von Moltke verheiratet, der schon als Referendar die Hoffnung der jungen preussischen Verwaltungsgeneration gewesen war; später trat er in den auswärtigen Dienst ein, wurde Nachfolger Ulrich Rauschers in Warschau, wo er wie dieser in hoher Achtung stand, und starb während des Krieges bald nach Übernahme der Deutschen Botschaft in Spanien.

Der Sohn, Peter Yorck, war Jahre hindurch persönlicher Referent des Preiskommissars Joseph Wagner. Mit seinem Verständnis für die Wirtschaft, besonders für landwirtschaftliche Fragen, fand er in dieser Stellung bei seinem Chef, an dem er mit Hochachtung hing und der ihm mit Vertrauen dankte, berufliche Genugtuung. Aber gerade dieser Dienst trug dazu bei, ihn in den Gegensatz zum Hitlersystem zu treiben. Wohl stimmte er einem Nationalsozialismus zu, wie ihn Joseph Wagner vertrat und erstrebte, – das Regime von Lüge und Gewalt, dem er an der Seite dieses Mannes begegnete, konnte er nur mit Abscheu verneinen.

Wagner, Gauleiter von Westfalen und Schlesien, Preiskommissar, Oberpräsident für den neuen Regierungsbezirk Kattowitz nach 1939, war einer der ehrlichsten Idealisten, die es unter den Grossen des Dritten Reiches gab. Er hatte den Kampf für Hitler in Westfalen nicht immer zart geführt und auch als Gauleiter Fehlgriffe getan. Er hatte<sup>7</sup> eine grobe Wesensart, aber selbst seine Gegner konnten ihm nicht die ehrliche Überzeugung und ein ausgeprägtes Gefühl für Verantwortung absprechen. Als Preiskommissar mühte er sich redlich um den

»gerechten Preis«. Yorck war ihm in dieser Arbeit eng verbunden. Als Oberpräsident machte Wagner den Chauvinismus Greisers nicht mit, der als Gauleiter von Posen seinen Gau rasch und radikal »polenrein« machen wollte. Er lehnte Evakuierungen von Polen rundweg ab. Dadurch verschärfte sich sein schon vorhandener Gegensatz zu Himmler und Bormann. Wagner übte an einem Parteierlaß, der den Wunsch von Frontkämpfern, Nachkommen zu hinterlassen, ohne Rücksicht auf Ehelichkeit oder Unehelichkeit fördern wollte, scharfe Kritik; er klagte den Stellvertreter des Führers eines Verstoßes gegen die Sittlichkeit und den wahren Nationalsozialismus an, da er am Fundament der Familie rüttle. Wagners Äußerung, die er in vertrautem Kreise gemacht hatte, wurde seinen Gegnern hinterbracht. Daraufhin wurde sein Gau geteilt. Der Denunziant wurde Oberpräsident und Reichsstatthalter in Oberschlesien, während Wagner nur Niederschlesien verblieb. Er fiel in völlige Ungnade, als er seine Zustimmung zur Heirat einer Tochter mit einem Untergebenen Himmlers verweigerte. Er erklärte Hitler, die Eltern würden lieber ihre Tochter tot sehen als gebunden an einen aus der Kirche ausgetretenen Mann Himmlers. In einer Besprechung der Parteiführer sagte Hitler in Gegenwart Wagners, unter ihnen sei einer, der nicht mehr zu ihnen gehöre. Wagner wurde aller seiner Ämter enthoben und kam 1945 um.

Yorck hat das Schicksal seines Chefs mit brennender Anteilnahme erlebt. Der Nationalsozialismus, wie ihn Wagner verstand und zu verwirklichen trachtete, konnte sich nicht durchsetzen gegen die von Hitler behauptete Ausschließlichkeit. Was Yorck mit Wagner verband, war die gemeinsame christliche, auch den Unterschied ihrer Konfession überspannende Gesinnung. Yorck ist vom Religiösen her zum Widerstand gekommen. Er verabscheute eine irdische Allmacht, die, wie er Freisler mannhaft entgegenhielt, »die religiösen und sittlichen Verpflichtungen Gott gegenüber ausschalte«. Er war ein frommer evangelischer Christ, für den die blutige Beseitigung eines Menschen, auch wenn dieser ihm als Schädling erschien, einen schweren inneren Konflikt bereitete. Aber ihm war Hitler die Inkarnation des Bösen, unter dessen Herrschaft das Dasein seine Würde verlor. In Yorck lebte etwas von der Härte des Ahnherrn; wie dieser sein Lebensgesetz, die soldatische Disziplin, durchbrach, als eine höhere Verpflichtung ihn aufrief, so rang der Nachkomme die Hemmungen, die den Kreisauer

Moltke bedrückten, nieder, um dem Gebot der zwingenderen Pflicht zu folgen. Er erlebte sein Tauroggen, als er vom Winter 1943/44 an mit seinem Vetter Stauffenberg öfter zusammenkam.

Yorck hat vom Umsturz nicht leichtere Friedensbedingungen erwartet, er war überzeugt, dass auch von einer neuen Regierung die bedingungslose Kapitulation verlangt würde. Das war bitter, konnte ihn aber von dem einmal als richtig erkannten Ziel nicht abbringen. Deshalb waren ihm auch die Überlegungen über die neue Staatsgestaltung zwar wichtig, aber zweitrangig. Er neigte mehr der revolutionären Linie Stauffenbergs zu als der Traditionsordnung Goerdelers.

### FRITZ GRAF VON DER SCHULENBURG

Fritz Graf Schulenburg war einer der vier Söhne des Grafen Schulenburg, der im ersten Weltkrieg als Chef der Heeresgruppe des Kronprinzen eine bedeutende militärische Rolle gespielt hatte und einer der wenigen Generale gewesen war, die sich bis zuletzt gegen das Ausweichen des Kaisers nach Holland aussprachen. In der Bewegung Hitlers sah der alte General eine Hoffnung für den Wiederaufstieg Deutschlands aus «Not und Schande». So stellte er sich dem Emporkömmling zur Verfügung, von dem ihn Welten trennten. Es stand einmal seine Berufung als Reichswehrminister zur Erörterung. Der erfahrene alte Chef wäre für Hitler sicherlich kein so gefügiges Werkzeug wie Blomberg und ein stärkerer Gegenspieler als Brauchitsch gewesen.

Seine Söhne, dem Vorgang des Vaters folgend, schlossen sich frühzeitig der Bewegung des Nationalsozialismus an. Einer von ihnen stand auf der Anwärterliste für den Posten des Reichsstatthalters in Mecklenburg, der dann mit Hildebrand, einer der übelsten Erscheinungen unter den Gauleitern, besetzt wurde.

Fritz Schulenburg schlug die Verwaltungslaufbahn ein. Als Vertreter des Polizeipräsidenten von Berlin, des Grafen Helldorff, der sich ebenfalls am Unternehmen des 20. Juli beteiligte, blickte er tief in die Kulissen des abscheulichen Spiels, das Hitler mit seinen Gefolgsmännern im öffentlichen Leben trieb. Seinem Glauben an die neue Idee wurde der erste schwere Stoß versetzt, als der losgelassene Mob die jüdischen Wohnungen und Läden demolierte und die Polizei Befehl

erhielt, nicht einzugreifen, sondern Gewehr bei Fuss den Gewalttätigkeiten, Raub, Brandstiftung, Plünderung, Landfriedensbruch, zuzusehen. Als Vertreter des Oberpräsidenten von Schlesien erlebte er, wie Denunzianten und Neider Joseph Wagner aus seinem Amte verdrängten. Endgültig erschüttert wurde die anfängliche Überzeugung durch seine Erfahrungen in der Ukraine, wohin er während des Krieges kommandiert war. Dort begegnete er Erich Koch, dem grössenwahnsinnigen Gewaltmenschen, der als Gauleiter von Ostpreussen und als Beherrscher der Ukraine den Terrorflügel der Partei am brutalsten vertrat. Er behandelte die Ukrainer, die den deutschen Soldaten zu Beginn mit offenen Armen aufgenommen hatten, als Menschen zweiter Klasse und trieb sie durch Drangsalierungen, unerfüllbare Ablieferungspflichten und seine masslose Überheblichkeit in den Widerstand. Immer deutlicher erfuhr Schulenburg, dass es sich dabei nicht um Missgriffe handelte, die ohne das Wissen oder gegen den Willen des Diktators begangen wurden, der seinen ehemaligen Mitkämpfern gegenüber eine schwächliche Treue hielt, sondern dass alles Übel mit dem Willen Hitlers und letztlich aus seinem Antrieb geschahen. Schulenburg musste, ehe sein Gewissen sich zur mannhaften Tat erhob, durch die bittere Enttäuschung gehen, die für viele anständige alte Nationalsozialisten den Zusammenbruch ihres Vertrauens zu den Idealen, den Verlust ihres Lebensinhalts bedeuteten. Der Mann, der Deutschland zu ungeahnter Höhe emporzuführen unternommen hatte, war der Anlass seines Fluches. Mit der Energie der Verbitterung versuchte Schulenburg, die Reform der immer chaotischer werdenden inneren Verwaltung zu erzwingen, als Ministerialdirektor im Reichsernährungsministerium kämpfte er gegen die Organisationsfehler im Aufbau des Reichsnährstands. Überall stiess er auf Hemmnisse, die, wie in der Ukraine, wo er sich im Unfrieden von Koch getrennt hatte, jedem ehrlichen Willen entgegenstanden. Die Diktatur gab seiner Initiative keinen Raum. Die unter Bormann zu einem alles überwuchernden Bürokratismus ausgewachsene Parteiorganisation erstickte jeden Ansatz zur Besserung. Schulenburg war zäh und tapfer. Er nahm seine Erkenntnisse als Belehrung an und trat in das Lager des Widerstands, als er für Deutschland und den Nationalsozialismus, den er von Hitler verraten sah, nur noch in der Beseitigung des Diktators eine Rettung erblicken konnte. Nun aber liess er sich auch durch

die Bedenken Goerdelers nicht mehr anfechten. Er kannte Hitler und seine Wirkung auf das Volk gut genug, als dass er sich von seiner Kaltstellung etwas erhofft hätte. Der alte Nationalsozialist, aus seinem nationalsozialistischen Idealismus, wollte den Tod des Schuldigen. So wurde er zum Teilnehmer an dem Attentatsplan, dessen Misslingen ihn an den Galgen brachte.

In den gleichen Tagen, in denen Fritz Schulenburg gehängt wurde, fiel einer seiner Brüder in Frankreich. Dieser war der Bewegung ebenfalls früh beigetreten. Infolge eines Autounfalls, von dem er ein verkürztes Bein davongetragen hatte, war er nicht kriegsverwendungsfähig. Das hinderte ihn nicht, sich immer wieder an die Front zu melden. Ein Kamerad aus dem ersten Weltkrieg übernahm ihn schliesslich in sein Fallschirmjägerregiment. Bei dem Angriff auf Holland sprang er zum erstenmal ab. In Kreta holte er sich das Ritterkreuz. Inzwischen tat er wieder Dienst als Adjutant des Reichssportführers. Aber wenn es an den Fronten brannte, litt es ihn nicht daheim. So ging er auch, als die Alliierten in Frankreich landeten, in die Normandie und fiel dort. Beide Brüder waren Nationalsozialisten, der eine erlitt den Heldentod als Soldat, der andere wurde fast zu gleicher Zeit als Attentäter gehängt.

Fritz Schulenburg ist nicht der einzige seines Stammes, der wegen des 20. Juli am Galgen endete. Das gleiche Schicksal war einem Verwandten beschieden, dem letzten deutschen Botschafter in Moskau. Den hatte Stalin noch 1941, anlässlich der Durchreise des japanischen Aussenministers Matsuoka, auf dem Bahnhof in Moskau mit den Worten umarmt: «Wir bleiben Freunde.» Graf Schulenburg wusste wohl, dass sich auf solche Gesten eines Diktators nicht das Gebäude einer politischen Freundschaft begründen liess. Dennoch hörte er nicht auf, vor der leichtfertigen Aufgabe der Beziehungen zum Osten zu warnen. Er betonte immer wieder, dass man die Stärke Russlands nicht unterschätzen dürfe; die Schwierigkeiten, denen Stalin im ersten Finnlandkrieg begegnet sei, könnten nicht als Massstab gewertet werden. Je mehr sich im Verlauf des Krieges herausstellte, wie recht der Botschafter gehabt hatte, desto weniger zog ihn Hitler zur Beratung heran. Er wurde praktisch ausgeschaltet. Den verbitterten Mann suchte Goerdeler auf. Schulenburg war wohl nicht an dem Attentat beteiligt, aber die Verbindung mit Goerdeler genügte für das Todesurteil.

## DER MILITÄRBEFEHLSHABER

### ALEXANDER VON FALKENHAUSEN

Wenn die Insassen des amerikanischen Gefangenenlagers zum täglichen Zählappell zusammentraten, dann ragte die hagere Gestalt des Generals von Falkenhausen, wo sie auch stand, aus den Reihen der Schicksalsgenossen hervor. Zeit seines Lebens war er durch seine äussere Erscheinung und durch seinen lebendigen Geist aufgefallen. Jetzt war er schweigsam geworden in der langen Haft, die ihn nach seiner Ablösung als deutscher Militärbefehlshaber von Belgien und Nordfrankreich seit 1944 durch die Konzentrationslager Hitlers und hernach durch Dutzende alliierter Gefängnisse und Stacheldraht-Camps geführt hatte. Von Hitler in den Kerker geworfen, von den Gegnern zur Rechenschaft gezogen, war er an jener Schwelle angelangt, wo der Mensch sich vom Menschen nichts mehr erwartet, wo die Einsamkeit so sehr über ihm zusammenschlägt, dass er verächtlich über das unverbesserliche Wesen der Welt zu denken beginnt. Durch den lose befestigten Zwicker blickte er über die Gefährten hinweg in eine Ferne, in die ihm nur wenige folgen konnten.

Anders als die meisten seiner Kameraden hatte ihn sein Lebensweg vom Kasernenhof in die Welt geführt. Er hatte unter Waldsee an der Boxerkämpfen in China teilgenommen, war 1912/14 Militärattaché in Japan gewesen, hatte im ersten Weltkrieg in Palästina gefochten und später lange Zeit als militärischer Berater und Freund Tschiang Kai-Scheks in China gelebt. Als Hitler sich mit den Japanern zusammentat, gegen die Falkenhausen mit den Chinesen bis dahin gekämpft hatte, wurde er nach Deutschland zurückbefohlen. Einen Augenblick hat er damals geschwankt, ob er der Order folgen oder für dauernd im Fernen Osten bleiben sollte, dessen duldende Weisheit sein Lebensgefühl immer stärker zu beeinflussen begann, aber man drohte mit Sanktionen gegen seine Familie, und so fügte er sich unwillig dem Zwang, dessen Unmenschlichkeit seine ohnehin nicht lebhaftes Sympathie für das neue System im Vaterlande nicht erhöhen konnte. Später begriff er, dass dies die entscheidende Wende seines Lebens gewesen war. Von da an wurde er in die übermächtige Drift des deutschen Schicksals, der er unablässig entgegenruderte, hineingerissen, bis zum

grossen Fall, der wahllos alles verschlang, was im Strom mitgezogen worden war.

Nun begann er sich fast krampfhaft in die stoische Gebärde und in die lächelnde Ironie des Philosophen zu flüchten. Er beherrschte die Geschichte und ihre Lehren wie die anderen das Exerzierreglement, die Weisheit des Konfuzius teilte er, wenn er einmal ins Reden kam, als kleine Geschenke an die Leidensgefährten aus, die ihn mit einer Mischung von Verehrung und verständnisloser Neugier betrachteten. Nichts, was er sagte, war banal. Von dem alltäglichen Lagergeschwätz, das sich in ermüdender Gleichförmigkeit um Speise und Trank, die Plattheiten des dürftigen Lagerlebens und um die Haftung drehte, welche die Alliierten den Führern der deutschen Wehrmacht auferlegten, blieb er fern. Wenn die anderen sich über Himmler und Goebbels stritten, sprach er von Robespierre und Talleyrand. Er blickte über den Tag hinaus und versuchte auch, sich selbst hinwegzuheben über die schmerzlichen Zufälle des eigenen Erleidens. Es wurde ihm nicht leicht, denn die Entbehrungen des Gefangenenslebens trafen den Siebzigjährigen schwer. Er hatte in seinen guten Zeiten das kultivierte Leben geschätzt, eine noble Küche und einen gepflegten Keller geliebt, die Tafelfreuden genossen mit jenem Zug einer weltoffenen, epikuräischen Geistigkeit, die Gäste aus aller Herren Länder an seinen Tisch gezogen hatte. Im Umgang mit klugen Frauen war er der liebenswürdige Kavalier gewesen, der die geistbelebende Kraft der Anmut wohl zu schätzen wusste. Manchmal, wenn der kinderlose Mann an Tagen, wo Besuch zu empfangen erlaubt war, mit seiner Frau und den treuen Dackelhunden im Lager herumging und sich immer wieder zu den Tieren hinabbeugte, die sich zärtlich an seine Beine drückten, dann merkte man, dass in dem Philosophen, Politiker und Militär auch ein Herz mit der brennenden Leidenschaft zum Leben und seinen Liebesgeschenken schlug. Oft schien die stoische Ruhe nur die Maske zu sein, hinter der er seine Erschütterung darüber verbarg, wie zwangsläufig er in die Mitverantwortung an dem Unrecht hineingezwungen worden war, das Hitler der Welt angetan hatte, und wie sein redliches Streben, im Unheil noch für das Gute zu streiten, nun mit dem Undank der Verallgemeinerung, den Härten einer unterscheidungslosen «Gerechtigkeit» belohnt wurde. Seine Zweifel am Sinn des Geschehens trieben ihn manchmal, da ihm das



Recht versagt blieb, in eine gelinde Rechthaberei, die Weisheit mischte sich unter der Last der Beschuldigungen mit einer Spur übersteigter Selbstbetrachtung, mit dem anklagenden Aufbegehren eines Michael Kohlhaas. Welcher Mensch hätte die unendliche Reihe von Enttäuschungen und Entwürdigungen anders beantworten können, denen er unterworfen wurde, als ihn die Amerikaner den Belgiern auslieferten und er jahrelang bis zum Prozeß in den Festungen und Gefängnissen dieses Landes herumgeschleppt wurde?

Er war Militärbefehlshaber gewesen und hatte sich trefflich für das Amt geeignet. Er erwies sich als überlegen. Seine Weisheit zeigte sich vor allem darin, daß er von der modernen Krankheit der Zeitangst nicht befallen war. Er hatte immer Zeit, und er konnte warten. Kam man zu dem vielbeschäftigten General nach Brüssel, so fand man kein Aktenstück auf seinem Schreibtisch, und er schien unbegrenzte Muße für eine ausgedehnte Besprechung zu haben. Saß man abends mit ihm in einem der Schlemmerlokale Brüssels, dann wurde es immer spät, bis er sich zur Ruhe begab. Trotzdem war er am kommenden Morgen pünktlich wieder in seinem Büro. Er überstürzte die Entscheidungen nicht und ließ die Dinge reifen. Seine Klugheit bewährte er auch in einer ganz unmilitärischen Abneigung gegen die Mittel der Gewalt, an ihre Stelle setzte er feinere, auf psychologische Wirkung berechnete Methoden. Den Befehlen des Terrors, die der immer unzufriedener werdende Diktator nach Belgien schicken ließ, wich er aus, wie und wann er nur konnte. Aus Berichten und bei gelegentlichen Besuchen gewann ich ein genaues Vergleichsbild der in den einzelnen deutschen Besatzungsgebieten herrschenden Verhältnisse. Das hochindustrialisierte, auf Export angewiesene Belgien, das zur Ernährung seiner Bevölkerung auf die Einfuhr von Nahrungsmitteln angewiesen war, stellte die Besatzungspolitik vor schwierige Aufgaben. Trotzdem war Belgien eine Oase unter den besetzten Ländern, entwickelte sich Falkenhausens Organisation zu einer Musterverwaltung. Er war einer der wenigen deutschen Militärbefehlshaber, die ihre Aufgabe nicht ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der militärischen Notwendigkeiten, sondern im Licht der europäischen Zukunft sahen. Ihm war klar, daß eine schonende und pflegliche Behandlung des ihm anvertrauten Landes auch im wohlverstandenen deutschen Interesse lag und daß die Methoden Görings, die Besatzungsgebiete direkt

auszubeuten oder indirekt auf dem Schwarzen Markt auszukaufen, Narrenstreiche eines politischen Dilettanten waren. Er sah, dass die Belastung des besetzten Staates mit übermässigen Kontributionen die Währung gefährdete und die Inflation heraufbeschwor, die wie eine Epidemie von einem Land auf das andere übergreifen musste. Ihm waren die Völker Europas Glieder einer Familie; Gewalt an einem von ihnen war auch ein Verbrechen am deutschen Volk, weil sie das künftige Zusammenleben vergiftete. So hat sich Falkenhausen Jahre hindurch mit der ihm eigenen stillen Tatkraft bemüht, die belgische Wirtschaft so intakt zu halten, wie das der Besatzungspolitik eines im Krieg stehenden Staates überhaupt möglich war. Er machte die in Holland und Norwegen geübte Politik nicht mit, einheimische Nationalsozialisten zur Kollaboration heranzuziehen, griff auch in den Streit zwischen Flamen und Wallonen nicht ein, den die Partei und die SS der deutschen Herrschaft nutzbar machen wollten.

Aber Falkenhausen war ebenso ein Mann mit Sinn für die nüchterne Realität des Lebens. Als nach dem Ausbruch des Krieges mit Russland die Anschläge gegen die deutsche Wehrmacht auch in Belgien begannen, als deutsche Soldaten aus dem Hinterhalt überfallen, Lager ausgeraubt, Kabel zerschnitten, Geleise gesprengt, Strassen unterminiert wurden, war er, sowohl aus eigener Erkenntnis als auch durch die Befehle Hitlers, gezwungen, Abschreckungsmassnahmen zu ergreifen. Lediglich über den Grad ihrer Schärfe war er mit Hitler und seinen Organen nicht einig. Auch in den Sanktionen war er massvoll, solange ihm Freiheit gelassen wurde. Nur, wo er überhaupt nicht mehr ausweichen konnte, führte er ihm erteilte Befehle, Geislerschiessungen und Deportationen, widerwillig durch, bis er schliesslich durch selbständige, neben ihm tätige Organe mit direkten Vollmachten überspielt und ausgeschaltet wurde. Er hätte den Gehorsam aufkündigen können, aber er wollte nicht weichen. Ein minder tapferer Mann würde es nicht auf sich genommen haben, eine solche Rolle zu spielen, ein berechnenderer hätte sich von der Verpflichtung gelöst, nachdem er das furchtbare Ende nahen sah, ein minder kluger General hätte sich nicht vier Jahre vor Hitlers und seiner Helfer argwöhnischen Augen halten können. Nur die Tatsache, dass unter seiner Hand das schwierigste Besatzungsgebiet zugleich das ruhigste war und dass die Wehrmacht von einer Veränderung nichts wissen wollte, schob die wieder-

holt geplante Abberufung immer wieder hinaus. Als ihn schliesslich seine Hauptgegner, Himmler und Sauckel, zur Strecke gebracht hatten, trat ein, was kommen musste. Nun er nicht mehr nützlich sein konnte, sah man in ihm nur noch den Feind des Regimes und sperrte ihn ein. Er gehörte zu einer Gruppe Verdächtiger, er hatte viele Beziehungen zu den Männern des 20. Juli unterhalten; bei ihm in Brüssel, weiter entfernt von den lauenden Agenten des SD, hatten zahlreiche Besprechungen der Verschwörer stattgefunden. Nur um Haaresbreite entging der General der Mordmaschinerie seiner Feinde. Es ist eine paradoxe Erscheinung der Zeit, dass der gleiche Mann, der wegen seines «lauen» Verhaltens in Belgien abgesetzt und eingekerkert wurde, wegen dieser Amtsführung, nur aus entgegengesetztem Grund, als Kriegsverbrecher von den Belgiern abgeurteilt wurde. Die treibenden Kräfte dieses Prozesses haben mehr aus dem Hintergrund als im Raume des Tribunales gewirkt. Es war für den Angeklagten, der nie in seinem Leben, was ihm auch geschah und wie oft er selbst geirrt haben mag, den Glauben an das Gute und die Gerechtigkeit verlor, unfassbar, dass seine Strafe nicht der objektiven Abwägung seiner Taten, sondern dem Kompromissergebnis eines politischen Kräftespiels entsprang. Der Nachlass der Strafe hat einen Schlussstrich unter das unerfreuliche Kapitel gezogen. Und doch bleibt im Angesicht des Rechts ein Rest, zu tragen peinlich.

Falkenhausen hat die langen Jahre der Haft – zuerst in den Gefängnissen Hitlers, dann in denen der Alliierten –, gesundheitlich mehr und mehr getroffen, mit der Unerschütterlichkeit eines Mannes getragen, der sich vor dem eigenen Gewissen keiner Schuld bewusst und über die Unzulänglichkeit menschlichen Richtens erhaben war. Er hat als Christ in der Bibel, als Freund der östlichen Welt in den Weistümern Chinas manchen Spruch gefunden, aus dem er Trost zum Durchhalten schöpfte. Er hat sich, wenn die eigene Kraft erlahmen wollte, damit gewappnet und manchmal in einer fast präventiv erscheinenden Weise von dem Schatz seines Gedächtnisses Gebrauch gemacht. Aber solches Wissen hatte ihm auch geholfen, sein tätiges Leben in rechter Art zu bewältigen. Er trug eine der schwersten Bürden, welche die Geschichte zu vergeben hat: das Amt des Statthalters. Immer zwingt die Politik den mit solcher Aufgabe betrauten Soldaten in den Zwiespalt zwischen dem Recht des Staates, den er zu vertreten hat, und demjenigen

der Humanität. Immer stellt es ihn zwischen widerstreitende Interessen. Auch Lucullus, der römische Statthalter in Kleinasien, stürzte über seine Bereitschaft, das Wohlfahrtsinteresse des Landes, das ihm anvertraut war, über die kurzfristigeren Forderungen der Herren seines eigenen Staates zu setzen. Selten jedoch geschah es, dass ein Gouverneur von solch wahrhaft humaner Gesinnung zum Opfer der beiden widerstreitenden Lager geworden ist. Falkenhausen musste diese doppelte Last, tragen. Darum hat seine Altersphilosophie einen Zug von unduldsamer Verbitterung bekommen.

## 17. Kapitel

### DIE EXEKUTION

#### KARL DÖNITZ

Vom 2. bis 23. Mai 1945 regierte in Mürwik, wo schon seit der kaiserlichen Zeit eine Marinefährich-Schule bestand, die «Regierung Dönitz». 1943 hatte Hitler den Admiral Dönitz, der die U-Boot-Waffe kommandierte, als Nachfolger des Grossadmirals Raeder zum Oberbefehlshaber der Kriegsmarine ernannt. Dönitz' Auffassung über den Flottenaufbau unterschied sich wesentlich von derjenigen seines Vorgängers. Er stellte das U-Boot in den Mittelpunkt der Seestrategie und war nicht deshalb ein so fanatischer Vertreter des U-Boot-Gedankens, weil er der Befehlshaber der U-Boote war, sondern ein überzeugte: Befehlshaber der U-Boote, weil er an die Durchschlagskraft diese: Waffe glaubte. Es war sein Kummer, dass er zu Beginn des Krieges zu wenig Boote besessen hatte. Als die Abwehr noch gering und die

Versenkungsziffern des einzelnen Bootes hoch waren, hatte er nur wenige Boote auf See. Der steigenden Zahl entsprach die wachsende Wirkung der Abwehr. Als er endlich mit zahlreichen Flotillen angreifen konnte, hatte die andere Seite eine neue Abwehrwaffe gefunden, welche die U-Boote praktisch ausser Gefecht setzte. Die Umstellung auf verbesserte Typen, die mit gleicher Schnelligkeit unter wie über Wasser fuhren und auch den neuen Feindwaffen gewachsen waren, nahm Jahre in Anspruch. Als die neuen U-Boote in grösserer Zahl ausliefen, liess sie die Niederlage Deutschlands zu Lande und in der Luft nicht mehr wirksam werden. Hitler hat dies Dönitz nicht entgelten lassen.

Dönitz war der Gefahr, der Suggestion Hitlers zu unterliegen, mehr ausgesetzt als Raeder. Dieser hatte einen eigenständigeren, stärkeren Geist. Auch war Dönitz mehr als sein Vorgänger zum Nationalsozialismus hingezogen. Jedenfalls schwang in seinem Verhältnis zum Führer ein wärmerer Ton als bei Raeder. Dönitz gehörte zu den wenigen Menschen, die Hitler gern hatte und auch gerne um sich sah. Hitler hat grossen Wert darauf gelegt, vor diesem Mann in dem Licht zu erscheinen, in dem er von Dönitz' verehrungsvollen, aber auch prüfenden Augen gesehen werden wollte. Dönitz hat Hitler als den Retter Deutschlands aus der schweren Zeit der Nachkriegsjahre betrachtet. Er hatte von Raeder die Gewohnheit übernommen, sich vom Stabsgetriebe des Führers und dem dort gängigen Intrigen-Spiel fern zu halten. Wenn er aber zu Hitler ging, legte er Wert darauf, ihn unter vier Augen zu sprechen. Denn er wusste, dass dann ein offenes Wort mehr Erfolg hatte als im grossen Kreise, in dem ein Widerspruch den Diktator nur umso starrer auf seiner ursprünglichen Meinung beharren liess. Dönitz hatte eine eigene Meinung, anders als Keitel, der von allen Seiten beeinflusst wurde und Hitler fast hörig voraus- und nachredete. Deshalb konnte Dönitz auch dem Führer entgegentreten, der es ihm gegenüber nicht zum Streit kommen liess. Allerdings hatte es Dönitz leichter als Keitel, der immer bei Hitler sein musste; auch war dieser in Flottenfragen weniger sicher als in Heeresangelegenheiten. Die Dankbarkeit und Verehrung, die Dönitz für Hitler fühlte, liess ihn die gefährlichen Seiten des Nationalsozialismus nicht so kritisch beurteilen, wie Raeder es tat. Er hielt es aus Überzeugung für seine Pflicht, das Offizierkorps der Marine auf den Nationalsozialismus, wie er ihn

als anständige nationale und mit sozialem Geist erfüllte Bewegung sah, auszurichten, umso besser konnte er verhindern, dass sich die Partei in Personalfragen der Marine einmischte. Aber diese Einstellung, dazu seine von der traditionellen Auffassung abweichende Ansicht über den Vorzug der U-Boote vor einer Hochseeflotte und schliesslich die Tatsache, dass er als Oberbefehlshaber an Lebens- und Dienstjahren jünger war als zahlreiche Admirale, schuf manche Spannungen innerhalb der Marine, die sich nicht ohne Schaden lösen liessen. Vielleicht hat dazu auch die Kühle beigetragen, die von Dönitz' Natur ausgehen konnte, der auch Ehrgeiz nicht fremd war. Warm wurde der «grosse Löwe», wie er in seiner geliebten U-Boot-Waffe genannt wurde, eigentlich nur, wenn er bei seinen U-Boot-Männern war.

Seine beiden Söhne sind im U-Boot-Krieg gefallen. Es wäre für den Befehlshaber der U-Boote und den Oberbefehlshaber der Marine nicht schwer gewesen, sie an Stellen einzusetzen, wo die Gefahr geringer war. Das war nicht Dönitz' Art. Die Erfüllung der Pflicht ohne Rücksicht auf sich selbst war ihm das oberste Gebot. Es war das Unglück dieses Mannes, dass seine Hingabe nie durch Erfolg belohnt wurde. Sein Herz gehörte der U-Boot-Waffe, mit ihr verlor er seine Hoffnung. Er verehrte den Führer, mit ihm verlor er seinen Glauben. Seine Liebe galt dem Vaterland, und er war in der schwersten Stunde dazu bestimmt, seinen Namen mit der Niederlage zu verbinden. Er tat es nicht in der glücklichsten Weise. In seinem Aufruf an das deutsche Volk vom 1. Mai 1945 gebrauchte er noch ganz die Begriffe einer Ideologie, in deren Bann er lange gestanden hatte. Nur schrittweise löste er sich aus der Magie, die Hitler auf ihn ausgeübt hatte. Dann aber wuchs er über das hinaus, was er bis dahin gewesen war und geleistet hatte. Seine geradlinige und unkomplizierte Natur zeigte sich den Stürmen dieser Tage gewachsen. Er blieb sich in allen Lagen und trotz aller Schläge gleich. Er vergab sich nichts, liess sich nicht entmutigen und bestärkte durch seine Haltung andere in ihrer Kraft.

Dönitz hatte mich am 2. Mai zum Aussenminister ernannt. Meine Bedenken stellte ich zurück, als er mir sagte, auf dem Posten, den er mir übertragen wolle, seien keine Lorbeeren zu ernten, aber er brauche einen Mann, der ihn bei den kommenden Entscheidungen politisch berate. Seine Wahl sei auf mich gefallen, weil ich von Anbeginn ein Gegner der Ribbentrop'schen Aussenpolitik gewesen sei. Er appelliere

an mein Pflichtgefühl. Damit war ich für drei schicksalschwere Wochen einem Manne eng verbunden, den ich Tis dahin kaum kennengelernt hatte. Solange er Befehlshaber der U-Boote war, hatten wir keine Berührungspunkte. Als er im Kriege Oberbefehlshaber der Marine geworden war, liess es die Entfernung des militärischen Hauptquartiers von Berlin nicht zu näherer Bekanntschaft kommen. In Flensburg arbeitete ich täglich mehrere Stunden mit ihm. Ausserdem wohnten wir zusammen. So erschloss sich mir der Charakter dieses Mannes in vielen Gesprächen, vor allem aber in den Entscheidungen, die er zu fällen hatte.

Zunächst ging es darum, ob er die Berufung zum Nachfolger Hitlers annehmen und ob er sich den einschränkenden Anordnungen, die damit verknüpft waren, unterwerfen sollte. Dönitz hat sich nicht einen Augenblick besonnen, den Auftrag, durch den er sich als das nach dem damaligen Verfassungsrecht rechtmässig eingesetzte Staatsoberhaupt ansah, zu erfüllen. Es musste im Augenblick des Zusammenbruchs jemand da sein, der befahl und handelte. Sonst gingen noch Hunderttausende sinnlos zugrunde. An ihn war die Berufung ergangen. Also musste er in die Bresche springen. Was er mir gesagt hatte, galt für ihn selbst: Lorbeeren waren nicht zu gewinnen. Aber er gehorchte dem Gebot der Pflicht. Hier kannte Dönitz kein Schwanken. Etwas anders lag es bei den einschränkenden Anordnungen Hitlers. Der erste Funkspruch, von Bormann unterzeichnet, teilte am 30. April mit, dass Hitler an Stelle Görings den Grossadmiral als seinen Nachfolger eingesetzt habe, und verlieh Dönitz Vollmacht für alle Massnahmen, «die sich aus der gegenwärtigen Lage ergeben». Für Dönitz war bereits diese Vollmachtserteilung Grundlage seines Handelns. Der zweite Funkspruch, ebenfalls von Bormann unterzeichnet, teilte am 1. Mai früh mit, dass das Testament «in Kraft» sei. Auf diese Weise gab Bormann bekannt, dass Hitler tot war. Der dritte Funkspruch datierte vom 1. Mai nachmittags und war von Goebbels unterzeichnet: «Führer gestern 15.30 Uhr verschieden. Testament vom 29. April überträgt Ihnen das Amt des Reichspräsidenten, Reichsminister Dr. Goebbels das Amt des Reichskanzlers, Reichsleiter Bormann das Amt des Parteiministers, Reichsminister Seyss-Inquart das Amt des Reichsaussenministers». Der merkwürdige Unterschied zwischen den beiden ersten Funksprüchen und dem dritten, auch die Tatsache, dass Goebbels nach



dem Tode Hitlers 24 Stunden brauchte, um dem Nachfolger den Inhalt des Testaments mitzuteilen, rief den Verdacht hervor, dass Goebbels eine nachträgliche Korrektur der letzten Anordnungen Hitlers vorgenommen habe. Das später vorgefundene, von Hitler selbst unterschriebene Testament hat diesen Verdacht nicht bestätigt. Staatsrechtlich konnten jedoch diese Ministerernennungen durch das verstorbene Staatsoberhaupt nur Wünsche sein, keine Bindungen für den Nachfolger. Dönitz, der weder Goebbels noch Bormann je in sein Kabinett aufgenommen hätte, hielt diese Auflagen für überholt.

Die nächste Entscheidung, die eine weittragende geschichtliche Bedeutung besass, musste ebenfalls schon am 2. Mai getroffen werden. Ein Teil der Generale des OKW vertrat die Meinung, dass die neue Regierung keine bedingungslose Kapitulation abschliessen, dass man vielmehr die Kapitulationsverhandlungen und die Waffenstreckung den einzelnen Truppenteilen überlassen solle. Der Gedanke war, den Gegner mit seiner Forderung einer bedingungslosen Kapitulation ins Leere stossen zu lassen. Es sollte sich keine Stelle in Deutschland finden, die zentral eine solche Erklärung abgäbe. Dönitz neigte gefühlsmässig einer solchen Verfahrensweise zu, die ihm die für einen Soldaten schmerzliche Unterschrift unter die Kapitulationsverhandlungen erspart hätte» Aber solange noch irgendwo ein Truppenteil kämpfte, würden die Alliierten weiter das Recht gehabt haben, Bomben auf deutsche Städte zu werfen. Der Tod von Tausenden, Frauen und Kindern, wäre die unvermeidliche Folge gewesen. Die Absicht Dönitz', möglichst viele Menschen, Soldaten und Zivilpersonen, dem Zugriff des Ostens zu entziehen, konnte nur im Zuge einer einheitlich gelenkten Kapitulationspolitik verwirklicht werden. Endlich würde der Versuch, der Forderung der bedingungslosen Übergabe ein Vakuum entgegenzusetzen, den Alliierten die völkerrechtliche Handhabe geboten haben, Deutschland als regierungsloses Chaos anzusehen; aus dem Fehlen einer verantwortlichen Regierung hätten sie die Notwendigkeit und das Recht hergeleitet, alle Regierungsbefugnisse auf die Besatzungsmächte zu übertragen. Tatsächlich hatten die Alliierten schon im Jahre 1944 die zeitweise völlige Besetzung Deutschlands beschlossen, «da es in Deutschland nach dem Zusammenbruch bestimmt keine verantwortliche Regierung geben werde». Dass die Alliierten diesen Zustand durch die Verhaftung einer bestehenden Re-

gierung selbst schaffen und als Rechtsgrundlage benutzen würden, war nicht vorauszusehen. Dönitz entschloss sich ohne Rücksicht auf seine Person zur Kapitulation. «Ich muss den Weg gehen, den ich nach bestem Wissen und Gewissen als den richtigen für Volk und Truppe erkenne, auch wenn er für mich entehrend oder diffamierend wirkt.»

Aus den für den Entschluss zur Kapitulation bestimmenden Gründen ergab sich von selbst der einzuschlagende Weg. Da eine sofortige Gesamtkapitulation Millionen von Flüchtlingen und die an der Ostfront kämpfenden Truppen den Bolschewisten ausgeliefert hätte und ausserdem von der Ostarmee nicht befolgt worden wäre, musste Zeit gewonnen werden, bis Flüchtlinge und Truppen die Linien der Westarmeen erreichten. Eine besondere Rolle spielte bei den Überlegungen die am weitesten entfernte Heeresgruppe Schörner, die noch am Ostrand der Tschechoslowakei stand. Das OKW vertrat den Standpunkt, dass eine Aufgabe dieser Stellung den Zusammenbruch der Heeresgruppe herbeiführen werde und dass sie deshalb dort zu belassen sei. Das waren noch Reste der Hitler'schen Strategie. Dönitz neigte zu der Auffassung, dass ein Verbleiben der Heeresgruppe mit Sicherheit einem erneuten Stalingrad aussetzen würde, und dass selbst im Falle eines ungeordneten Rückzugs wenigstens Teile gerettet werden könnten. Seine ursprüngliche Absicht, den sofortigen Rückzug anzuordnen, führte er aber mit Rücksicht auf das OKW nicht durch; er musste befürchten, dass sich der eigenwillige Schörner den Befehlen des Admirals, «der vom Landkrieg nichts versteht», nicht unterwerfen und damit die Absichten Dönitz' durchkreuzen könnte. Deshalb stellte er die Entscheidung auf den nächsten Tag zurück, zu dem er Schörner oder dessen Chef des Stabes, General von Natzmer, bestellt hatte. Im Übrigen legte er aber noch am 2. Mai das Verfahren fest. Um Zeit zu gewinnen, sollten im Westen Teilkapitulationen abgeschlossen werden; nach Rückführung der Flüchtlinge und der Osttruppen über die westlichen Linien konnte man auch nach Osten die Kapitulation ausprechen. Begonnen werden sollte mit der Teilkapitulation gegenüber der nächsterreichbaren Heeresgruppe der Alliierten. Das war die des englischen Feldmarschalls Montgomery. Zu ihm wurde noch am Abend des 2. Mai eine Waffenstillstandsdelegation entsandt, an deren Spitze der Generaladmiral von Friedeburg stand, Dönitz' Nachfolger

als Oberbefehlshaber der Marine. Er erhielt den Auftrag, nach Abschluss der Kapitulation bei Montgomery sich weiter zu Eisenhower zu begeben, um dort die Kapitulation für den gesamten Westen zu erklären.

Wie richtig es gewesen war, die Kapitulation von einer zentralen Stelle aus zu steuern, zeigte sich am nächsten Tage bei der Besprechung mit den Befehlshabern von Dänemark und Norwegen; für die Heeresgruppe Schörner kam General von Natzmer. Der temperamentvolle Befehlshaber von Dänemark zeigte die Haltung des alten Generals, dem es als Pflicht erscheint, weiterzukämpfen, solange er noch eine intakte Truppe zur Verfügung hat; er war entschlossen, in Nord-Schleswig «die letzte anständige Schlacht des Kriegs» zu schlagen. General von Natzmer war dankbar für die Unterrichtung über die Absichten Dönitz'. Er könne nun bei seinem Oberbefehlshaber leichter den Entschluss zum Rückzug durchsetzen. Er nannte als Mindestfrist für die Rückführung der Heeresgruppe Schörner an die westlichen Linien den Zeitraum von acht Tagen. Durch diese Aussprache war vermieden, dass in Nord-Schleswig, in der Tschechoslowakei und an anderen Stellen der Front eine «letzte anständige Schlacht» geschlagen wurde. Soldaten und Zivilisten wären nutzlos geopfert worden, und die Ziele Dönitz', Schonung der Städte der noch nicht besetzten Gebiete, Rettung der Ostflüchtlinge und -truppen, hätten sich nicht erreichen lassen. Dass Generaloberst von Vietinghoff für die Italien-Armee eine von Kesselring nachträglich gutgeheissene Kapitulation bereits abgeschlossen hatte, war eine eigenmächtige Massnahme, die sich aber in das Gesamtkonzept so einfügte, als habe Vietinghoff Dönitz' Pläne vorher gekannt.

Die «Teilkapitulation im Norddeutschen Raum» wurde am 4. Mai von Friedeburg im Hauptquartier Montgomerys unterzeichnet. Von 5. Mai morgens ab schwiegen die Waffen in diesem Bereich. Die Forderungen Montgomerys waren in drei Punkten über Friedeburgs Vorschläge hinausgegangen. Montgomery verlangte, dass die Niederlande Dänemark und die im Kapitulationsbereich befindlichen Schiffe in die Kapitulation einbezogen würden. Dönitz war einerseits froh, dass die Niederlande und Dänemark aus dem Kriegsgeschehen ausschieden «anständige Schlachten» brauchten dort nicht mehr befürchtet zu werden. Andererseits hatte er die Besorgnis, dass durch die Einbe-

ziehung der Flotte und Dänemarks die Rücktransporte aus dem Osten, die zum Teil nach Dänemark gingen, behindert werden könnten. Aber Friedeburg, der am 4. Mai vormittags zur Berichterstattung nach Mürwik zurückgekehrt war, konnte den Grossadmiral unter Hinweis auf die ihm gegebenen Zusagen, dass Rücktransporte weiterlaufen könnten, beruhigen. Auch einzelne Soldaten, die, vom Osten kommend, durch die Demarkationslinien sickerten, sollten in englische Gefangenschaft genommen werden. Zivilisten aufzunehmen, hatte Montgomery allerdings mit der Begründung abgelehnt, dass die Kapitulation ein militärischer Akt sei, in den Bestimmungen über Zivilisten nicht aufgenommen werden könnten; er hatte jedoch hinzugefügt, dass er «kein Unmensch sei». Dönitz glaubte ihn richtig zu verstehen. Die schwerste Entscheidung war, ob er die Forderung, dass Kriegsgerät nicht vernichtet werden dürfe, annehmen, und vor allem, ob er sie durchführen solle. Das OKW trat dafür ein, dass er die Vernichtung anordnen solle. Aber Dönitz liess sich von dem Gesichtspunkt leiten, dass ein solcher Vertragsbruch die soldatische Ehre mehr verletze, als ein Nachgeben es tun würde, dass er ausserdem den Kapitulationsvertrag gefährde, an den sich dann auch Montgomery nicht mehr zu halten brauche. Das Verbot der Waffenzerstörung wurde mit einer Ausnahme von der Truppe befolgt: die Besatzungen der U-Boote vernichteten ohne Wissen des Grossadmirals ihre Boote in der Nacht vom 4. zum 5. Mai. Sie glaubten mit diesem Tun dem wahren Willen ihres Admirals zu entsprechen.

Friedeburg hatte den ersten Teil seiner Aufgabe gelöst. Beim zweiten scheiterte er. Am 6. Mai früh kam die Nachricht, dass Eisenhower sich nicht auf eine Teilkapitulation einlasse, sondern eine sofortige Kapitulation an allen Fronten verlange; die deutschen Truppen hätten in ihren gegenwärtigen Stellungen zu verbleiben. Das war ein harter Schlag. Die Forderung war unannehmbar, weil ihre Befolgung die Osttruppen den Russen ausgeliefert und damit eines der Hauptziele Dönitz' zunichte gemacht hätte. Sie war undurchführbar, weil die Soldaten an der Ostfront einen Befehl, die Waffen niederzulegen und stehen zu bleiben, einfach nicht befolgt hätten, die Alliierten dann aber dem O KW den Bruch des Kapitulationsvertrags hätten vorwerfen können. Dönitz entschloss sich, Jodi in das Hauptquartier Eisenhowers zu entsenden und ihm das Dilemma offen darzulegen. Bedell Smith, der

Chef des Stabes Eisenhowers und spätere amerikanische Botschafter in Moskau, geht in seinem Buch von der Ansicht aus, die Nazis hätten selbst nach Hitlers Selbstmord ihre Versuche, die alliierte Einigkeit zu stören und den einen Verbündeten gegen den anderen auszuspielen, nicht aufgegeben. Ihr letzter derartiger Versuch sei der Vorschlag gewesen, vor den Briten und Amerikanern, nicht aber vor den Russen, die Waffen zu strecken. Dönitz hat die Illusion, die alliierte Koalition noch erschüttern zu können, nicht gehabt. Er stand unter dem Zwang der Tatsache, dass der deutsche Soldat wohl bereit war, sich in die westliche Gefangenschaft zu begeben, nicht aber in die russische. Befehle waren nutzlos. Er hätte also durch die geforderte Kapitulation die Osttruppen geopfert, zugleich aber einen Vertrag unterzeichnet, den zu erfüllen er keine Möglichkeit besass, dessen Nichtbeachtung ihm aber zur Last gelegt worden wäre. Repressalien wären die Folge gewesen. Die Teilkapitulation entsprang also nicht der Absicht, die Alliierten zu spalten, sondern einer Notwendigkeit. Die Geschichte der Kriegsgefangenen in Russland hat inzwischen hinlänglich bewiesen, dass die Einstellung des deutschen Soldaten an der Ostfront begründet war.

Dönitz bevollmächtigte Jodi zur Kapitulation nach A Yesten, nicht nach Osten. Für den Fall aber, dass es Jodi nicht gelingen sollte, bei Eisenhower die Teilkapitulation zu erreichen, beauftragte ihn Dönitz, eine Gesamtkapitulation in einer neuartigen Form abzuschließen, nämlich mit einem Anfangs- und einem Endtermin. Der Anfangstermin bedeutete Waffenruhe, aber Bewegungen waren noch erlaubt. Der Schlusstermin beendete auch Bewegungen. Gelang es, eine «Stufenkapitulation» durchzusetzen, dann wurde die Zeit gewonnen, die nötig war, um Flüchtlinge und Soldaten die Westlinie erreichen zu lassen. Es konnte auf diese Weise das gleiche Ergebnis erzielt werden, das Dönitz durch Teilkapitulationen hatte erreichen wollen. Am 6. Mai trat Jodi seine Fahrt an. Der 7. Mai würde also der erste Tag der Kapitulation sein. Um die am 3. Mai mit Natzmer besprochenen acht Tage für den Rückmarsch der Heeresgruppe Schörner zu sichern, mussten zwischen Anfangs- und Endtermin der Kapitulation mindestens vier Tage liegen. Diese vier Tage sollte Jodi durchsetzen. Er erhielt die schriftliche Vollmacht, die ihn zur Kapitulation an *allen* Fronten berechtigte. Von dieser durfte er aber nur Gebrauch machen,

wenn er vorher die ausdrückliche telegrafische Erlaubnis des Grossadmirals erhalten hatte. Nach dem Bericht, den Jodi später erstattete, wurde die Westkapitulation sofort endgültig abgelehnt. Eisenhower bestand auf der Gesamtkapitulation. Jodi musste sich darauf beschränken, bei Eisenhowers Chef des Stabes, Bedell Smith, mit dem er die Verhandlungen führte, auf die «Stufenkapitulation» mit viertägiger Frist hinzuwirken. Er fand bei dem Stabschef grösseres Verständnis als bei dem Oberkommandierenden. Bedell Smith erklärte sich mit dem von Jodi erbetenen Verfahren und auch mit der vorgeschlagenen Frist einverstanden. Aber Eisenhower lehnte die Kapitulation auf dieser Grundlage rundweg ab. Erst nach nochmaligen Vorstellungen nahm Eisenhower schliesslich eine Frist von *zwei* Tagen an, verlangte aber zugleich ultimativ, dass die Deutschen sofort unterschrieben, widrigenfalls er die alliierten Fronten auch gegenüber Personen, die sich einzeln zu ergeben versuchten, schliessen und alle Verhandlungen abbrechen würde. In seinem Bericht über die Kapitulation erwähnt Bedell Smith zwar das Ultimatum, nicht aber seine vermittelnde Rolle. Doch nur dem Umstand, dass er die zweitägige Frist bei Eisenhower durchsetzte, die wenigstens noch die Rettung für einen Teil der Schörner'schen Heeresgruppe bringen konnte, ist es zu verdanken, dass Dönitz Jodi die Vollmacht zur Unterzeichnung überhaupt erteilen konnte und dass das von Jodi in seinem Funkspruch vom 6. Mai abends für den Fall der Nichtunterzeichnung befürchtete Chaos nicht entstand. Schweren Herzens gab Dönitz die telegrafische Genehmigung an Jodi, die Gesamtkapitulation zu unterzeichnen. Der Anfangstermin war der 7. Mai 00.00 Uhr, der Endtermin der 9. Mai 00.00 Uhr. Zwei Tage Zeit waren gewonnen, um wenigstens einen Grossteil der Osttruppen zu retten. Das Ende der Heeresgruppe wurde zum Drama. Wo die Truppen die Demarkationslinie erreichten, sind erhebliche Teile von den Amerikanern am Weitermarsch gehindert und in die russische Kriegsgefangenschaft geschickt worden. Das von Thorwald berichtete Gespräch zwischen dem Stabschef einer amerikanischen Division und einem deutschen General an der Demarkationslinie kennzeichnet die grausame Lage. Der Stabschef: «Sie werden auch in russischer Gefangenschaft nach den Grundsätzen des Völkerrechts behandelt werden und bald Ihre Heimat wiedersehen.» Der Deutsche: «Mit den Sowjets kann man nur mit der Waffe in der Hand verhan-

deln. Hat man die nicht mehr, so ist man ein Sklave. Sie werden einmal an meine Antwort denken.»

Während noch die Kapitulationsverhandlungen im Gange waren, entschloss sich Dönitz, eine «Geschäftsführende Reichsregierung» zu bilden und mich mit der Leitung zu betrauen. Gleich nach seiner Ernennung hatte Dönitz an eine personelle Änderung in der Spitze des Oberkommandos der Wehrmacht gedacht. Auch ich hatte ihm bei unserer ersten Unterredung dringend geraten, in der Person von Keitel einen Wechsel eintreten zu lassen, und auf die Frage, an wen ich als Nachfolger dächte, den Feldmarschall von Manstein genannt. Dönitz erwiderte etwas spitz, so klug sei er auch selber, aber Manstein habe abgelehnt. Ausserdem habe Jodi erklärt, dass er sich im Falle einer Entlassung Keitels mit diesem solidarisch fühle und dann auch gehen werde. Dönitz könne aber in einer Zeit, in der es nicht mehr auf strategische Fähigkeiten ankomme, sondern auf die Beherrschung des gesamten militärischen Befehlsapparats, Jodi mit seiner reichen Erfahrung nicht entbehren. Ich war erstaunt, später von Manstein zu hören, dass ihm die Nachfolge Keitels niemals angeboten und daher auch von ihm nie abgelehnt wurde. Er sei einmal, ohne Mitteilung des Zwecks, vom OKW zu Dönitz bestellt worden und habe erklärt, an diesem Tage könne er nicht kommen, erst am nächsten; daraufhin habe er nie wieder vom Hauptquartier Dönitz gehört. Es bleibt nur die Erklärung, dass die «Absage» Mansteins Dönitz falsch übermittelt und von ihm missverstanden worden ist.

Himmler versuchte alles nur Erdenkliche, um eine Stellung unter Dönitz zu bekommen. Zuerst verlangte er die Position des «Zweiten», dann steckte er Pflock um Pflock zurück, bis er mit der polizeilichen Funktion zufrieden gewesen wäre, ohne Übernahme in die «Geschäftsführende Reichsregierung» die Ordnung im Nordraum aufrecht zu erhalten. Dönitz aber war nicht gewillt, Himmler in seinen Auftrag zu nehmen. Er teilte ihm am 6. Mai endgültig mit, dass er ihn aller seiner Ämter enthebe. Eine Belassung von Himmler in einer Dienststellung hätte sich nicht mit den Zielen vertragen, die Dönitz bei der Einsetzung der «Geschäftsführenden Reichsregierung» verfolgte. Ihm kam es darauf an, der Besatzungsmacht für die Umstellung der Kriegs- auf Friedensverhältnisse und für die zu erwartende Notzeit das noch funktionierende Instrument einer zentralen Verwaltung zur Verfügung

zu stellen. Er war davon überzeugt, dass die Ernährung, der Verkehr, das Geldwesen nur zentral gesteuert werden könnten und dass bei einer Zerreißung in Zonen Hungersnot, Verkehrs- und Wirtschaftschaos die Folgen sein müssten. Wenn es auch nicht auf die an der Spitze der Ressorts stehenden Männer ankam – sie konnten jederzeit ausgetauscht werden –, so war es doch, um überhaupt in Verbindung mit der anderen Seite zu kommen, von Bedeutung, sich von parteipolitischen Bindungen zu lösen und nur Minister zu berufen, die als Fachmänner anerkannt waren. Allerdings war für Dönitz lediglich eine beschränkte Auswahl möglich. Es kamen nur die Männer in Betracht, die sich damals im Nordraum aufhielten. So scheiterte zum Beispiel die Absicht, den Reichsgerichtspräsidenten Bumcke an die Spitze des Justizministeriums zu berufen, an der Tatsache, dass es unmöglich war, festzustellen, ob er noch lebe und wo er sei; es blieb nur übrig, den amtierenden Staatssekretär Klemm in dieser Stellung zu belassen. Dönitz beauftragte mit der Führung der Geschäfte des Wirtschaftsministers: Speer, des Arbeitsministers: Seldte, des Ernährungsministers: Backe, des Verkehrsministers: Dorpmüller, des Aussen- und Finanzministers: mich; er übertrug mir zugleich die Gesamtleitung. Dönitz hat unter dem Eindruck des Nürnberger Prozesses geäußert, er bedaure, Himmler am 6. Mai nicht verhaftet zu haben. Er würde es getan haben, wenn er damals bereits von den Massnahmen der Menschenvernichtung und den Zuständen in den Konzentrationslagern gewusst hätte. Dönitz war ein Beispiel dafür, wie ahnungslos selbst Männer seiner Stellung blieben. Die Verschleierungsmethoden, die in den Nürnberger Prozessen verschiedene Zeugen, vor allem der SS-Richter Dr. Morgen, in ihrer raffinierten Anlage enthüllten, verbargen auch Männern in leitender Stellung die schreckliche Wahrheit. Den Auslandsnachrichten konnte man oft nicht Glauben schenken. Dönitz hat eine Reihe von Fällen selbst nachgeprüft, wo Greuelmeldungen des «Feindfunks» unrichtig waren; so hörte sich zum Beispiel der U-Boot-Kommandant Schulze in Dönitz' Gesellschaft selbst die Nachricht von seiner KZ-Haft an. Dönitz war sehr beunruhigt durch das in illustrierten Zeitungen des Auslands enthaltene Material, das Friedeburg aus dem Hauptquartier von Montgomery mitbrachte. Als dann in Flensburg ein Schiff mit KZ-Insassen eintraf, dessen Wachmannschaften sich aus dem Staube gemacht hatten und das der Hafен-



kommandant in einem erschütternden Zustand vorfand, ordnete Dönitz sofort Massnahmen an, um begangene Verbrechen durch das deutsche Volk selbst aufklären und sühnen zu lassen. Um eine gerechte und gleichmässige Urteilsfindung zu gewährleisten, erliess er eine Anordnung, in der das Reichsgericht mit der Untersuchung und Aburteilung aller Greuelthaten in den Konzentrationslagern beauftragt wurde. Diese Anordnung legte er Eisenhower mit einem eingehenden Bericht und der dringenden Bitte vor, das Reichsgericht alsbald in den Stand zu setzen, die Aufgabe durchzuführen. Dönitz hat keine Antwort erhalten. Er war davon überzeugt, dass die Selbstreinigung eine tiefgreifende moralische Wirkung gehabt hätte. Kein anderes Volk hatte nach seiner Auffassung ein so brennendes Interesse, dass alle Schuldigen scharf und gerecht bestraft würden, wie das deutsche Volk, dessen Ehre Verbrecher besudelt hatten.

In der «Regierung Dönitz» ist hart gearbeitet worden. Er selbst konnte nicht untätig sein. Bei den primitiven Unterbringungsverhältnissen im Verwaltungsgebäude der Mürwiker Fähnrichschule liess es sich nicht vermeiden, dass die grosse Zahl der Besucher Dönitz überschwemmt. Als er sich vor der Flut nicht mehr retten konnte, erliess er eine Anordnung, dass der militärische Strom zu Jodi, der zivile zu mir abgeleitet werden sollte. Am nächsten Morgen um 10 Uhr bestellt mich Dönitz dringend zu sich. Er sass zornig auf seinem roten Sofa, seit zwei Stunden sei er schon da und habe nichts zu tun, wozu er eigentlich noch nütze sei. In den Ressorts wurde, soweit das möglich war, Material gesammelt, die Lage in den einzelnen Verwaltungszweigen in Denkschriften dargestellt, und es wurden Vorschläge ausgearbeitet, welche der alliierten Kommission, die unter Leitung eines amerikanischen und eines englischen Generals in Mürwik eingetroffen war, vorgelegt und mit deren Sachverständigen besprochen werden sollten. Die Arbeit schien sich nicht schlecht anzulassen. Backe legte eine Denkschrift vor, in der Massnahmen für die Hebung der Produktion und den erforderlichen Zonenausgleich vorgeschlagen wurden zur Vermeidung einer Ernährungskatastrophe; diese liess sich nach Art und Zeit Voraussagen und ist auch später eingetreten. Backes Darstellungen schienen Eindruck zu machen. Er sollte zur unmittelbaren Berichterstattung auf einige Tage in das Hauptquartier zu Eisenhower gebracht werden, flog auch ab, kam aber nicht wieder. Er ist dort, ohne gehört zu werden, hin-

ter Stacheldraht gesetzt worden. Noch eindrucksvoller waren die Ausführungen des alten Dorpmüller. Dieser hielt es für möglich, das Verkehrswesen in sechs Wochen wieder einigermaßen in Gang zu bringen. Er nannte allerdings *eine* Voraussetzung: man dürfe ihm nicht hineinreden, auch nicht in personeller Hinsicht. Seine Darlegungen erschienen der Kommission so wichtig, dass er ebenfalls zu Eisenhower's Hauptquartier gebracht wurde. Da er gerade erst nach einer schweren Operation aus dem Krankenhaus kam, transportierte ihn ein Lazarettflugzeug. Auch er kehrte nicht wieder. Es ging ihm allerdings besser als Backe. Er wurde unter Bewachung in einem Schlösschen untergebracht, in dem er weiter an seinen Plänen arbeiten konnte. Er fand auch Gehör. Der Verkehrsfachmann, dessen Schaffenskraft trotz Alter und Krankheit ungebrochen war und der durch seine Sachkenntnis und sein Temperament alle Widerstände überwand, erreichte tatsächlich, dass ihm der Auftrag erteilt wurde, den Verkehr wieder in Gang zu bringen. Aber da erkrankte er erneut und starb bald darauf.

Während dieser Arbeiten der Ressorts tauchte immer wieder die Frage auf, ob die Existenz einer deutschen Regierung überhaupt noch notwendig sei und verantwortet werden könne. Mit der Unterzeichnung der Kapitulation hielt Dönitz den Auftrag, den er bekommen hatte, für erfüllt. Schon am 7. Mai wurde die Demission erörtert. Des Grossadmirals soldatischer Art hätte es entsprochen, jetzt abzutreten. Er wollte den Zeitpunkt nicht verpassen, in dem er, jeder Regierungsmöglichkeit beraubt, in die Gefahr geriete, die eigene Person wie sein hohes Amt der allgemeinen Lächerlichkeit preiszugeben. Aber sein Pflichtgefühl hielt ihn auch jetzt noch. Deutschland war in Gefahr, durch die Teilung in Zonen zerrissen zu werden. Es gab nur noch eine Stelle, welche die Einheit verkörperte. Das war das Staatsoberhaupt. Besass der Grossadmiral auch keine Macht, die Stellung allein war schon ein Symbol der deutschen Einheit. Das durfte nicht freiwillig geopfert werden. Dönitz wollte auch nicht, dass die Alliierten die Übernahme der Regierungsgewalt damit rechtfertigen konnten, die deutschen Stellen seien fortgelaufen. Die Verantwortung für die Teilung Deutschlands sollte ihnen nicht abgenommen und nicht durch seinen Rücktritt erleichtert werden. Bis zur Wiederherstellung geordneter Zustände wollte er noch im Amt bleiben. Dann sollte das deutsche Volk in freier Wahl sein Staatsoberhaupt bestimmen.

Dönitz gab sich über die Dauer seiner Regierung und die Schwäche seiner Stellung keinen Täuschungen hin. Er hatte keinen Zweifel dass man ihn solange belassen würde, als man seine Autorität für die Durchführung der Kapitulationsbedingungen brauchte, dass im Übrigen aber sein Schicksal von einer Reihe von Faktoren abhing, auf die er keinen Einfluss hatte. Es scheint, als habe man, vor allem auf englischer Seite, in den ersten Tagen nach dem Zusammenbruch ernsthaft an eine Zusammenarbeit mit der Regierung Dönitz gedacht. Nach dem 15. Mai trat eine merkbare Änderung in dem Verhalten der Besatzungsstellen ein. Der Feldmarschall Busch wurde bei einer Besprechung mit Montgomery schroffer empfangen als wenige Tage vorher Friedeburg. Der Wandel schien mit einer Begegnung zusammenzuhängen, die Eisenhower und Montgomery am 15. Mai mit Churchill hatten. Dönitz zog daraus den Schluss, dass die Entscheidung über das Schicksal seiner Regierung getroffen sei, dass nur noch das Wie und das Wann offenstehe. Er wurde in dieser Mutmassung durch die ausserordentlich heftigen Angriffe bestärkt, die damals der russische Rundfunk gegen die Regierung Dönitz zu erheben begann. Da die Angriffe hauptsächlich die Methode der Teilkapitulation betrafen, wodurch zahlreiche Gefangene dem russischen Zugriff entzogen worden seien, ergab sich der Eindruck, dass man den Sack schlug, aber den Esel meinte. Man griff Dönitz an und meinte Montgomery, dem die Sowjets das Eingehen auf Dönitz' Vorschläge schwer verdacht hatten. Dönitz war klar, dass der englisch-russischen Freundschaft, die damals noch keine Trübung erfahren durfte, ein Opfer gebracht werden musste. Das Opfer konnte nach Lage der Dinge nur seine Regierung sein. Am 17. Mai traf eine russische Kontrollkommission ein. Sie wohnte auf einem Schiff, das neben der «Patria» lag, auf der die englisch-amerikanische Kommission untergebracht war. Die Russen verlangten alsbald von den Deutschen die gleichen Auskünfte und schriftlichen Unterlagen, wie sie ihre Alliierten bekommen hatten. Das ausserordentliche Interesse, das man auf der «Patria» an den deutschen Besuchen auf dem Nachbarschiff nahm, liess vermuten, dass wir bald vor der russischen Wissbegierde in Sicherheit gebracht werden würden. Das Wann war in greifbare Nähe gerückt. Als daher am 22. Mai Dönitz die Aufforderung erhielt, sich mit Jodi und Friedeburg am nächsten Morgen auf der «Patria» einzufinden, war es klar, was

die Glocke geschlagen hatte. Die Uhr für die Regierung Dönitz war abgelaufen. Die Verhaftung auf der «Patria» spielte sich in korrekten Formen ab. Bei den übrigen Mitgliedern des OKW und der Geschäftsführenden Reichsregierung wurde den zahlreichen zu diesem Zweck herbeigeeilten Photographen, Presse- und Filmleuten ein Spectaculum geboten. Militärpolizei, Infanterie und Panzer waren aufgeboten, um die Deutschen in Haft zu nehmen. Nachdem sie im Gebäude sich nackt hatten ausziehen müssen und ihnen alle Papiere und Wertgegenstände weggenommen worden waren, die sie trotz wiederholter Eingaben nie wieder bekamen, mussten sie sich im Hof mit im Nacken verschränkten Armen dem Kreuzfeuer der Photographen stellen. Friedeburg, der auf der Rückfahrt von der «Patria» Zeuge dieser Szene wurde, nahm unter ihrem Eindruck Gift.

Die Schmach der Entwürdigung blieb auch Dönitz nicht erspart. Sie war das Los von Millionen, die, ohne sich persönlich schuldig zu fühlen, das Strafgericht über sich ergehen lassen mussten, das die begangenen Verbrechen erheischten. Die Periode der hohen Worte und tapferen Taten war vorüber. Die Zeit des Leidens und der Selbstbe-sinnung hatte begonnen. Dönitz hat sich nie bemitleidet. Er trug sein Geschick ohne Klage. Er klagte auch nicht an. Der Drang zur Vergeltung, der das Verhalten des Auslands nach dem Zusammenbruch beherrschte, erschien ihm als ein unabwendbarer Vorgang. Die jahrelang aufgestauten Gefühle der Feindschaft und des Hasses gegen ein System, das nicht nur zum militärischen Gegner, sondern immer mehr zum Feind der Menschlichkeit geworden war, mussten sich wie ein Gewitter über Gerechte und Ungerechte entladen. Dönitz sorgte sich jedoch ab, dass die Rache im deutschen Volk von Neuem eine gärende Empfindung der Unbill hervorrufen werde. Hass erzeugt Unrecht, Unrecht schafft frischen Hass. Die Jahre nach dem Krieg mussten entscheiden, ob die Menschheit sich wiederum im Zwist verlieren oder den Schritt voran zu einem besseren Frieden tun würde. Das deutsche Volk hatte sich zu entschliessen, ob es, der grossen Leistungen seiner Geschichte ebenso eingedenk wie der Sünden der jüngsten Vergangenheit, den Beitrag des Vergessens zum Neuaufbau der Welt leisten oder sich in radikalen Bewegungen einem erneuten Ressentiment ergeben wollte. Die Welt musste wählen zwischen der Abgeltung des Vergangenen und der Entwicklung des Künftigen, zwischen dem Vernich-

## DIE EXEKUTION

tungswillen des alten Hasses und der Wiedergeburt des Wohlwollens. Dönitz liess nicht von der Hoffnung, auch im alten Erdteil werde die Idee der Einheit siegen über den «vergeblichen Streit».

In Nürnberg wurde er zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Der Spruch stützte sich nicht auf Verstösse gegen die internationalen Bestimmungen für den U-Boot-Krieg. Man machte ihn aber für einen Vorfall verantwortlich, bei dem in Norwegen ein Admiral Hitlers «Kommandobefehl» durchführte, ohne Rücksicht darauf, dass Dönitz nicht unterrichtet worden war und der Admiral ihm befehlsmässig nicht unterstand. Von der Anklage der Verschwörung und der Vorbereitung von Angriffskriegen wurde er freigesprochen, dagegen der aktiven Teilnahme an der Führung von Angriffskriegen schuldig befunden, weil er als Befehlshaber der U-Boote allein mit der Führung des U-Boot-Krieges beauftragt war, als Oberbefehlshaber der Kriegsmarine von 1943 an von Hitler ständig zu Rate gezogen wurde und als Staatsoberhaupt am 1. Mai 1945 der Wehrmacht befahl, den Krieg im Osten fortzusetzen. Er verbüsst seine Strafe in Spandau.

Als er im Herbst 1945 nach Nürnberg gebracht wurde, sagte er mir beim Abschied, er werde nun für die büssen müssen, die sich der Verantwortung entzogen hätten. Er sagte es ohne Bitterkeit in den einfachen Worten des Soldaten. Die grössten Wirkungen gehen nicht von den hallenden Reden und den geräuschvollen Taten der Menschen aus, sie geschehen leise und fast unmerklich. Seit Anbeginn hat sich das stille Ertragen des Leidens als die stärkste Kraft im Überwinden der Schuld und im Heilen der Welt erwiesen.

## PERSONENREGISTER

**FÜRST BERNHARD VON BÜLOW** (1849-1929), Diplomat, Staatssekretär des Auswärtigen, 1900-1909 Reichskanzler.

**THEOBALD VON BETHMANN-HOLLWEG** (1856-1921), preussischer Verwaltungsbeamter, Innenminister, 1909-1917 Reichskanzler.

**HELMUTH GRAF VON MOLTKE** (1800-1891), Generalfeldmarschall, 1858 bis 1888 Chef des Generalstabes.

**ALFRED GRAF VON WALDERSEE** (1832-1904), Generalfeldmarschall, 1888 bis 1891 Chef des Generalstabes.

**ALFRED GRAF VON SCHLIEFFEN** (1833-1913), Generalfeldmarschall, 1891 bis 1906 Chef des Generalstabes, Studie Cannä (Vernichtung durch Umfassung), «Schlieffei-Plan».

**HELMUTH VON MOLTKE** (1848-1916), General, 1906-1914 Chef des Generalstabes.

**WILHELM GROENER** (1867-1939), General, 1914 Chef der Eisenbahnabteilung, 1916 Chef des Kriegsammtes, 1918-1920 Erster Generalquartiermeister, 1920-1923 Reichsverkehrsminister, 1928-1932 Reichswehrminister, 1931-1932 Reichsinnenminister.

**HANS VON SEECKT** (1866-1936), Generaloberst, 1920-1926 Chef der deutschen Heeresleitung.

**KURT VON HAMMERSTEIN-EQUORD** (1878-1943), Generaloberst, 1930-1934 Chef der deutschen Heeresleitung.

**KURT VON SCHLEICHER** (1882-1934), General, 1932 Reichswehrminister, 1932-1933 Reichskanzler, 1934 beim Röhmputsch erschossen.

**RUDOLF HILFERDING** (1877-1943), Kinderarzt, sozialistischer Finanztheoretiker, 1923 und 1928-1929 Reichsfinanzminister.

**OTTO VON SCHLIEBEN** (1875-1932), preussischer Verwaltungsbeamter, 1925-1926 Reichsfinanzminister.

**PETER REINHOLD** (geb. 1887), 1926-1927 Reichsfinanzminister.

**HERMANN DIETRICH** (geb. 1879), Landwirt, Jurist, Führer der demokratischen Partei vor 1933, Oberbürgermeister von Konstanz, Reichsernährungsminister, 1930-1932 Reichsfinanzminister.

**HANS LUTHER** (geb. 1879), Jurist, Oberbürgermeister von Essen, 1923-1925 Reichsfinanzminister, 1925-1926 Reichskanzler, 1930-1933 Reichsbankpräsident, 1933-1936 Botschafter in Washington.

**HEINRICH BRÜNING** (geb. 1885), Zentrumsolitiker, Geschäftsführer des Deutschen Gewerkschaftsbundes bis 1930, 1930-1932 Reichskanzler.

**FRANZ VON PAPEN** (geb. 1879), Offizier, Zentrumsabgeordneter im Preussischen Landtag, 1952 Reichskanzler, 1935-1934 Vizekanzler, 1934-1938 Sondergesandter in Wien, 1939-1945 Botschafter in Ankara, im Nürnberger Prozess freigesprochen.

**PIERRE LAVAL** (1883-1945), französischer Politiker, 1931-1932 und 1935 bis 1936 Ministerpräsident, 1941-1945 (mit Unterbrechung) Chef der Vichy-Regierung, 1945 von einem französischen Gericht zum Tode verurteilt und hingerichtet.

**EDOUARD HERRIOT** (geb. 1872), französischer Politiker, Bürgermeister von Lyon, 1924-1925 und 1932 Ministerpräsident, seit 1948 Präsident der Nationalversammlung, Schriften über Beethoven.

**JAMES RAMSAY MACDONALD** (1866-1937), englischer Arbeiterführer, 1924 und 1929-1935 Ministerpräsident.

**NEVILLE CHAMBERLAIN** (1869-1940), zweiter Sohn von Joe Chamberlain, mehrfach englischer Schatzkanzler, 1937-1940 Ministerpräsident.

**HERBERT HOOVER** (geb. 1874), amerikanischer Politiker, Republikaner, 1928-1932 Präsident der Vereinigten Staaten, 1931 Hoover-Moratorium, nach 1945 Hoover-Speisung.

**CARL BURCKHARDT** (geb. 1891), Schweizer Diplomat und Historiker, 1937 bis 1939 Völkerbundskommissar in Danzig, während des Krieges Präsident des Roten Kreuzes, Verfasser des «Richelieu».

**ALFRED HUGENBERG** (1865-1951), Industrieller und Politiker, 1928-1933 Vorsitzender der Deutschnationalen Volkspartei, 1933 Reichswirtschafts- und Reichsernährungsminister.

**FRANZ SELDTE** (1882-1947), Fabrikant, Begründer des «Stahlhelms» 1933 bis 1945 Reichsarbeitsminister, in Nürnberg im Gefängnishospital gestorben.

**HJALMAR SCHACHT** (geb. 1877), Bankier, 1923 Reichswährungskommissar, 1923-1930 und 1933-1939 Reichsbankpräsident, 1934-1937 Reichswirtschaftsminister, im Nürnberger Prozess freigesprochen.

**ADOLF HITLER** (1889-1945), Begründer und Führer der NSDAP, 1924 während der Landsberger Festungshaft «Mein Kampf», 1933 Reichskanzler, 1934 «Führer und Reichskanzler», 30. April 1945 Selbstmord in Berlin.

**HERMANN GÖRING** (1893-1946), Reichsmarschall, Offizier, Jagdflieger im ersten Weltkrieg, Pour le mérite, 1932 Reichspräsident, 1933-1945 preussischer Ministerpräsident und Reichsluftfahrtminister, 1946 in Nürnberg zum Tode verurteilt, Selbstmord in der Nacht vor der Hinrichtung.

**JOSEPH GOEBBELS** (1897-1945), Journalist, nationalsozialistischer Politiker, seit 1928 Gauleiter von Berlin, 1933-1945 Reichspropagandaminister, Selbstmord mit Frau und Kindern am 1. Mai 1945.

**JOACHIM VON RIBBENTROP** (1893-1946), Kaufmann, nationalsozialistischer Politiker, 1936 Botschafter in London, 1938-1945 Aussenminister, 1946 in Nürnberg zum Tode verurteilt und hingerichtet.

**RUDOLF HESS** (geb. 1894), Fliegeroffizier im ersten Weltkrieg, nationalsozialistischer Politiker, 1933-1941 «Stellvertreter des Führers», 1941 Flug nach England, in Nürnberg zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, in Haft in Spandau.

**MARTIN BORMANN** (1900-1945), nationalsozialistischer Politiker, 1941-1945 Leiter der Parteikanzlei und «Sekretär des Führers», am 1./2. Mai 1945 bei der Flucht aus dem Führerbunker in Berlin wahrscheinlich umgekommen.

**HEINRICH HIMMLER** (1900-1945), Diplomlandwirt, nationalsozialistischer Politiker, Reichsführer SS, 1936 Chef der gesamten Polizei, 1943 Reichsinnenminister, 1944 Befehlshaber des Heimatheeres, 1945 Selbstmord.

**HANNS KERRL** (1887-1941), Justizbeamter, nationalsozialistischer Politiker, 1933 preussischer Justizminister, 1936 Kirchenminister.

**ALFRED ROSENBERG** (1895-1946), Schriftsteller, nationalsozialistischer Politiker, Verfasser des «Mythos», Reichsleiter, Beauftragter für weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP, 1941 Reichsminister für die Ostgebiete, in Nürnberg zum Tode verurteilt und hingerichtet.

**JULIUS STREICHER** (1885-1946), Volksschullehrer, Gauleiter von Franken, Herausgeber des «Stürmer», in Nürnberg zum Tode verurteilt und hingerichtet.

**ROBERT LEY** (1890-1945), Reichsorganisationsleiter der NSDAP, Führer der Arbeitsfront, Selbstmord in Nürnberg.

**LUDWIG BECK** (1880-1944), Generaloberst, 1935-1938 Chef des deutschen Generalstabes, Hauptbeteiligter am Attentat des 20. Juli 1944, fand am 20. Juli den Tod.

**WERNER VON BLOMBERG** (1878-1946), Generalfeldmarschall, 1933-1938, Reichskriegsminister

**WERNER FREIHERR VON FRITSCH** (1880-1939), Generaloberst, 1934-1938 Chef der Heeresleitung, 1939 vor Warschau gefallen.

**WALTER VON BRAUCHITSCH** (1881-1948), Generalfeldmarschall, 1938-1941 Chef der Heeresleitung.

**ERWIN ROMMEL** (1891-1944), Generalfeldmarschall, Führer der deutschen Truppen in Afrika, im Zusammenhang mit dem Attentat des 20. Juli 1944 zum Selbstmord gezwungen.

**PAUL PLEIGER** (geb. 1900), westfälischer Industrieller, Generaldirektor der Hermann-Göring-Werke, während des Krieges Reichskohlenkommissar, in Nürnberg zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt, 1951 aus Landsberg entlassen.



## PERSONENREGISTER

**FRITZ TODT** (1891-1942), Ingenieur, Erbauer der Reichsautobahnen und des Westwalls, Gründer der O.T. (Organisation Todt), im Kriege Munitionsminister, verunglückte tödlich bei einem Flugzeugunfall.

**ALBERT SPEER** (geb. 1905), Architekt, Erbauer der Führerbauten, 1942 bis 1945 Rüstungsminister, in Nürnberg zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt, in Haft in Spandau.

**BERNHARD VON BÜLOW** (1885-1936), Diplomat, Neffe des Reichskanzlers, Staatssekretär im Auswärtigen Amt unter Curtius, Brüning, Neurath.

**KONSTANTIN VON NEURATH** (geb. 1873), Diplomat, 1922 Botschafter in Rom, 1930 in London, 1932-1938 Aussenminister, 1939-1941 Reichsprotokoi in Böhmen und Mähren, in Nürnberg zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt, in Haft in Spandau.

**FRANZ GÜRTNER** (1881-1941), Jurist, 1922-1932 bayrischer Justizminister, 1932-1941 Reichsjustizminister.

**MARTIN NIEMÖLLER** (geb. 1892), evangelischer Theologe, im ersten Weltkrieg H-Bootkommandant, Führer der Bekennenden Kirche, seit 1947 Kirchenpräsident von Hessen.

**CARL FRIEDRICH GOERDELER** (1884-1944), Oberbürgermeister von Leipzig, Preiskommissar, Hauptträger der Widerstandsbewegung gegen Hitler, nach dem 20. Juli 1944 zum Tode verurteilt und hingerichtet.

**JOHANNES POPITZ** (1884-1944), preussischer Verwaltungsbeamter, Finanzwissenschaftler, bis 1929 Staatssekretär im Reichsfinanzministerium, 1932 bis 1944 preussischer Finanzminister, wegen Teilnahme am Widerstand gegen Hitler nach dem 20. Juli 1944 zum Tode verurteilt und hingerichtet.

**CLAUS GRAF SCHENK VON STAUFFENBERG** (1907-1944), Oberst im Generalstab, Hauptattentäter des 20. Juli, am 20. Juli erschossen.

**ULRICH WILHELM GRAF SCHWERIN VON SCHWANENFELD** (1902-1944), Gutsbesitzer, wegen Teilnahme am Attentat des 20. Juli zum Tode verurteilt und hingerichtet.

**PETER GRAF YORK VON WARTENBURG** (1904-1944), Jurist, wegen Teilnahme am Attentat des 20. Juli zum Tode verurteilt und hingerichtet.

**FRITZ GRAF VON DER SCHULENBURG** (1902-1944), Verwaltungsbeamter, Vizepräsident in Berlin und Breslau, wegen Teilnahme am Attentat vom 20. Juli zum Tode verurteilt und hingerichtet.

**ALEXANDER VON FALKENHAUSEN** (geb. 1878), General, militärischer Berater von Tschiang-Kai-Schek, während des Krieges Militärbefehlshaber in Belgien, 1944 verhaftet und im Konzentrationslager, 1945-1951 in alliierter Haft, 1951 in Belgien zu 12 Jahren Gefängnis verurteilt und begnadigt.

**KARL DÖNITZ** (geb. 1892), Grossadmiral, Führer der deutschen U-Bootwaffe, 1943-1945 Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, 1945 Nachfolger von Hitler, in Nürnberg zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt, in Haft in Spandau.